Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1889.

Elfter Band.



Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des elften Bandes.

Familienehre.

Roman

von

Carl Ed. Klopfer

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie scheinen auch schon zu wissen, was man sich seit einigen Minuten erzählt," sagte Irene mit scheinbar gleichgiltigem Lächeln zu dem jungen Offizier. „Ich bemerkte schon früher, daß irgend eine bedeutsame Geschichte in Umlauf gesetzt wurde. Gestehen Sie es nur, Herr v. Prangel, Sie wissen davon?"

„Ich, nun ja, das heißt —" Er besann sich noch rechtzeitig, daß ihm für diese Botschaft wohl wenig Dank Seitens der Hausfrau geworden wäre. „Ich hörte nur einige unbestimmte Muthmaßungen —"

„Muthmaßungen? Worüber? Dürfen wir nichts davon erfahren?"

„Ja doch, allein — gnädigste Frau Baronin könnte das wohl nicht so besonders interessiren, um so weniger, als man, wie bereits gesagt, nur dunkle Gerüchte —"

„Mein Gott, meinen Sie etwa die Demission des Ministers Wernshausen, der schon seit einigen Tagen mi'

seinem Sohne unterwegs nach Amerika sein soll?“ fragte Frau v. Spohr ganz ruhig. Der Naivetät der guten alten Dame fiel es gar nicht ein, welche Wirkung diese natürlich schon arg entstellte Nachricht, die sie bereits früher vernommen hatte, auf die Baronin ausüben mußte.

„Wie?“ rief diese emporfahrend und ließ ihren Silberlöffel klirrend auf die Tasse niederfallen, während eine plötzliche Bläſſe ihre frische Gesichtsfarbe verdrängte. Aber im nächsten Moment lächelte sie geringschätzig. „Was ist das für ein Gerede? Frau v. Spohr, Sie haben sich da wieder von einigen muthwilligen jungen Herren einen ganz gehörigen Bären aufbinden lassen. Wirklich zu komisch — hahahaha!“

Ihr Lachen klang etwas gezwungen. Frau v. Spohr nahm die Miene tiefster Kränkung an über den Zweifel, den man ihren Worten entgegenbrachte.

„Ich kann Sie versichern, Frau Baronin, ich wiederholte nur Thatsachen. — Herr v. Prangel, seien Sie doch so freundlich, meine Mittheilungen zu bestätigen, Sie werden doch dasselbe gehört haben?“

„Nun, nicht eben genau dasselbe, gnädige Frau,“ erwiederte der Lieutenant lächelnd und drehte ein wenig verlegen an seinem Schnurrbart, „es ist sozusagen — nun, gerade heraus, der Minister hat thatsächlich seinen Posten niedergelegt.“

„Und der junge Graf?“ frug Irene mit nervöser Hast.

„Je nun, es läßt sich nicht leugnen — Graf Herbert Wernshausen soll im Begriffe stehen, allerdings eine längere Reise anzutreten, oder so etwas dergleichen.“

„Er ist schon abgereist," erklärte Frau v. Spohr mit Entschiedenheit.

„Wirklich — Graf Herbert ist bereits —" hauchte die Baronin und stützte sich auf die Tischecke; ihre Augen hingen an den Lippen des Lieutenants.

„In der That — es wäre vielleicht möglich. Man sprach davon."

„Ich danke Ihnen!" sagte Irene kurz abbrechend. Sie preßte die Lippen aufeinander und warf Stephan einen Blick zu, in welchem sich ein häßlicher Zorn aussprach. Sollte der Maler geplaudert haben?

Brandt, der von dem ganzen Gespräch nur den kleinsten Theil vernommen hatte, erbebte unter dem Blitz, der aus diesem brennenden Augenpaar auf ihn herniederschoß. Er begriff gar nicht, um was es sich hier eigentlich handelte.

„Frau v. Spohr, bitte, vertreten Sie einstweilen meine Stelle! Mir ist etwas unwohl — ich fühlte es schon den ganzen Nachmittag; ich will mich — zur Ruhe begeben!"

Damit drückte sie ihr Spitzentaschentuch an den Mund und zerbiß es in kleine Fetzen, während sie durch die kleine Tapetenthür verschwand, die nach ihrem Zimmer führte.

Nur wenige der Gäste bemerkten diesen eiligen Rückzug der Hausfrau, aber der Lieutenant sorgte schon redlich dafür, daß Jedermann von der Wirkung Kenntniß erhielt, welche die „skandalöse Geschichte" auf sie hervorgebracht hatte.

„Ei, ei!" sagte Prinz Vamillarez lachend zu dem

Maler, mit welchem er allein am Tische zurückgeblieben war, „Sie können sich merken diesen Gesichtsausdruck der schönen Baronessa, junger Mann, wenn Sie einmal wollen malen Porträt von der verlassenen Dido."

Brandt schleuderte ihm einen wüthenden Blick zu und stand auf.

„Gehen Sie schon? — Ich will noch ein wenig spielen; es sind noch einige Liebhaber für das Pharao da. Wollen Sie nicht auch vielleicht ein bischen probiren Ihre Fortuna?"

„Danke!" sagte Stephan trocken und ging weg. Ganz traumverloren schlich er sich die Treppe hinab, in den Park, wo der von ihm bewohnte Sommerpavillon in der spärlichen Beleuchtung der Mondsichel düster inmitten der kahlen Bäume stand. Brandt trat ein und warf sich auf die nächste Ottomane im Atelier.

Was wollte die Baronin mit jenem zornigen Blick sagen? Sie war erregt über eine Nachricht, die den Grafen Wernshausen betraf; so viel hatte Brandt noch aus den Reden um ihn her entnommen. Wie, sollte Irene diesen Grafen dennoch lieben? . . . Sein Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken. Er schlug die Hände vor's Gesicht und seufzte schmerzlich auf. Was war er eigentlich, wenn die Baronin ihre unterstützende Hand von ihm abzog? Er mußte wieder hinabsteigen in seine bittere Armuth, die ihm jetzt doppelt drückend und beschämend erschien. Und was hatte er seither gethan, um sich auf der Ruhmesleiter emporzuarbeiten, deren erste Sprosse er gewissermaßen an dem Tage betreten, an welchem er

dieses Atelier bezogen hatte? — Dort auf den orientalischen Tischen lagen die Skizzenbücher — er hatte seitdem nicht einmal mehr darin geblättert; der große Karton, den er dazu bestimmt hatte, den Entwurf zu seiner „Lady Macbeth“ aufzunehmen, lehnte noch in jungfräulicher Weiße in der Ecke. Und sein Schmerzens- und Lieblingskind, die „Braut von Messina!“ Dort stand sie noch immer auf der Staffelei, fertig bis auf ein paar Pinselstriche, aber diese Pinselstriche hatte er noch nicht anzubringen Zeit gefunden. Vielleicht wollte er sich von diesem Bilde, das mit dem weitaus größten Theil seiner Entstehung noch im alten, traulichen Musenhofe wurzelte, nicht trennen; oder war es eine Art feiger Scheu, die ihn jedesmal ergriff, so oft er mit dem Pinsel in der Hand dem holden Mädchenangesichte gegenüberstand, das mit den reinen, unschuldsvollen Zügen, in welchen sich die der Baronin Mühlhoff mit denen Charlottens vermischten, aus dem Rahmen auf ihn herniedersah? Er konnte gar nicht mehr glauben, daß er es gewesen, der diesem Bilde Farbe und Gestalt gegeben; eine unsichtbare Götterhand schien diesem milden, lieblich-klaren Gesichte jenen Stempel von Lebenskraft aufgedrückt zu haben, der ihn oft in Entzücken versetzte, ihn noch öfter mit einem unheimlichen Schauer erfüllte.

Brandt hob den Kopf. Das ganze Atelier lag in tiefes Dunkel gehüllt, nur ein schwacher Mondstrahl hatte eine Spalte zwischen dem Zugvorhang gefunden, der das Deckenfenster verhüllte; er fiel schräg auf das Bild auf der Staffelei und beleuchtete just den Kopf Beatricens,

gerade genug, daß sich die Züge in dem verklärenden Schimmer erkennen ließen; die tiefen, seelenvollen Augen, sie spähten aus dem Rahmen heraus nach dem erwarteten Geliebten; der leicht geöffnete Mund schien selbstvergessen zu flüstern ... o, so leise, so leise — und doch waren deutlich die Worte vernehmbar: „Später, später, mein Herzallerliebster, wenn Du ehrlich Dich emporgerungen, dann will ich in Deine Arme eilen, und nichts soll uns mehr trennen als der Tod!"

Brandt erhob sich, ohne dem Bilde mehr einen Blick zu schenken. Er besann sich, daß es Zeit sei, den Pavillon zu verlassen, wollte er nicht in die unangenehme Lage kommen, sich vom Portier das Thor öffnen lassen zu müssen. Er drückte den Hut auf's Haupt und ging hinaus.

Als er über den Opernplatz schlenderte, seiner nicht weit davon gelegenen Wohnung zu, lastete jenes ungewisse Gefühl, das er sich nicht recht erklären konnte oder wollte, schwerer als jemals auf seiner Seele. Wie oft hatte er doch früher — o, wie lang ihm das schon her schien! — im Musenhofe über Sorge und Elend geklagt, jetzt war er frei von jenen kleinlichen Mißlichkeiten, aber nun fühlte er sich erst elend, o, wie entsetzlich elend!

— — — — — — — — — — — —

Trotzdem Limbach im Hausflur des Ministerhotels von dem hier auf und nieder gehenden Diener die Auskunft erhalten, daß der junge Graf „noch immer" abwesend sei, stürmte er die Treppe hinan, um den Freund ungesäumt aufzusuchen. Den Kammerdiener Herbert's, der ihn zurückhalten wollte, wies er zurück.

„Verzeihe, lieber Herbert," sagte er, als er in das Arbeitszimmer des jungen Grafen eintrat, „verzeihe, wenn ich Dich etwas störe und unangemeldet vorspreche, aber ich hoffe, Du wirst Deinem besten Freunde wegen dieser Außerachtlassung einer Förmlichkeit nicht grollen. Und ich bin doch Dein bester Freund."

Herbert eilte nach kurzem Besinnen auf ihn zu. Er hatte schon die Arme erhoben, um ihn an seine Brust zu ziehen, dann ließ er die Arme sinken und reichte dem Eingetretenen einfach, aber mit einem innigen Drucke die Hand.

Limbach war entschlossen gewesen, dem Groll über die seltsame Zurückgezogenheit des Freundes gleich in der ersten Minute und ohne Rückhalt Ausdruck zu geben. Als er aber jetzt in das verstörte, von einem tiefen seelischen Schmerz durchwühlte Gesicht desselben blickte, erfaßte ihn plötzlich tiefes Mitleid.

„Wie siehst Du denn aus?" rief er entsetzt mit bebender Stimme und wollte ihn in den Lichtkreis der Lampe ziehen, die auf dem Schreibtische stand. Herbert riß sich los und wandte sich ab. Einige Zeit lang kam kein Wort über die Lippen der Beiden. Der Eine wollte sein übervolles, hartbedrängtes Herz entlasten, konnte aber nicht den Muth dazu finden; der Andere achtete den Schmerz des Freundes und schwieg, um ihn nicht zu verletzen.

„Nimm Platz!" sagte Herbert endlich mit einiger Anstrengung. Limbach rollte sich den Fauteuil herbei, der neben dem Schreibtisch stand, dabei fiel sein Blick auf zwei elegante Juchtenkoffer, die zugeschnallt übereinander

in der Ecke standen. Dieser Anblick erinnerte ihn sofort wieder an den Zweck seines Besuches.

„Du willst in der That verreisen, Herbert, wie man mir sagte?"

„Ich wollte wirklich abreisen, aber — es geht nicht, ich darf nicht," lachte Jener bitter, indem er fortfuhr: „Ich weiß, was Du daran für Vorwürfe knüpfen möchtest, ich weiß, daß ich gegen Dich rücksichtslos handle, gegen Dich, meinen einzigen Freund, doch glaube mir, Joseph, ich stehe mit einem fürchterlichen Weh im Herzen da und kann mich Niemandem anvertrauen, so gern ich es auch möchte."

„Du erschreckst mich, Herbert! Vergönne mir wenigstens ein paar Fragen. Ist es zunächst wahr, daß Dein Vater sein Amt niedergelegt hat, wie heute Graf Neufeld erfahren haben will?"

„Ja, man hat dem Grafen nur das bestätigt, was er morgen oder übermorgen ja ohnedies aus den Zeitungen hätte entnehmen können."

„Gut, ich will mich dieserhalb auch mit denjenigen wahren oder fingirten Gründen begnügen, die ich in den nächsten Tagen darüber in den Journalen lesen werde. — Jetzt zu Dir, wenn Du erlaubst. Graf Neufeld begegnete Deinem Anwalt, dem Doktor Trenner —"

Herbert zuckte zusammen und sah den Freund an. „Nun?" fragte er hastig.

„Der Notar behauptete — verzeihe, wenn ich hier vielleicht einen lächerlichen Irrthum wiederhole — er behauptete, Du habest das Heirathsprojekt mit der Mühlhoff aufgegeben und würdest eine andere Ehe schließen."

„Ach ja," lachte Herbert grimmig auf, „damit konnte er nicht lange hinter dem Berge halten. Ja, lieber Freund, lächerlich scheint diese Nachricht, aber sie ist wahr."

„Wie?" rief der Baron. „Es ist wirklich so?"

„Ja. Ich werde mich nach Ablauf meiner Familien-trauer vermählen — nicht mit Irene — nun, er wird vielleicht auch gesagt haben mit wem sonst, wie?"

„Allerdings," antwortete Limbach zögernd, „mit seiner Tochter!"

Herbert lachte wieder krampfhaft auf. „Hahahaha! Nicht wahr, das klingt belustigend, aber auch das ist wahr! Ob die Welt früher oder später davon Kenntniß erhält, ist ja gleich. Mehr als einmal habe ich in diesen zwei Tagen der wahnsinnigen Idee Gehör gegeben, mich durch eine schleunige Flucht — aber nein, nein," brach er dann plötzlich ab, „es muß sein!"

„Um Gottes willen, fasse Dich!" sagte der Baron mit höchster Befremdung. „Was sprichst Du da für wirres Zeug. Mir scheint, Du redest im Fieber."

„Doch nicht, alter Freund, ich rede mit klarem Verstande: die kleine Trenner wird Gräfin Wernshausen — das werden wohl morgen schon die Spatzen auf den Dächern pfeifen!"

Er klopfte Limbach auf die Schulter und nahm dann wieder seinen erregten Gang durch das Zimmer auf. Der Baron sah ihm nach und konnte noch lange keine Worte finden. Ihm war das Ganze fast wie ein toller Traum. Er strich sich über die Stirne und befühlte seine Augen, als wolle er sich von seinem wachen Zustande überzeugen.

„Weiß Dein Vater davon?" fragte er endlich sehr kurz.

„Alles weiß er — willigt auch ein!" Und wieder drang das schneidende leise Lachen zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen hervor, während er wie eine Schildwache das Gemach durchmaß.

„Das ist höchst erstaunlich! — Und sage, aus welcher Ursache heirathest Du die — nein, es ist fast nicht zu glauben!"

„Aus welcher Ursache heirathet man denn gemeiniglich?" rief Herbert mit krampfhafter Heiterkeit, abermals stehen bleibend. „Aus Liebe! — Ja, ich nehme Fräulein Trenner aus purer Liebe, aus Liebe — hörst Du? — aus Liebe!"

Limbach erhob sich langsam von seinem Sitz und ging auf den Freund zu, seine Hand ergreifend und an sich ziehend.

„Ich bitte Dich, Herbert, laß diesen fürchterlichen Ton, ich will Dich ja nicht über Deine geheimen, gewiß sehr triftigen Gründe ausforschen, die Dich zu dieser Verbindung bestimmen, verweigere mir jede Auskunft darüber, aber gib diesen entsetzlichen Ton auf, er macht mich zusammenschauern, er klingt wie das Lachen eines Wahnsinnigen!"

„Wer sagt Dir denn, ob ich dies nicht schon bin?"

„Um's Himmels willen, hör' auf! Lange brauchst Du mich's wahrhaftig nicht zu versichern."

„Nun, Du magst Dich immerhin für die Zukunft mit diesem Gedanken vertraut machen, Joseph, denn glaube mir, die furchtbare Anspannung meiner Nerven muß endlich zum wirklichen Wahnwitz führen."

„So raffe Dich auf, Freund, schütte Dein Herz aus, Du weißt, hier in dieser Brust sind Deine Geheimnisse für Jedermann begraben, für mich selber sogar, wenn Du es verlangst, denn ich will diese Stunde aus meinem Gedächtniß verwischen, und kein noch so leiser Gedanke soll das mir in Erinnerung bringen, was Du für ewig aus der Welt geschafft wissen willst. Dir aber ist's Erleichterung, wenn Du Dich mittheilen kannst."

Herbert's Gesicht verzerrte sich unter einem inneren Seelenkampfe; jeder Muskel in diesem Gesicht spannte sich auf's Aeußerste an, aber kaum eine Sekunde dauerte die Ueberlegung, dann trat er zurück.

„Ich kann nicht!" schluchzte er auf, preßte die Hände vor's Gesicht und warf sich wieder in den Stuhl. Limbach nahm auch seinen Sitz wieder ein. So saßen sich die beiden Freunde eine Minute lang stumm gegenüber.

„Du darfst mir nicht zürnen, lieber Joseph, daß ich Deine freundschaftliche Antheilnahme zurückweisen muß, aber sieh — ich kann nicht anders. Bei meiner Ehre, nein! Die Sache ist nicht allein die meinige; sie betrifft noch Andere!"

„Dann will ich nicht in Dich dringen. Ich kann Dir unter diesen Umständen nur rathen: ertrage das als Mann, als muthvoller Mann, was Du als unumgänglich einsehen mußtest. Ein schwerer Gang wird Dir noch zu thun übrig bleiben — die Auseinandersetzung mit der Mühlhoff, denn so viel ich bemerken konnte, hat eine solche bis jetzt noch nicht stattgefunden, oder Irene müßte die Nerven eines Löwenbändigers haben."

„Nein, sie weiß noch nichts! O mein Gott, Joseph, ich weiß nicht, wie ich den Muth dazu finden werde. Anfangs war ich so verblendet und wollte mich mit ihr erst nach vollendeter Thatsache auseinandersetzen, aber das wäre ja feig, herzlos und eines Ehrenmannes unwürdig."

„Ueberdies müßte sie es längst durch andere Leute erfahren, was doppelt peinvoll wäre. Nein, das muß sofort in Ordnung gebracht werden, ehe noch ein diesbezügliches Gerücht, das ja der Notar in Umlauf setzen zu wollen scheint, an ihr Ohr dringt. Wenn es Dir aber zu schwer fällt, so will ich in Deinem Auftrage zu ihr gehen — soll ich?"

„Nein, nein," sagte Herbert mit trübem Lächeln, „das geht nicht; sie kennt Dich ja als einen ihr nicht besonders Wohlgesinnten. Ich muß selbst mit ihr reden, so geziemt es sich. — Ich danke Dir aber herzlich für Dein Anerbieten und hoffe, Du wirst auch in Zukunft treu an meiner Seite stehen, nicht wahr?"

„Das versteht sich; und dennoch mußte ich mich Dir heute förmlich aufdringen mit meinem Besuch," sagte Limbach lächelnd, während er dem Freunde mit Wehmuth in die Augen blickte. „Ich glaube wahrhaftig, wenn ich mich durch Deinen Diener bei Dir hätte anmelden lassen, Du würdest mich gar nicht empfangen haben, he?"

„Vielleicht wirklich nicht, denn dieselbe ängstliche Scheu, die mich befällt, wenn ich an Irene denke, ließ mich vor einer unumwundenen Eröffnung Dir gegenüber zurückschrecken. Ich wollte die Rücksprache mit Dir möglichst weit hinausschieben; doch es ist jetzt besser, daß es so ge-

kommen ist, ich habe das, was ich Dir überhaupt gestehen durfte, glücklich vom Herzen, und dazu die Zuversicht gewonnen, in Dir, so es möglich ist, einen Vertheidiger zu besitzen, wenn man in der Gesellschaft darüber die Achseln zucken wollte, daß ich scheinbar wie ein Ehrloser handle, indem ich mich von der bereits Erwählten im Handumdrehen lossage."

„Baue auf mich, Herbert, ich will thun, was in meinen Kräften steht, wenn es nöthig ist, sogar mit Säbel und Pistole für Dich eintreten, obwohl ich, wie Du weißt, ein prinzipieller Gegner des Duells bin. Uebrigens sei gewiß, die Aristokratie ist — ob mit oder ohne Grund will ich nicht entscheiden — derart gegen die Baronin Mühlhoff eingenommen, daß man es Dir weit eher verzeihen wird, wenn Du das einfache Bürgermädchen nimmst, als wenn — nun ja, ich schweige ja schon, wenn Dir ein Gefallen damit geschieht! — Apropos, wird Dein Vater jetzt, nachdem er auf sein hohes Amt verzichtet hat, in der Residenz verbleiben oder sich auf eines der Güter zurückziehen?"

„Er gedenkt schon im nächsten Monat, wenn er seine Geschäfte in aller Form seinem Nachfolger übergeben hat, nach Lichtenau oder Steinitz, wie Du weißt, unseren bedeutendsten Gütern, zu reisen, um sich daselbst seinen Privatstudien zu widmen und nebenher ein wenig Landwirthschaft zu betreiben."

„So, nun bin ich orientirt," sagte Limbach, dem Freunde zum Abschied die Hand reichend. „Wir sehen uns doch morgen?"

„Wenn ich den Gang zu Irene gethan habe — ja. Sprich also, bitte, morgen Nachmittag wieder bei mir vor."

Fünfzehntes Kapitel.
Befreit und gefesselt.

Die Fenstergardinen im Boudoir der Baronin Mühlhoff waren noch herabgelassen, trotzdem die Zeiger der Uhr auf dem Kaminsimse schon auf ein Viertel nach Zehn wiesen.

Irene hatte sich am Abend vorher, nachdem sie sich in so wenig verbindlicher Weise von ihren Gästen verabschiedet, keineswegs, wie sie gesagt und sich auch vorgenommen hatte, zur Ruhe begeben; das ließ ihre wilde Erregung über die Ereignisse, die ihr gemeldet worden waren, nicht zu. Erst gegen Morgen senkte sich ein leichter Schlummer auf ihre Augenlider, die von den Thränen, welche ihr ein bitterer Zorn erpreßt hatte, geröthet waren. Sie warf sich auf einen Divan und überließ sich Traumbildern, die begreiflicher Weise nicht die allerlieblichsten sein konnten. So fand sie im Schlafe keine Erquickung; als sie gegen neun Uhr erwachte, fühlte sie sich ungemein abgespannt, ihre Glieder waren wie mit Blei beschwert, und ihre Augen brannten.

In der denkbar übelsten Laune überließ sie sich einem Dahindämmern zwischen Schlaf und Wachen, ihre Gedanken weilten unausgesetzt bei dem düsteren Gemälde ihres Mißgeschicks. Ihr böses Gewissen zweifelte keinen Augenblick daran, daß Herbert mit seiner Abreise eine stillschweigende Trennung von ihr beabsichtige. Brandt

mußte geplaudert haben, vielleicht ohne bösen Willen, nur im sorglosen Zwiegespräch mit Baron Limbach etwa, der mit seinem scharfen Blick erkannt haben mochte, daß der Maler der Mitwisser eines für sie sehr wichtigen Geheimnisses sei. War der Baron wirklich auf eine solche Fährte gelangt, so konnte es seiner Gewandtheit nicht schwer gewesen sein, dem offenen, vertrauensseligen Künstler fast ohne dessen Wissen Alles, was er überhaupt wußte, zu entlocken. Ja, so mußte es gewesen sein! — O, wie Irene jetzt diesen „farbenklecksenden Tölpel" verabscheute, fast mehr noch als den Baron.

Jetzt war sie in der Stimmung, den Ausspruch Limbach's vollauf zu rechtfertigen, der sie mit einer Katze verglich, welche zuweilen ihre ganze Raubthiernatur mit den sonst so sorgfältig verborgenen Krallen zeigen mußte.

Dieser Baron Limbach! Wie gut er sie kannte! Er wußte, daß alle seine tausend und abertausend Bedenken, selbst wenn er sie — wie jetzt — mit den niederschmetterndsten Beweisen unterstützen konnte, machtlos waren gegen die Künste, die Irene in's Feld führen konnte, wenn es ihr nur einmal noch gelang, Herbert unter vier Augen zu sprechen. In dieser Voraussicht hatte er den Freund aus der Residenz entfernt, dem Einfluß ihrer Sirenenstimme entzogen. Das war es, was die Baronin so wüthend machte, die wohlberechnende List dieses Limbach, an dem alle ihre Schachzüge zu Schanden wurden. —

Während Irene so ihren wenig erbaulichen Betrachtungen nachhing, wurde sie plötzlich durch das Geräusch der langsam sich öffnenden Zimmerthür emporgeschreckt.

Frau v. Spohr war's, die so lautlos, als es ihr nur möglich war, das Gemach betrat und sich behutsam dem Lager der Baronin näherte.

„Was gibt's?" frug Irene kurz und unwirsch.

„Ach, Gott sei Dank, daß Sie schon auf und angekleidet sind, Frau Baronin! Doch — Gott steh' mir bei! — das Bett ist ja noch ganz und gar unberührt! So haben Sie also die ganze Nacht hier auf dem Divan zugebracht? Wohl gar nicht geschlafen?"

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen und mäßigen Sie Ihr Erstaunen, meine Liebe. Was haben Sie mir zu sagen?"

„Denken Sie sich nur, Frau Baronin, wie sehr man uns belogen hat, als man behauptete, der junge Graf Wernshausen wäre abgereist. Er ist soeben angekommen und bittet Sie, ihm Gehör zu schenken."

„Was?" rief die Baronin und sprang wie elektrisirt empor, die Gesellschafterin ziemlich unsanft am Arme packend. „Täuschen Sie sich nicht? Graf Wernshausen, wirklich Herbert Wernshausen ist da?"

„Er sitzt drüben im kleinen Salon und erwartet Sie. Er bat mich, Ihnen zu sagen, daß seine Zeit sehr kurz bemessen sei."

„Gut, gut, ich werde mich beeilen! Schicken Sie mir, bitte, doch möglichst rasch Jeannette herein. — Doch nein, ich werde ohne die Zofe schneller fertig. — Gehen Sie zum Grafen hinüber und melden Sie ihm, daß ich sofort erscheinen würde."

Frau v. Spohr verschwand, während Irene mit fieber=

hafter Hast an ihren Toilettentisch trat. Ein Blick in den großen Spiegel genügte ihr, um sie erkennen zu lassen, daß die einfache, geschmackvolle helle Gesellschaftsrobe, die sie noch nicht abgelegt hatte, sehr gut zu ihrem blassen Teint, zu den matten, feuchten Augen und der aufgelösten Frisur passe. So mußte sie unfehlbar einen tiefen Eindruck machen.

Jetzt hatte sie ihre ganze Fassung wiedergewonnen, jetzt fühlte sie sich neuerdings als Herrin der Lage. Herbert war da, um ihr vielleicht Vorwürfe zu machen, sie über dies und Jenes zur Rede zu stellen — bah, sie war allen Anschuldigungen gewachsen! Jetzt war noch nichts verloren — nur Muth und Geistesgegenwart zusammengerafft!

Sie tauchte ein Frottirläppchen in eine wohlriechende Essenz und fuhr sich damit über Augen, Schläfen und Stirne, dann legte sie mit der Puderquaste eine sehr feine, kaum sichtbare Schichte Reismehl auf die Wangen, vollendete mit einigen geschickten Griffen die Unordnung ihrer Frisur und betrachtete sich nochmals mit einem Kennerblick im Spiegel. Jetzt war die Trauerspieltoilette vollendet. —

Herbert hörte nicht auf die Worte der Frau v. Spohr, die mit ihm ein Gespräch über das Wetter und sonstige interessante Dinge angeknüpft hatte, das heißt, die gute Dame besorgte das ganz allein und merkte in ihrer Redseligkeit gar nicht, daß sie einen mehr als unaufmerksamen Zuhörer an dem Grafen hatte, der fortwährend nach der Thür sah, durch welche die Herrin des Hauses eintreten

mußte. Er fühlte sich schwer bedrückt unter der Pein dieser Erwartung. Wie sollte er ihr seine Eröffnung vorbringen, wenn sie ihm in der ganzen Heiterkeit ihres unbefangenen Gemüthes gegenübertrat, das keine Ahnung von dem hatte, was er ihr so unvermittelt schroff entgegenschleudern wollte, entgegenschleudern mußte.

Als sie nun plötzlich in ihrer natürlichen und künstlich vergrößerten Verstörtheit im Thürrahmen erschien, blaß, erschüttert, die schönen Augen geröthet und blau umrändert, mit aufgelösten Haaren, die eine Hand auf's Herz gepreßt, in der anderen das thränenfeuchte Battisttüchlein haltend, ein Urbild weiblichen Schmerzes — da durchrieselte es Herbert mit kalten Schauern. Sie wußte also bereits, warum er gekommen? Hatte sie das Gerücht erreicht, das in diesem Augenblicke die Residenz von einem Ende bis zum anderen durchschwirren mochte?

Er stand auf und ging ihr einen Schritt entgegen, aber das Wort erstarb auf seinen Lippen. Irene, die mit innerer Befriedigung den Eindruck bemerkte, den ihre Erscheinung hervorbrachte, blieb eine Weile unbeweglich stehen, um ihm den vollen Anblick ihrer in dieser Verfassung ganz eigenartig anziehenden Schönheit zu gönnen, gleichsam als wolle sie sich sammeln, ihren bitteren Schmerz für den Augenblick gewaltsam zurückdrängen. Dann gab sie der Gesellschaftsdame einen leisen Wink, der diese über die Ueberflüssigkeit ihrer Anwesenheit unterrichtete, und näherte sich mit unsicheren Schritten dem Divan, auf welchen sie sich niedersinken ließ.

Als sie allein waren, nahm auch Herbert wieder Platz

und schöpfte unter bangem Herzklopfen Athem; er hatte keine Zeit zu verlieren.

„Gnädige Frau," begann er stockend und mit nicht ganz sicherer Stimme, „wenn ich Ihre augenscheinliche Bewegung richtig deute, so — so sind Sie über den schmerzlichen Anlaß meines Besuches nicht mehr so ganz im Unklaren —?"

Frau v. Mühlhoff betupfte ihre Augen mit dem spitzenbesetzten Taschentuche. „Ich habe allerdings aus zweiter Hand — gestern schon — einige Andeutungen vernommen, die mich auf ein Furchtbares vorbereiteten," hauchte sie mit sichtbarer Anstrengung hervor, „Andeutungen, die mir nun durch Ihre Haltung genugsam bestätigt werden. Dennoch will ich —"

„So verzeihen Sie mir, Frau Baronin, wenn ich, ehe ich noch auf die Beweggründe zu meiner — veränderten Lage komme, Ihnen diese selbst in kurzen Worten klarlege. Seien Sie gewiß, es wird mir nicht weniger schmerzlich, Ihnen dies Alles zu sagen, als vielleicht Ihnen, es anzuhören. Ich handle unter einem Zwang, dem ich mich leider nicht entziehen kann."

„Ich weiß, ich weiß," entgegnete sie mit trübem Lächeln, „Sie finden sich durch Grundsätze gezwungen. Nun, ich bin gewohnt, die Verleumdungen der Welt zu ertragen. Freilich dachte ich nie, daß dieselben endlich auch bei Ihnen Glauben finden würden. Nun, ich verschmähe es, mich Ihnen gegenüber zu vertheidigen, denn dies betrachte ich als meiner unwürdig."

Ihr Athem zitterte wie unter mühsam verhaltenem

Schluchzen. Sie führte abermals das Taschentuch an Lippen und Augen.

„Irene!“ rief Herbert, sich einen Augenblick vergessend, um gleich darauf etwas ruhiger fortzufahren: „Gnädigste Frau Baronin, Sie irren sich mit dieser Ihrer Annahme. Es wäre für mich wahrlich bequemer, wenn ich Sie in diesem Irrthum ließe, der mir eine raschere Erledigung meiner Aufgabe ermöglichen würde, aber ich bin Ihnen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit schuldig — das heißt, so weit ich —“

„Bitte, kürzen wir diese Erörterungen ab oder verschieben wir sie wenigstens auf später. Ich erwarte jetzt eine unumwundene Erklärung über die Entschlüsse, die Sie bezüglich unserer Zukunft gefaßt haben, Herr Graf. Warum mich stückweise zerfleischen —“

Jetzt schien sie ihren Thränen nicht mehr gebieten zu können. Sie preßte die Hände vor's Gesicht, und ihr ganzer Körper bebte unter krampfhaftem Schluchzen. Herbert wurde durch diesen Schmerzensausbruch derart erschüttert, daß er gewaltsam an sich halten mußte, um nicht neben der Ottomane auf's Knie zu sinken und Irenens Hände an seine Lippen zu drücken. Er wandte sich ab und sah zu Boden. Doch dauerte es geraume Weile, bis er sich soweit wieder gesammelt hatte, um in dem einmal angeschlagenen Tone fortfahren zu können.

„Ja, Sie haben Recht, ich bin es uns Beiden schuldig, diesen peinvollen Augenblick nach Thunlichkeit abzukürzen. Ich nahe Ihnen als Bittender; ich muß Sie bitten, mir jenes Wort — zurückzugeben, mit welchem ich mich

einst mit Ihnen verband — für ewig, wie ich hoffte, damals hoffen durfte —"

Er erwartete einen Einwurf von ihrer Seite, aber Irene schwieg. Nur ein halberstiktes Schluchzen drang aus dem Kissen des Divans hervor.

„Ein mißgünstiges Geschick hat es so gefügt, daß wir von einander gehen müssen. Wir können einander nicht angehören. Mein Herz weiht Ihnen die reinsten, hingebendsten Gefühle, Ihr Bild steht in unverlöschbaren Linien darin für immer eingegraben, aber es ist mir nicht vergönnt, dem mächtigen Zuge meines Herzens zu folgen."

Frau v. Mühlhoff horchte jetzt hoch auf. Sie hatte Mühe, ihre Ueberraschung nicht merken zu lassen. Was war das? Das klang ja ganz anders, als das, was sie zu hören erwartet hatte.

„Wir müssen uns trennen," fuhr der Graf fort, „aber wir können ohne Vorwurf von einander scheiden, denn ich bin daran so unschuldig als Sie, glauben Sie mir."

„So hegen Sie keinerlei Mißtrauen gegen mich? Man hat mich nicht neuerdings in Ihren Augen durch häßliche Märchen verleumdet?" sagte sie, sich langsam erhebend. Sie hatte wirklich keinen Grund mehr, ihr sehr natürliches Staunen zu verbergen.

„Keineswegs, und wenn auch — Sie wissen ja, wie ich über dergleichen denke. Nein, ich habe gegen Sie nicht einmal den Schein einer Anklage vorzubringen, aber deshalb ist der Grund, der mich von Ihrer Seite reißt, der mich Ihnen gegenüber zum Treulosen macht, nicht weniger zwingend. Ich muß mein Wort von Ihnen zurückerbitten."

Die Baronin durchflammte jetzt mit einem Male wieder der Zorn, der gestern schon ihre ganze Leidenschaftlichkeit erregt hatte, ein Zorn, der selbst ihre Klugheit und berechnende Vorsicht über den Haufen warf. Sie hatte ihre Rolle, die darauf hinauslief, die Bekenntnisse des Malers über ihre Vergangenheit zu widerlegen oder doch in andere Beleuchtung zu stellen, so wohl einstudirt, sie hatte alle Steigerungen berechnet, durch welche sie den leicht entzündbaren Grafen fortzureißen gedachte — aber jetzt war ja das Alles überflüssig. Sie glaubte nicht an die Versicherungen Herbert's, ihr war es klar, daß er sich einfach ihrer entledigen wolle, obgleich sie nicht wußte, was bei ihm diese Sinnesänderung hervorgebracht haben konnte.

Nunmehr ganz eine Sklavin ihrer dämonischen Wuth, gab sie keinem Gedanken mehr Raum, der ihr etwa noch Hoffnung gegeben hätte; mit einem höhnischen Lächeln, die Hände krampfhaft ineinander gekrallt, trat sie vor ihn hin, der unwillkürlich seinen Arm wie abwehrend emporhob. Er war in der That entsetzt über den ganz ungewöhnlichen Anblick, den diese sonst so blühend schöne Frau jetzt bot. Die verzerrten Züge, das zornsprühende, stechende Augenpaar — sie hatten nichts mehr von ihrer Schönheit.

„Und wenn ich Dir nun Dein Wort *nicht* zurückgeben wollte?" zischte Irene zwischen den Zähnen hervor, während ihre Finger krampfhaft zuckten. „Wenn ich Dir Dein Wort nicht zurückgeben wollte?" wiederholte sie.

„Mein Gott, fassen Sie sich doch, Irene!" sagte Herbert, der in seinem Entsetzen kaum Worte finden konnte. „Ich muß — ich kann nicht anders —"

„Sie lieben eine Andere," rief sie zähneknirschend, „und wollen meiner ledig sein, Graf! Ist es nicht so?"

„Nein," stammelte er, schwer athmend, während er langsam aufstand, „ich liebe — ich liebe nicht, kein Weib mehr, aber ich muß meine Hand einer Anderen reichen, die mir durch furchtbare Verhältnisse aufgezwungen wird, die ich Ihnen nicht nennen kann. Ich muß Sie, Frau Baronin, sogar bitten, über dieses mein Geständniß Schweigen zu beobachten, denn die Welt darf nicht erfahren, daß meine Heirath aus solchen Rücksichten geschlossen wird, wie ich sie eben Niemand anvertrauen kann."

„Hahahaha! Sie entwickeln da eine bewundernswerthe Naivetät, mein bester Herr Graf. Sie wollen mich ohne Weiteres abschütteln und verlangen dabei von mir eine Schonung, die thöricht wäre, wollte ich sie Ihnen gewähren. Ich werde Ihnen zeigen, was ein beleidigtes Weib vermag."

Sie erschrak jetzt selbst und hielt inne vor seinem Blick, in welchem sich die ganze jähe Wandlung aussprach, die seine Gefühle in diesem Augenblick durchmachten. Es überkam sie ein Schatten von Erkenntniß, daß sie ihn vielleicht jetzt doch falsch beurtheilt und daß sie sich zu weit habe hinreißen lassen in ihrem niedrigen Zorn, der mit einem Male Alles verloren sah, was durchdachteste Schauspielkunst so lange und mit solcher Mühe aufgebaut hatte.

„Madame, man hat Sie in meinen Augen oft zu verleumden gesucht," sagte er mit halblauter Stimme, durch die ein tiefer Ernst klang, „aber ich habe diese vielfachen

Anschuldigungen verachtet; geben Sie Acht, gnädigste Baronin, daß Sie sich jetzt nicht selbst verleumden."

Irene biß sich auf die Lippen; sie empfand jetzt erst, wie unüberlegt sie gehandelt hatte. Sie warf sich auf den Divan und weinte jetzt wirklich aus Zorn über sich selbst.

Herbert empfand wieder Mitleid mit ihr, er sagte sich, daß er sie ja doch nur selbst so gereizt habe, und wollte wenigstens nicht im offenen Groll von ihr scheiden.

„Weinen Sie nicht, Irene," sagte er sanft und legte seine Hand auf ihr Haar, „vergeben Sie mir, daß ich Sie so schwer kränken mußte. Lassen Sie mich in mein freudeloses Leben, dem ich entgegengehe, wenigstens das schöne Gefühl mitnehmen, daß Sie meiner nicht in Haß gedenken. Können Sie mir das versprechen?"

Irene glaubte etwas in seiner weichen Stimme zu hören, das ihr noch einen Strahl von Hoffnung schenken konnte. Noch einmal raffte sie sich auf, um den Versuch zu machen, ihn zu besiegen. Vor Allem galt es, ihm die Ueberzeugung ihrer unwandelbaren Liebe beizubringen, und dazu war kein Mittel zu gewagt. Ehe es sich Herbert noch versah, war sie vom Divan herabgeglitten und ihm zu Füßen gesunken.

„Wie könnte ich Dich denn hassen, Herbert," schluchzte sie, seine Kniee umklammernd. „Hast Du denn nie gehört, daß wir gerade am heißesten lieben, wenn wir dem Manne zu fluchen scheinen? Und Du hast mich ja auch durchschaut, Du weißt, daß ich kein anderes Glück kenne, als Dir anzugehören, mein Geliebter, darum werfe ich

den falschen Stolz bei Seite und sage Dir hier zu Deinen Füßen, daß ich Dich liebe, wie nie ein Mann von einem Weibe geliebt wurde, daß ich Dich anbete, hörst Du! Und ich habe auch Dich durchschaut, Du Einziger, ich weiß, daß Du mich gleichfalls mit unbezwinglicher Gluth liebst; wie könnte es auch anders sein, denn wäre Dein Herz aus Stein, der gewaltige Odem meiner hellen Liebesflamme müßte Dir doch einen kleinen Bruchtheil davon einhauchen, mit welchem sich mein Gemüth schon zufrieden gäbe! Sieh, Du liebst sie nicht, die Gehaßte, der Du Dich verbinden mußt, wie Du sagst — nun denn, wer hindert Dich dann, dem Zuge Deines Herzens zu folgen? Ihr magst Du Deinen Namen, Deinen Rang, Dein Vermögen schenken — ich will nichts, als Deine Liebe, Herbert!"

„Madame!" sagte er zurücktretend, die auf dem Boden Knieende mit finsterem Stirnrunzeln betrachtend. Sein Ton war kalt und gelassen und stach dadurch grell von ihrem leidenschaftlichen Pathos ab. „Madame, was Sie hier sagen, macht Ihnen und auch mir wenig Ehre, denn Sie sollten mich besser kennen."

„So hast Du gelogen, als Du mich Deiner Liebe versichertest?" schrie Irene, während ihr die helle Röthe des Zornes in die Wangen stieg.

„Nein, denn ich liebte Sie wirklich, Frau Baronin, als ich noch weibliche Würde an Ihnen schätzen konnte. Ich danke Ihnen, daß Sie mich durch diesen Auftritt von einem schweren Vorwurf, den ich mir gemacht hätte, entlastet haben. Jetzt scheide ich wirklich mit einem weit leichteren Herzen. Leben Sie wohl!"

Und ohne sich nur noch einmal umzusehen, schritt er fest und sicher hinaus. Irene stützte die Ellenbogen auf den Fußteppich, legte das Kinn in die Hände und sah ihm mit einem leisen Lachen der Wuth nach. Sie war in diesem Augenblick aber fast über sich ebenso zornig, wie über ihn. Ja, sie hatte sich in diesem Manne schwer getäuscht. Oder hatte auch er nur eine Komödie aufgeführt? Vielleicht war er dennoch über die Geschichte ihrer Jugendjahre unterrichtet? Darüber konnte sie sich allenfalls Gewißheit verschaffen. Und wehe dem Maler, wenn er wirklich geplaudert hatte; Frau v. Mühlhoff war heute — und besonders jetzt — gerade in der Stimmung, ihrer tiefinnerlichen Erbitterung Luft zu machen, ihren Zorn an irgend Jemand auszulassen.

— — — — — — — — — — — —

Stephan Brandt verließ heute seine Wohnung früher als gewöhnlich, um sich in das Atelier im Palais Mühlhoff zu begeben. In der vergangenen Nacht hatte er ernste Selbstbetrachtungen angestellt. Er war sich endlich darüber klar geworden, was der leere Raum in seinem Innern vermissen ließ — das war die frühere Hoffnung, das Vertrauen in sein Künstlertalent, das innere Selbstbewußtsein, das ihn in den Tagen der Armuth aufrecht erhalten, ihn mit einem nie versiegenden Humor und mit Lebenslust ausgestattet hatte, und das ihn jetzt, im Wohlleben, zu fliehen schien. Das sollte und mußte anders werden! Nicht einen Augenblick wollte er säumen, zu handeln. Er hatte allerdings die Freunde der früheren Tage, das Mädchen seiner ersten Liebe verloren, aber die Kunst, sein

herrliches Talent war ihm ja geblieben, nichts sollte ihn mehr von der Aufgabe, die er vor sich sah, ablenken können.

Jetzt mußte er es noch als Glück betrachten, daß die Baronin durch ihre Vermählung mit dem Grafen Wernshausen ihm, seiner ihn verzehrenden Liebe entrückt werden würde. Er brauchte dadurch nicht einmal selbst den immerhin schmerzlichen Schritt zur Trennung von ihr zu thun, das kam ja dann ganz von selbst, wenn sie Gräfin Wernshausen geworden. Er, Stephan, aber konnte mit der Summe, mit welcher die Baronin seine beiden an sie verkauften Bilder honoriren würde, selbst zwei bis drei Jahre lang in sorglosen Verhältnissen neue Werke vollenden, welche seinen Ruhm befestigen mußten. Und konnte er nicht auch hoffen, die Gönnerschaft des Grafen Herbert zu erwerben, den Irene doch gewiß auf den jungen Künstler aufmerksam zu machen nicht ermangeln würde?

So sah er seinen nächsten Weg klar vor sich liegen.

Mit diesem Gedanken hatte er den Weg nach dem Opernplatz angetreten. Heute schien ihm die Welt noch einmal so schön, trotzdem der Herbsthimmel thränenschwer wie eine einzige graue Wolke über der Stadt hing. Als Brandt auf den großen Platz einbog, sah er kaum hundert Schritte vor sich eine große, breitschulterige Gestalt des Weges kommen. Auf den ersten Blick hatte er den ihm Entgegenkommenden erkannt; es war Vollbrecht. Einen Augenblick blieb er unschlüssig stehen, überlegend, ob er nicht umkehren oder in eine Seitenstraße abbiegen sollte, denn es war ihm sehr peinlich, mit dem Schrift-

steller, von welchem er sich in so wenig freundschaftlicher Weise getrennt hatte, gerade hier, in der nächsten Nähe des Palais Mühlhoff, zusammentreffen zu müssen. Er wollte schon quer über den Opernplatz seinen Weg nehmen, als er den Blick des Herankommenden fest auf sich gerichtet sah; jetzt konnte er mit Schicklichkeit nicht mehr ausweichen. Pah, was war auch weiter dabei — ein flüchtiger Gruß und Jeder geht seines Weges. So setzte er sich rasch in Bewegung, um die Begegnung wenigstens nach Möglichkeit abzukürzen.

„Guten Tag, Vollbrecht!" rief er, ohne ihn anzusehen, indem er grüßend mit der Hand winkte, und wollte vorüber, aber der Schriftsteller streckte gelassen seinen starken Arm aus, faßte den Maler seitwärts am Rockkragen und zog ihn ohne Weiteres zu sich heran. Einen Augenblick lang sahen sich die beiden ehemaligen Stubengenossen wortlos an. Brandt erröthete etwas und versuchte zu lächeln.

„Hat mich denn wirklich Herr Professor Stephan Brandt begrüßt?" sagte Vollbrecht ernst, ohne eine Miene zu verziehen. „Ich fürchtete schon, von diesem vornehmen Herrn nicht mehr erkannt zu werden, der ja jetzt weit Wichtigeres zu thun hat, als sich der ehemaligen Freunde aus der ‚silbernen Rübe' zu erinnern."

„Ach, ich merke," lachte Stephan etwas gezwungen, „der gute Luigi Stampfel, der mich allerdings in einer etwas unwirschen Laune getroffen, hat sich bei euch beschwert?"

„Hm! Man weiß also schon, woher man auf solche

Vermuthungen käme; das ist kein Zeugniß von einem guten Gewissen."

„Ich bitte Dich, Du kennst ja den Stampfel, seine Ueberspanntheit und Empfindlichkeit am ganz unrechten Orte. Man ist eben nicht immer bei Laune, seine Verrücktheiten zu belachen. Ich war damals gerade sehr beschäftigt —"

„Ich weiß, ich weiß — mit Studien in der ‚Kunst zu lieben'. Doch das ist ja Deine Sache, es kommt mir nicht zu, über Dein Thun und Lassen Rechenschaft zu fordern."

„Nun, Richard, ich weiß dennoch eine Zeit, wo Du anders darüber dachtest, wo wir eben in dieser Angelegenheit eine ernste Zwiesprache führten."

„Ja, das war damals, wer weiß, wie lange das schon her ist."

„Erst einige Tage."

„Wirklich? Ich glaubte, es wären schon Jahre darüber hingegangen, als ich noch einen guten Kameraden, einen gewissen Stephan Brandt kannte —"

„Richard," sagte der Maler, die Hand des Anderen ergreifend, „warum willst Du diesen guten Kameraden zu den Todten werfen?"

„Wie, so lebte er wirklich noch?" rief der Schriftsteller, dessen Miene sich aufheiterte.

„Warum nicht, ich will Dir ihn wieder vorführen, wenn Du willst. Ich möchte Dir gerne viel von dem armen Thoren Brandt erzählen — hast Du einige Zeit für ihn übrig? Dann komme mit mir; hier auf der Straße können wir uns doch nicht verständigen."

Vollbrecht zögerte einen Augenblick, dann machte er Kehrt, schob seinen Arm in den Stephan's und folgte ihm nach dem Hause der Baronin Mühlhoff.

„Ich war eben im Begriffe, meinen allmorgendlichen Spaziergang anzutreten, mit welchem ich mich für die Arbeit des Tages zu stärken pflege, denn Du mußt wissen, daß ich jetzt mit Hochdruck an meinem Romane arbeite. Doch werde ich mich in einem vernünftigen Gespräche mit Dir nicht weniger erholen, als durch die herrlichste Promenade."

Als sie Beide durch den Hausflur des Palastes schritten, begrüßte der gravitätische Portier Stephan mit Ehrerbietung.

„Was meinst Du," frug der Schriftsteller lächelnd, als sie an dem Thorhüter vorüber waren, „glaubst Du, daß dieser stattliche Cerberus dem Künstler Brandt seine Verbeugung gemacht habe? Ich glaube, das galt mehr dem Günstling der vornehmen Hausfrau."

Brandt lachte und erwiederte nichts. Er trat einen Schritt voraus, um die Thür des Gartenpavillons, seines Ateliers, zu öffnen.

Als er den Schriftsteller eintreten ließ, erwartete er einige spitze Bemerkungen über den Luxus dieser Räume zu hören, die freilich in keiner Beziehung an die Mansardenstube im Rübenhofe erinnerten. Vollbrecht hätte auch gewiß mit seinen Ausfällen nicht zurückgehalten, wäre seine Aufmerksamkeit nicht gleich beim Eintritte auf das Gemälde der „Braut von Messina" gelenkt worden, das, dem Eingange gegenüber aufgestellt, sofort in's Auge

fallen mußte. Eine Sekunde lang blieb er wie angewurzelt auf der Schwelle stehen, während ein halblautes „Ah!" seinen Lippen entschlüpfte, dann eilte er mit drei Schritten an die Staffelei und versenkte sich in die stumme Betrachtung des wirklich überwältigend schönen Bildes.

Stephan stand seitwärts davon und weidete sich an der offenkundigen Bewunderung des Freundes, der lange keine Worte finden konnte.

„Nun, Richard, Du siehst ja das Bild an, als wäre es Dir ganz neu. Es ist doch die alte, Dir längst bekannte Arbeit, die ich drüben im Musenhofe schon fast vollendete. Ich habe jetzt nur wenig mehr dazu gethan."

Vollbrecht schüttelte den Kopf. Als Brandt hinter die Staffelei trat, um dem Schriftsteller in's Gesicht zu schauen, sah er Thränen in seinen Augen glänzen.

„Nun, Du Kindskopf," sagte er mit gerührtem Lächeln, „so gefällt es Dir also?"

Vollbrecht faßte ihn an den Schultern, sah ihm fest in's Auge und zog ihn dann an seine Brust.

„Wahrhaftig, Richard, Du thust mir zu viel Ehre an. Ich finde das Bild nicht so tadellos, wie Du es zu finden scheinst."

Der Schriftsteller packte den Maler an der Hand und zog ihn mit sich vor das Gemälde.

„Stephan," sagte er bewegt, auf das Gesicht des Mädchenbildes deutend, „hier hat sich Deine Seele verrathen. Wenn sie das sehen könnte, sie würde sich nicht mehr grämen, denn hier steht Deine und ihre Zukunft vorgezeichnet. Diese Beatrice wird nicht vergebens auf

ihren Geliebten warten. Nicht wahr, Du weißt, wen ich meine?"

Brandt zuckte zusammen und wandte sich ab. Er wußte sehr wohl, was Richard damit sagen wollte.

Vollbrecht setzte sich dem Bilde gegenüber auf den türkischen Divan und betrachtete es, während er mit der Hand seine Augen beschattete. Der Maler lehnte an der Staffelei und verwandte gleichfalls keinen Blick von seinem Werke. Eigenthümlich, ihm schienen diese Züge weit mehr die der Baronin Mühlhoff zu sein, als die der Anderen. Seltsam, daß der Schriftsteller diese fremde Beimischung nicht zu bemerken schien.

„Wie theuer bezahlte Dir Deine Gönnerin dieses Mädchen?" fragte Vollbrecht plötzlich sehr kurz, indem er sich die Augen rieb, als wolle er sich aus einem Schlummer erwecken.

„Darüber haben wir noch keine Vereinbarung getroffen," sagte Brandt zögernd, ohne den Anderen anzusehen; er begriff den bitteren Sinn dieser Worte. „Ich kann mich, aufrichtig gesagt, nur sehr schwer dazu entschließen, das Bild aus der Hand zu geben. Es ist mir, als hätte ich es nur für mich gemalt, als könne ein Fremder gar nicht erfassen, was mir dieses Werk gilt."

„Freilich, freilich," murmelte Richard kopfnickend, „das ist wie eine niedergeschriebene Selbstbetrachtung, die man kein fremdes Auge lesen lassen möchte. So geht es auch mir, wenn ich einer selbstgeschaffenen Figur Worte und Gedanken in den Mund lege, von welchen ich nimmer glauben kann, der Leser erfasse sie in der Bedeutung, die in meiner tiefsten Seele nachzittert."

„Ach, Freund, Dein Loos als Schriftsteller ist dem meinen gegenüber doch höchst beneidenswerth. Was Du aus dem tiefsten Grunde Deines Gemüthes schöpfst und auf das Papier hinwirfst, das kann Dir Niemand nehmen, das geht Dir nicht verloren. Du kannst Dein Werk im Buche vor Dir liegen haben, es so oft Du willst betrachten, Du kannst es nachgenießen, wenn tausende von Kopien davon in der Hand des Publikums sind. Aber ich — wir armen Künstler! — was bleibt uns von unseren Werken, wenn wir sie verkaufen, sie in die Welt hinaus auf Nimmerwiedersehen fortschleppen lassen müssen? Jeder Pinselstrich, zu dem uns unser ureigenstes Herzblut die Farbe gegeben, ist ein Theil von uns selbst, und das müssen wir in fremde Hände geben."

„Freilich, freilich, ich kann Deine Empfindungen sehr wohl begreifen, besonders diesem Gemälde da gegenüber. Doch es bleibt Dir ja unbenommen, Dir davon eine Kopie zurückzubehalten, der Du mehr noch als dem Originale jenen süßen, verschwiegenen Gedanken einhauchen kannst, dem Du vor keinem fremden Auge Ausdruck geben möchtest. Ferner kannst Du diese Züge in anderen Bildern wiederholen, ihnen immer neue Lichter und Aenderungen abgewinnen; das müßte Deinen Arbeiten ein gewisses einheitliches Gepräge geben, das wir an dem Künstler sehr schätzen als seine Eigenart. Da hast Du vor vielen Deiner Kunstgenossen den Vorzug eines lebenswarmen, unerschöpflichen Ideals voraus."

„Ja, ein Ideal," sagte Stephan dumpf und blätterte zerstreut in seinem Skizzenbuche, „ein Ideal, das — das ich nie erreichen kann."

Vollbrecht warf ihm einen beobachtenden Seitenblick zu und kniff die Lippen zusammen.

„Höre, Stephan," sagte er nach einer kurzen Pause, „ich habe Dir wirklich ein Unrecht abzubitten. Ich hatte Dich doch nicht ganz richtig beurtheilt, wie ich Dir nun mit innigster Freude und rückhaltsloser Offenheit gestehen möchte —"

Sein Ton ließ indeß nicht zu viel von der Innigkeit dieser Freude erkennen. Er stockte jetzt auch.

„Was meinst Du damit, Richard?"

„Daß ich hoffen kann, einem gewissen Mädchen ein wahrer Prophet gewesen zu sein. Ja, jetzt kann noch Alles gut werden, für Dich und für sie! — Sage mir offen, ich bitte Dich darum, lieber Stephan, war schon neulich mein scharfes Urtheil über Dich unbegründet, oder haben Dir erst die letzten Tage die Einsicht gebracht, daß Dein Glück nicht in dem Flitterkram dieses stolzen Palastes, nicht in den Liebenswürdigkeiten einer Baronin Mühlhoff wurzelt?"

Brandt biß sich auf die Lippen. Er hätte jetzt ganz gut den Unschuldigen, den Gekränkten spielen und sich seine frühere Stellung damit zurückerobern können, aber das widersprach den ernsten Vorsätzen, die er in der letzten Nacht und am heutigen Morgen in sich erweckt und befestigt hatte. Er wollte nicht lügen.

„Ich will es Dir offen, wie Du es wünschest, gestehen, Richard, daß ich mich nicht ganz freisprechen kann von der Schuld, die Du mir zum Vorwurfe machtest. Ich habe erst in jüngster Zeit die Ueberzeugung gewonnen, daß ich im

Begriffe war, eine gefährliche Bahn einzuschlagen. Kannst Du mir glauben, daß ich aus vollster Seele meine Verirrung bereue, daß ich mich zurücksehne nach dem schönen Glücke, das ich in einer mir jetzt selbst kaum mehr begreiflichen Verblendung zurückstoßen konnte, vielleicht schon für immer vernichtet habe?"

„Ja, ich will Dir glauben, Freund," sagte der Schriftsteller, indem er sich erhob. „Ich habe Dich ja selbst in dieser Hinsicht vertheidigt. Du brauchst auch noch nicht zu verzagen, es ist nicht zu spät zur Umkehr." Er trat dicht an ihn heran und flüsterte ihm in's Ohr: „Man hat Dich noch nicht aufgegeben, Stephan, in einem gewissen Herzen ist noch ein Plätzchen, in welchem Deine aufrichtigen Worte Frucht tragen könnten. Ich habe Dir nach Kräften geholfen, dieses keimfähige Feld zu erhalten."

„Du bist ein herrlicher Mensch, Richard!" rief der Maler, dem die hellen Thränen in die Augen traten. „Ja, Du bist mein guter Genius! Ist es nicht wie eine Fügung des Himmels, daß ich heute, wo in mir ein Sonnenstrahl aufgegangen ist, der mir ein deutliches Licht auf den Weg warf, Dir begegnen mußte, um mich selbst wiederzufinden?"

„Na, siehst Du, wie wir uns oft selbst das Leben schwer machen und dann über Mißgunst des Schicksals hadern? Aber jetzt darfst Du keinen Augenblick verlieren, Dich in den Besitz Deines alten Glückes wieder einzusetzen. Jeder Tag, den wir verlieren, kann Dir die Rückeroberung erschweren. Du magst ganz wohl dieses Atelier hier weiter behalten, meinethalben auch Deine

neue Wohnung, aber Du kannst doch ab und zu den lieben alten Musenhof wieder aufsuchen, nicht wahr? Wie wär' es denn, wenn wir heute Deine Rückkehr aus einem fremden Lande feiern würden, he? Vielleicht holst Du Dir auch aus der Mansardenstube bei Walkers eine neue Nuance für diesen holden Mädchenkopf. Es ist immer gut, wenn man von Zeit zu Zeit zu den Kunstwerken der großen alten Meister zurückkehrt. Nun, Du weißt, im Musenhofe ist ein solches Meisterwerk des ältesten Künstlers, eine Schöpfungsperle des lieben alten Herrgotts bewahrt —"

„Ich komme, ich komme, Freund!" sagte Brandt fast jubelnd. „Nur bangt mir davor, ihr so unvermittelt gegenüber zu treten. Du hast ja schon so viel für mich gethan, daß Du mir auch noch diesen Liebesdienst erweisen kannst, sie auf das vorzubereiten, was ich ihr sagen möchte, ihr die Versicherungen meiner neuerwachten Gefühle zu geben —"

„Und so weiter, ja, ja," lachte Vollbrecht, „doch das kannst Du ihr wohl am besten selber sagen. Jetzt braucht ihr keinen Vermittler mehr. Du kommst also heute Nachmittag, Du weißt ja, um welche Zeit Frau Walker ihre Arbeit abliefern geht, und der Alte noch im Bureau ist; da kannst Du mit ihr vollkommen ungestört sprechen. Du bist eben einmal ein Glückspilz, ein Sonntagskind, dem Alles das fast von selbst in den Schoß fliegt, wonach minder Glückliche unter Aufopferung ihres ganzen Ich vergebens streben. Du bist ein beneidenswerther Fortunatus, Stephan!"

„Beneidest Du selbst mich etwa? Wärest Du vielleicht so ein Unglücklicher, der hoffnungslos einer erträumten Seligkeit nachjagt?“

„Wer sagt Dir denn das?“ preßte Richard ziemlich rauh hervor. „Ich sprach ja nur im Allgemeinen. Aber jetzt will ich Dich mit Deinen Vorbereitungen zu dem heutigen Besuch allein lassen; Du brauchst Sammlung in der Einsamkeit. Auf Wiedersehen am Nachmittage, lieber Freund!“

Er drückte dem Maler die Hand und beeilte sich, das Atelier zu verlassen, als drängten ihn plötzlich sehr wichtige Geschäfte. —

Als Brandt allein war, stellte er sich vor die Staffelei und betrachtete nochmals das aufgestellte Bild. Aber so sehr er sich auch bemühte, in demselben nur die Züge Charlottens wiederzuerkennen — er konnte es nicht hindern, daß immer und immer wieder das blendende Antlitz der Baronin Mühlhoff aus diesem Gemälde heraussah und ihm verführerisch zulächelte. Er riß sich endlich fast unmuthig los und ließ den grünen Seidenvorhang darüber fallen.

Er nahm das größere der Skizzenbücher zur Hand, setzte sich damit auf die Ottomane und schlug die vielen Blätter auf, welche das Gesicht der ersten Geliebten in allen erdenklichen Stellungen zeigten. Jedes Blatt, ja jeder Zug des Bleistifts, den er da mit den Augen verfolgte, erinnerte ihn genau an die Stunde, in welcher die betreffende Skizze entstanden war. Endlich nahm er einen Stift vom Tischchen und entwarf auf's Neue, nur gestützt

auf sein Gedächtniß, die Umrisse jenes milden, lieblichen Madonnengesichtchens.

Er wußte sich gar nicht zu besinnen, wie lange er sich schon so beschäftigte, als ihn ein bescheidenes Pochen an der Thür aufsehen ließ.

Ein Lakai trat ein und bat den Maler, sich zur Frau Baronin bemühen zu wollen, welche ihn in ihrem Lesekabinet erwarte. Brandt kam diese Einladung mehr als ungelegen. Daß gerade jetzt dieses Weib, das er zu vergessen wünschte, nach ihm begehrte, jetzt, wo er bemüht war, sich ein anderes Frauenbild in möglichster Deutlichkeit vor die Seele zu führen; wenn er doch nur wenigstens erst mit Lottchen gesprochen hätte, sich durch den seelenvollen Blick ihres Auges, durch den süßen Klang ihrer Stimme in seiner erneuten Liebe zu dem holden Kinde befestigt hätte! Aber er konnte unmöglich den Wunsch der Hausfrau unberücksichtigt lassen.

„Ich komme im Augenblick!" rief er dem Diener zu, der das Atelier verließ, und verschloß das Skizzenbuch in einem zierlichen Wandschrank.

Als er das prächtig eingerichtete blaue Lesekabinet betrat, erkannte er auf den ersten Blick, daß Frau v. Mühlhoff in ungewöhnlich übler Laune war. Sie erwiederte auch kaum seinen Gruß und schien gar nicht zu bemerken, daß sein Wesen ihr gegenüber etwas Scheues, Verlegenes angenommen hatte.

„Sagen Sie mir, mein bester Herr Brandt," sprach sie ihn ohne weitere Einleitung an, „kennen Sie einen gewissen Baron Limbach?"

„Nicht daß ich wüßte. Sollte ich einem Herrn dieses Namens vorgestellt worden sein, so kann ich mich wahrhaftig nicht erinnern.“ Er fühlte sich sehr unbehaglich unter dem langen, scharfen Blick, mit welchem sie ihn beobachtete. Hatte sie etwa schon aus seiner Miene errathen, daß er im Begriff stand, dem bisherigen Verkehr mit ihr eine andere Wendung zu geben? Jetzt wurde Frau v. Mühlhoff auch seiner eigenthümlichen Gedrücktheit gewahr. Das ließ ihr Mißtrauen erwachen. Sie zog die Brauen zusammen, und um ihre Lippen legte sich ein böser Zug, als sie den vor ihr Stehenden vom Kopf bis zu den Fußspitzen durchdringend musterte.

„Oder haben Sie etwa die Bekanntschaft des Grafen Wernshausen gemacht?“

„Des Grafen Wern— Ihres Bräutigams?“ stotterte er.

Die Baronin biß sich in die Lippe und stampfte zornig auf den Teppich.

„Bitte, geben Sie mir unumwundene Auskunft. Doch es braucht derselben eigentlich gar nicht.“ Sie sah ihn mit boshaftem Lächeln an, entschlossen, zu einer Kriegslist ihre Zuflucht zu nehmen. „Wissen Sie, Stephan, daß Graf Wernshausen, der soeben hier wegging, mir einige Andeutungen machte, die unschwer erkennen ließen, daß er über meine früheren Verhältnisse, ich meine die Lebensumstände meiner ersten Jugendjahre im Heimathsstädtchen, eingeweiht sei?“

„Das konnte ich als selbstverständlich voraussetzen, gnädige Frau,“ sagte der Maler sehr verwundert, „da doch der Graf als Ihr Bräutigam sich darüber mit Ihnen selbst verständigt haben dürfte.“

„Lächerlich! Sie müssen doch wissen, daß ich über jene etwas — unruhige Vergangenheit den Schleier des tiefsten Geheimnisses gebreitet wissen will.“

„Wie sagen Sie — ich sollte wissen, daß Sie Ihre Vergangenheit —“

„Mein Gott!“ fuhr sie zornig auf, „leuchtet es Ihnen denn nicht ein, daß es in den Kreisen meiner Gesellschaft eine sehr böswillige Beurtheilung erfahren müßte, wenn man dahinter käme, daß die nunmehrige Frau v. Mühlhoff die Tochter eines kleinstädtischen Tischlermeisters ist und als Mädchen den plebejischen Namen Lehmann führte?“

„Ah!“ kam es in höchster Ueberraschung aus dem Munde Brandt's. Wie ein Blitz hatten diese paar Worte in seine Gedanken, in seine schlummernden Jugenderinnerungen eingeschlagen. Eine ganze Reihe von vergangenen Jahren rollte sich jetzt in seinem Gedächtniß auf. „Ja, wie ist mir denn, Irene? Sie wären das Nachbarskind, die kleine Irene Lehmann, mit welcher ich in meiner ersten Kindheit zwischen unseren Vaterhäusern auf der Straße spielte? Sie sind die Tochter Meister Lehmann's, die mit dem Schauspieler —“

Er brach plötzlich ab, einerseits, weil er sich doch erinnerte, daß jetzt ein delikater Punkt käme, den die Frau Baronin wohl gerne mit ewigem Vergessen zugedeckt wünschte; andererseits schüchterte ihn auch das wilde, zornige Funkeln der Augen der Baronin ein.

„Wie?“ keuchte sie athemlos und sprang von ihrem Fauteuil auf. „Sie wußten dies nicht?“

„Auf Ehrenwort, nein, ich hatte keine Ahnung!“

Die Baronin blieb einen Augenblick lang wie erstarrt stehen und brach dann mit einem Male in ein krampfhaftes Lachen aus. Der heutige Tag war für sie ein entschiedener Unglückstag. So lächerlich, so unermeßlich dumm sich zu blamiren! Nein, sie konnte wirklich nichts Anderes thun, als sich selbst mit einem verzweifelten Lachen verhöhnen.

„Und Sie, Frau Baronin — Sie, Irene, hatten mich gleich erkannt als den ehemaligen Jugendgespielen?“ sagte er in größter Verlegenheit.

Sie eilte an den eleganten Schreibtisch neben dem Fenster, riß ein Schubfach auf und zog ein Papierblatt hervor, das sie dem Maler entgegenhielt; es war dessen Aquarell, welches er ihr an jenem Morgen verkauft hatte, an dem er sich der Baronin zum ersten Male vorgestellt.

„Hier ist die Illustration dazu,“ sagte sie wieder mit ihrem ärgerlichen Lachen.

„Wahrhaftig, ja!“ Brandt nahm die Skizze mechanisch in die Hand und betrachtete sie aufmerksam. Es wurde ihm bei seinem Nachdenken allmählig klar, warum Frau v. Mühlhoff so warmes Interesse für dieses Blatt gezeigt hatte. Plötzlich durchfuhr ihn eine Idee. Sollte überhaupt die ganze Antheilnahme dieser Dame an seiner Kunst, seiner Person nur —? Er sah empor; seine Wangen waren etwas bleicher geworden. Schon hatte er den Mund geöffnet zu einer hastigen Frage, als ihm Irene das Wort vom Munde nahm. Sie hatte in den wenigen Minuten, während sie seine Miene betrachten und daraus den Gang seiner Gedanken errathen konnte, ihre ganze gegenwärtige Lage überblickt. Gewohnt, sich nicht

bei nutzlosen Selbstvorwürfen aufzuhalten, sondern als gewandte Schauspielerin sofort sich wieder zu fassen, hatte sie die Nothwendigkeit erkannt, sich nunmehr auf's Neue dieses gefährlichen Menschen zu versichern; überdies leitete sie dabei jetzt auch noch eine ganz neue Absicht.

„Begreifen Sie jetzt, lieber Stephan," sagte sie lächelnd, nun wieder im Vollbesitze ihres Gleichgewichtes, „begreifen Sie, warum ich Sie in mein Haus zog, als ich Ihre Anwesenheit in dieser Stadt erfuhr? Mein tiefes Interesse für Sie war viel älter, als Sie glaubten. O, Sie ahnen nicht, wie sehr ich mich in den ganzen Jahren nach Ihnen, nach dem Spielgenossen gesehnt habe, der mir als ein lieber, lieber Freund stets in Erinnerung geblieben war."

Sie blickte ihn von dem Divan, auf welchen sie sich niedergelassen hatte, mit einem so bezaubernden Lächeln an, daß er nicht der warm empfindende Phantast hätte sein müssen, um sich der Wirkung dieses seelenvollen Blickes zu entziehen. Ihn durchbebte ein eigenthümliches Gefühl.

„Und ich dachte, fürchtete schon —" stotterte er.

„Was, mein eigensinniger lieber Junge?"

„Daß — doch nein, der Gedanke ist zu häßlich!" Er eilte auf sie zu und ergriff ihre Hand. „Nicht wahr, mein Mißtrauen ist ungerechtfertigt?"

„Ich sage Ihnen ja, Sie sind ein Kind, das sich vor Gespenstern fürchtet. Ich weiß nicht, was für ein Mißtrauen Sie in mich setzen könnten! Muß ich Ihnen denn nochmals sagen, was Sie mir gelten, was Sie mir besonders erst in der kurzen Zeit unseres Wiederfindens geworden sind?"

„Irene, Sie — Du mein Engel, mein Alles!“ stieß er hervor und zog ihre Hand stürmisch an die Lippen. „Und Sie zürnten mir, weil Sie glauben konnten, ich hätte dem Grafen Wernshausen etwas entdeckt, was ich selbst nicht wußte?“

„Ich glaubte, Sie müßten mit demselben Zuge des Herzens, wie ich Sie, die Freundin der früheren Zeit erkannt haben. Freilich bedachte ich nicht, daß Ihnen die Irene von einst vielleicht überhaupt nichts galt. Und ich vermied es, mit Ihnen über die Vergangenheit zu sprechen, weil ich Ihnen ja damit Alles hätte gestehen müssen, was mein Herz bewegte. Und deshalb war mir auch der Gedanke so schmerzlich, daß Sie jene Erinnerungen, an denen unser süßes Geheimniß hängt, der Welt mitgetheilt, unseren Herzensbund damit profanirt hätten. Doch nun weiß ich ja, daß meine Besorgniß unbegründet war.“ Sie streichelte schmeichelnd seine Wangen, sein Haar. Er fing ihre Hände, küßte sie leidenschaftlich und drückte sie an seine heiße Stirne.

„Und wissen Sie,“ fuhr sie nach einer kleinen Weile mit einer unendlich weichen Stimme fort, „warum mir diese häßliche Muthmaßung gerade jetzt so unendlich betrübend gewesen wäre? Weil ich gerade im Begriffe stand, meinem Herzen nachzugeben, das mich endlich besiegt hat. Stephan, die Fessel, die mich an jenen Mann knüpfte, der zwischen unserem Glücke stand, sie ist zerrissen; ich habe mich frei gemacht.“

„Wie?“ rief er mit blitzenden Augen, „Du bist frei? Du hast diese Kette abgeworfen?“

„Um Deinetwillen!" hauchte sie und verbarg ihr Gesicht in den Händen, als erschräke sie über dieses Geständniß. Sie war aber auch in diesem Augenblick zu schwach, um es zu hindern, daß Brandt ihr die Hände von den Augen zog und ihre gesenkten Lider, ihre Stirne, ihre Wangen, ihre Lippen mit stürmischen Küssen bedeckte.

„So bist Du mein!" jubelte er, „Du willst mir angehören — für immer?"

Sie machte sich sanft los aus seiner Umarmung und drängte ihn zurück.

„Noch nicht, noch nicht, Stephan!" sagte sie, ihm ernst in die Augen sehend. „Erst will ich einen Beweis haben, daß Deine Liebe wirklich so glühend, so mächtig ist, wie die meine."

„Zweifelst Du daran, Irene? Sprich, was soll ich thun, um Dir meine unbedingte Ergebenheit zu beweisen?"

„Meine Interessen, meine Neigungen, meine Feinde zu den Deinen machen!" sagte sie bedeutungsvoll und erhob sich. „Willst Du das?"

„Ja, ist es denn nicht schon so? Ich liebe, was Du liebst, und hasse, was Du hassest, Irene!"

Sie athmete mehrere Male tief auf, während sich ihre Miene verdüsterte.

„Wohlan, ich fordere diesen Beweis von Ihnen, Herr Brandt. Graf Herbert Wernshausen, dem ich sein Wort zurückschleuderte, hat mich schwer beleidigt. Ich kann Ihnen jetzt nicht sagen, wodurch; es muß Ihnen genügen, daß ich Grund habe, ihn zu hassen! Aber verzehrend, glühend wie meine Liebe, ist auch mein Haß. Ich will

nicht eher der Stimme meines Herzens, das so warm für Sie spricht, Gehör schenken, bis ich nicht meine Rache an jenem Manne gekühlt habe. Und Ihr unbedingter Beistand bei diesem meinem Racheplan soll der Preis meiner Hand sein, Stephan! Wollen Sie dieselbe um diesen Preis erringen?"

„Und wenn ich damit geraden Wegs durch die Hölle gehen müßte! Es kann mir wirklich nicht schwer fallen, Ihren Haß zu dem meinen zu machen, denn ohne den Grafen zu kennen, war ich schon auf ihn erbittert durch das Bewußtsein, daß er Sie mir entreißen wolle. Jetzt steht er neuerdings vor meinem Glücke, wenngleich in anderer Beziehung; er hat Sie, den besten Theil meiner Seele, auf's Tiefste gekränkt. O, seien Sie gewiß, Sie sollen an mir den eifrigsten Verbündeten haben. Verlangen Sie, daß ich ihn vor die Klinge fordere, daß ich ihn tödten soll — Sie finden mich zu Allem bereit, wenn es den Preis Ihres Besitzes gilt!"

„Nein, eine solche Zumuthung hieße Sie verderben — und glaubst Du denn, Stephan, daß ich Dich um seinetwillen auch nur in den geringsten Schein einer Gefahr begeben ließe? Meine Rache soll eine andere, darum aber nicht weniger erschöpfende sein."

„Dann sprich, Geliebte, wie ich Dir dienen soll?"

„Das wird sich später finden; jetzt habe ich noch keinen Plan gefaßt, was überhaupt noch von einer passenden Gelegenheit abhängen wird. Einstweilen genügt es mir, Deine Zusage zu besitzen, Stephan!" Damit reichte sie ihm, wie zur Bekräftigung ihres Bündnisses, die Hand.

— — — — — — — — — — — — —

Als Brandt wieder sein Atelier betrat, erinnerte er sich erst beim Anblick der verhüllten Staffelei an die Unterredung, die er hier vor Kurzem erst mit dem Freunde gehabt hatte. Jetzt erschien ihm seine ganze Gemüthsstimmung von heute Morgen als lächerliche Sentimentalität. Er hatte nunmehr ein glänzenderes Ziel vor Augen, den Besitz jenes herrlichen Weibes, das ihn auf's Neue in eherne Banden geschmiedet hatte.

Richard Vollbrecht wartete an diesem Tage und auch an allen folgenden vergebens auf den „wiedergefundenen Freund“.

Sechzehntes Kapitel.

Eine Niederlage.

An einem der letzten Tage des Oktober trug der Musenhof ein ganz eigenthümliches Gepräge zur Schau. Das Künstlervölkchen, welches darin hauste, befand sich schon seit dem frühen Morgen in einer geradezu fieberhaften Aufregung, und jetzt um die Mittagsstunde waren in dem rückwärtigen Kneipstübchen des Gasthauses „Zur silbernen Rübe“ alle die Musensöhne des Hauses und ihre Bekannten aus der Nachbarschaft versammelt. Ein schon ziemlich stark bemoostes Haupt, ein Landschaftsmaler, der zu den „Ureinwohnern“ des Musenhofes gehörte und wegen seiner hageren Figur den Spitznamen „das Skelett“ führte, mit seinem wirklichen Namen aber, sehr romantisch und prosaisch zugleich, Wendelin Kratzer hieß, nahm den Präsidentenplatz an dem langen Tische ein, der nebst den nöthigen

Stühlen fast den ganzen ziemlich beschränkten Raum des Hinterstübchens ausfüllte.

Auch Richard Vollbrecht und Michael Wurm, der dicke Bildhauer, fehlten nicht; die Beiden waren Nachbarn und hielten eben ein Zwiegespräch, das ausnahmsweise nicht dem Thema galt, das die Uebrigen so angelegentlich beschäftigte.

„Und Du hast Dich wirklich selbst davon überzeugt?“ frug der Schriftsteller leise und kopfschüttelnd.

„Nun ja, insofern nämlich, als ich es aus dem Munde des Portiers vernahm. Du hast mir doch damals erzählt, daß Brandt Dir versprochen habe, hier im Rübenhofe, in unserer Kneipe einzukehren und den früheren Verkehr mit seinen Freunden wieder anzubahnen. Ich habe mich, aufrichtig gesagt, schon sehr darauf gefreut; denn es gereicht Einem doch wirklich zum Vergnügen, einen Kerl, der ein zum Größten berufenes Talent mitbringt, in diesem Kreise zu haben, wo leider sich nur zu sehr die Mittelmäßigkeit breit macht. Schau Dir doch nur den Stampfel an, der mit dem heutigen Tage den ersten Anlauf zu einer hohen Künstlercarrière zu nehmen hofft, in Wirklichkeit aber doch nur vor einer unangenehmen Enttäuschung steht, die er in seinem Selbstvertrauen freilich nicht allzubald empfinden dürfte.“

„Ihm ist eben nicht zu helfen,“ entgegnete Vollbrecht achselzuckend. „Doch, um auf Brandt zurückzukommen, Du hast also heute selbst das Palais der Baronin Mühlhoff aufgesucht, um Erkundigungen einzuziehen?“

„Ich konnte mich nicht länger halten, ich wollte mir

endlich Gewißheit über ihn verschaffen. Da ich schon vorige Woche davon gehört hatte, Frau v. Mühlhoff habe eine längere Reise angetreten — man sagt, weil ihr Bräutigam, der Graf Herbert Wernshausen, von dem Verhältniß zurückgetreten sei und sie sich begreiflicher Weise nach diesem Skandal sehr unbehaglich in der Residenz fühle — so dachte ich, Brandt ungestört in seinem Atelier sprechen zu können. Da wurde mir durch den Portier die Weisung zu Theil, der ‚Herr Professor‘ habe gleichfalls, und zwar erst vor wenigen Tagen, die Stadt verlassen, um eine Kunstreise nach Italien anzutreten. Wie findest Du das?“

„Es ist nur zu gewiß,“ sagte der Schriftsteller nach kurzem Schweigen, „daß er die Baronin begleitet; seine spätere Abreise ist nur ein Deckmantel dafür. Ja, jetzt erst haben wir ihn auf immer verloren!“

„Schade, wahrhaft schade um ihn,“ murmelte Wurm und that einen langen Zug aus seinem Weinglase.

„Höre 'mal, Michel,“ wandte sich jetzt ein junger Künstler an den Bildhauer, „unser guter Stampfel muß heute Vormittag wieder förmlich gerast haben auf seinem Instrument, ich hörte sein musikalisches Attentat sogar bis in den anstoßenden Flügel hinüber.“

„Kein Wunder,“ meinte ein Anderer, „das ist ja seine letzte Probe gewesen; die vollständige Mobilisirung seiner künstlerischen und physischen Kräfte zu der großen Schlacht am heutigen Abend. Ich fürchte nur, daß er sein Publikum gänzlich zu Boden schmettern oder gar auf den mächtigen Schallschwingungen seiner Töne aus dem Konzertsaale hinausbugsiren wird.“

„Es wird nicht so viel fremdes Publikum da sein," warf ein angehender Bildhauer ein, der fortwährend an einem Stück Glaserkitt bossirte, das er zwischen den Fingern hielt, „und wir halten schon aus, darauf kann er sich verlassen."

„Nun, Gott straf' mich," lachte Wurm, „dann hätte er sich überhaupt die ganzen Auslagen ersparen können und uns zu sich auf seine Bude laden sollen, um uns diesen ausgezeichneten Ohrenschmaus vorzusetzen! Wozu der ganze großartige Apparat von Zeitungsnotizen, bunten Eintrittsbillets und Riesenplakaten?"

Ein Kupferstecher, dessen Nase wahrscheinlich durch das langjährige Ueberbeugen über das rothe Metall einen tiefen Widerschein desselben angenommen hatte, entrollte feierlich ein gewaltiges grellgrünes Papier, das auf dem Tische lag, und las daraus mit Heroldsstimme vor: „Heute, den 27. Oktober 1869, im Schützensaale in der Johannisstraße erstes großes Klavierkonzert des Pianisten Luigi Stamelli. Erste Sperrsitze 1 Thaler 15 Silbergroschen."

„Die haben wir okkupirt!" warf das „Skelett" dazwischen, mit einem Tone, der aus einer hohlen Gruft zu kommen schien.

„Zweite Sperrsitze 1 Thaler."

„Dort thronen die Vertreter der Presse und sonstigen Notabilitäten, die Signor Luigi Stamelli auf den Knieen zum Kommen eingeladen hat," glossirte der junge Canova und knetete weiter.

„Offene Plätze 20 Silbergroschen, Gallerie 5 Silbergroschen. Billets und Programme an der Abendkasse und in

der Musikalienhandlung der Herren Sparmann & Zitterich. Anfang 8 Uhr."

„Ich fürchte," meinte ein Maler, „Stampfel wird, um die Gallerie zu bevölkern, die verehrungswürdige Straßenjugend zum Besuche des Konzertsaales einladen müssen."

„Wär' nicht schlecht," brummte der Kupferstecher, „das würde unserem Freunde am Ende noch ein Abendbrod kosten, denn ohne Zugabe von belegten Butterbroden hielten es ja die Bengels bei dem Kunstgenuß nicht aus." Man lachte.

„He, Du modellirst wohl schon die Büste unseres neuen Liszt, Schwarz?" rief Vollbrecht dem jungen Bildhauer zu.

„Nein, Du weißt, mein Alter, daß ich keine männlichen Gestalten darstelle; ich versuche eben, die Züge einer — einer mir bekannten Dame nachzubilden."

„Aha, Schwarz hat schon wieder eine neue Flamme!" rief eine lachende Stimme vom anderen Tischende her. Der Bildhauer zuckte gleichmüthig die Achseln und schwieg.

„He, Kratzer," wandte sich ein Anderer an den Präses, „auf der Gallerie nehmen wohl die Gläubiger und sonstigen Bekannten Stampfel's Platz?"

„Ja," erklärte das „Skelett", ohne eine Miene zu verziehen, „das geschieht schon deshalb, damit der Virtuose im Anblick seiner Peiniger stets das Bewußtsein seiner hohen Aufgabe, sich möglichst rasch ein Vermögen zu erspielen, vor Augen behält."

„Apropos, Richard, Herr Walker, Dein Wirth, wird doch auch sammt Frau und Tochter erscheinen?" frug Wurm.

„Ich glaube kaum, obgleich Stampfel sie mit Aufgebot seiner ganzen Liebenswürdigkeit eingeladen hat," entgegnete der Schriftsteller, während seine Miene sehr ernst wurde. „Herr Walker muß sich schonen und darf nicht bei diesem nebligen Herbstwetter und noch dazu zu so später Stunde solchen weiten Weg machen, und seine Familie wird ihn wohl nicht verlassen wollen. Der alte Mann sollte sich überhaupt mehr Ruhe gönnen."

„Ja, ich sah ihn neulich auf der Treppe und war erschreckt über sein Aussehen. Er scheint in einigen Wochen um Jahre gealtert. Sein Husten, sein unsicherer Gang und die eingefallenen Wangen sagen weit mehr, als er wohl selbst eingestehen will, wie bedenklich sein Zustand ist. Wenn er nur die geist- und körperaufreibende Bureauarbeit aufgeben könnte."

„Du lieber Gott, was sollten dann die guten Leutchen anfangen," sagte Vollbrecht mit traurigem Kopfschütteln. „Und doch — wie lange kann's denn noch dauern? Wenn ich den gebrochenen Greis so sehe, meine ich immer, es müsse mit ihm in der nächsten Stunde zu Ende sein. Das wird so plötzlich, so über Nacht kommen, ehe man sich's versieht. O, ich mag gar nicht daran denken! Ja, wäre ich reich, hätte ich nur so viel, um —" Er biß die Zähne aufeinander und zog an seinem langen Barte, wie es seine Gewohnheit war, wenn er einen Zorn hinabschlucken wollte, dabei murmelte er mit Ingrimm vor sich hin: „Und ich kann mir nicht helfen, so oft ich an den armen Alten und an die trübe Zukunft seiner Familie denke, fällt mir der Mensch, der Brandt ein, und ich kann mich



des leisen Gedankens nicht erwehren: das hat er auf dem Gewissen!"

„Brandt? Wieso?" fragte Wurm überrascht.

„Hm! Lassen wir das. Es war nur so eine nebensächliche Bemerkung von mir, ein lauter Gedanke, wenn Du so willst. Doch was nützen Betrachtungen über das Elend dieser Welt, wenn wir es nicht lindern können?"

„Du hast Recht, man verbittert sich dadurch nur unnöthig die paar freudigen Stunden, die uns das Schicksal gönnt. Heute müssen wir noch dazu, Stampfel zu Ehren, in die allgemeine Heiterkeit einstimmen. Ich fürchte nur, wir werden heute Abend nur zu viel Gelegenheit dazu haben, oder vielmehr, wenn wir mit Stampfel Mitleid zeigen wollen, noch mit ihm Trübsal blasen müssen, denn mir schwant es im Hintergrunde meiner Seele, daß das heutige Konzert für den armen Teufel wenig Triumphe bergen wird."

„Dazu braucht es wohl keines besonders prophetisch veranlagten Geistes," lächelte Vollbrecht. „Doch ich wünschte ihm von Herzen einen recht großen Erfolg!"

„Weißt Du, Richard, ich bin nur begierig, welcher Kunstspecies sich unser holder Luigi dann in die Arme werfen wird, wenn er einsieht, daß auch Frau Musica seine Bewerbungen verschmäht. Große Auswahl bliebe ihm keine mehr, nachdem er schon so ziemlich alle neun Musen mit seinen Liebesanträgen verfolgt hat."

„Nun, da er von der Violine auf das Klavier gekommen ist, so ist wohl anzunehmen, daß er dann zu anderen Instrumenten greift."

„Nein," mischte sich der Bildhauer Schwarz in das Gespräch, „glaubt mir, nach einem neuen Mißerfolg in der Musik wendet sich unser Universalgenie gänzlich von diesem Kunstzweige ab. Ich würde ihm dann rathen, Ballettänzer zu werden."

„Warum nicht gar Kunstreiter oder Jongleur," lächte Wurm.

„Der Stamelli bleibt aber lange bei dem Musikalienhändler!" rief Wendelin Kratzer mit seiner Leichenbitterstimme über den Tisch hinüber. „Glaubt ihr, Brüder, das als ein gutes oder böses Zeichen nehmen zu können?"

„Wer kann's wissen? Aber viel Hoffnung gebe ich ihm nicht," meinte ein Maler. „Die Geldmassen, die sich als Erlös der vorverkauften Billets bei dem Musikalienhändler aufgehäuft haben könnten, hätte Stampfel doch auch hier zu zählen Gelegenheit!"

„Halt! Pst!" rief der Kupferstecher, mit einer Handbewegung zur Ruhe mahnend, „ich glaube Stampfel eben draußen im Schanklokale zu hören. Jetzt werden wir ja erfahren, welches Prognostikon wir dem heutigen Abend stellen dürfen!"

Wirklich trat der Erwartete jetzt ein, empfangen von den brausenden Zurufen seiner zechenden Freunde.

„Hurrah — hoch! Hoch der große Künstler Stamelli, der Spender der nächsten Auflage!" schrien sie durcheinander, ihm die Gläser entgegenschwingend.

Stampfel stand mit verlegener Miene da. Unter dem breiten Hute, den er tief in den Nacken hinabgeschoben hatte, stand sein borstiges Haar in wenig malerischer Un-

ordnung hervor und fiel über seine Stirne. Seine Augen wanderten von Einem zum Andern, dann schüttelte er mit komischer Wehmuth den Kopf.

„Ha! Was les' ich da in Deiner Miene?" rief das „Skelett" pathetisch und streckte wie beschwörend die Hand gegen ihn aus, was der hageren Gestalt etwas ungemein Groteskes verlieh.

„Nun, kann man Dir gratuliren, Luigi? War die Voreinnahme gut?" fragte Vollbrecht.

„Du hast sie doch hoffentlich gleich wechseln lassen — die Million?" schrie der Kupferstecher.

„Ich muß gestehen," erklärte Stampfel endlich kleinlaut und zögernd mit einem sauersüßen Lächeln, „ich muß gestehen, daß die Summe, die — die bisher eingegangen, etwas — hm! — etwas hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben ist."

„So. Na, wie viel war's denn?" fragte man von allen Seiten.

„Nun, dafür wird es am Abend besser werden," tröstete sich der Musiker selbst, aber der Seufzer, den er dabei ausstieß, ließ erkennen, daß er nicht sehr viel Hoffnungen hegte. „Mein Gott, die Leute denken sich am Ende nicht mit Unrecht, daß sie am Abend an der Kasse auch noch Billets bekommen werden, ich bin ja auch noch kein Rubinstein oder Liszt. Ueberdies glaube ich, diese Herren Sparmann & Zitterich haben sich auch die Sache zu wenig angelegen sein lassen, man kennt das ja, wie solche Leute sind, die da glauben, sie erweisen Einem eine ganz besondere Gnade, wenn sie den Kartenverkauf in die Hand

nehmen, von dem sie eigentlich nichts verstehen. Ja, den Impresario eines bereits anerkannten Künstlers zu spielen, das ist freilich nicht schwer!"

„Aber nun heraus mit der Sprache!" drängte man, „wie viel ist eingegangen?"

„Nun, kurz heraus, es wurde bisher nur — eine Karte verkauft!"

„Ah!" Alles war starr; das war in der That unter jeder Erwartung.

„Dafür aber ein erster Sperrsitz," erklärte Stampfel mit wichtiger Miene, indem er die Augenbrauen hoch emporzog.

„Also Summa Summarum ein Thaler fünfzehn Silbergroschen!" schrie der Kupferstecher.

Die Anderen konnten jetzt ihre Heiterkeit nicht mehr zurückhalten. Stampfel verzog den Mund, ließ sich aber schließlich doch hinreißen, in das laute Lachen mit einzustimmen.

„Na, tröste Dich, Stamelli," betheuerte Wendelin Kratzer, „das ist doch immerhin etwas, es reicht gerade, Dich und uns noch mit einigen Schöpplein für die Anstrengungen des heutigen Abends zu stärken, denn auf uns kannst Du rechnen! Sieh 'mal alle diese treuen Freundeshände, die sich hier Dir entgegenstrecken, sie sind bereit, Dir auf jeden Fall einen Beifall zu spenden, der ausgiebig sein soll!"

„Gebt Acht," rief der Bildhauer Schwarz, „wenn das ‚Skelett' seine Knochenhände rührt, so gibt das allein schon ein Geklapper, daß man meinen könnte, der jüngste

Tag sei angebrochen. Wenn das nur nicht am Ende zu schauerlich wirkt!"

„Das sind wieder Deine bei den Haaren herbeigezogenen Witze, Schwarz," sagte der Kupferstecher. „Uebrigens werden wir ja, aller Voraussicht nach, so ziemlich unter uns sein, wie ungefähr bei einem Familienkonzert."

Jetzt mengte sich Vollbrecht ein: „Geht, ihr raubt ja dem armen Kerl alle Hoffnung und damit die richtige künstlerische Stimmung."

„Ach was!" rief Stampfel mit erzwungener Lustigkeit. „Das ist mir jetzt schon gänzlich egal. Uebrigens ist's mir ja auch nur um künstlerischen Ruhm und nicht um schnöden Geldgewinn zu thun. Im schlechtesten Falle müssen sich meine Gläubiger eben noch weiter gedulden."

„Ja, das dürfte ihnen schon heute Abend während des Konzertes klar werden," meinte Schwarz; „wenn das nur nicht etwa ihren Kunstgenuß schmälert!"

„Sage 'mal, Luigi," wandte sich Wurm an Stampfel und zog ihn neben sich auf einen freistehenden Stuhl, „hast Du keine Ahnung, ob dieser einzige zahlende Gast eine Dame oder ein Herr ist?"

„Herr Sparmann erklärte, das Billet wäre von einem Hotellohndiener gekauft worden," antwortete der Universal=künstler.

„Ah, also wahrscheinlich ein Fremder, ein vornehmer Herr — nicht übel. Du Luigi, das ist am Ende ein inkognito reisender Fürst."

„Oder ein Mitglied eines philanthropischen Comité's, das die Barmherzigkeit auf sein Panier geschrieben hat,"

flüsterte wieder der boshafte Maler am untersten Tisch=ende seinem Nebenmanne, einem sehr schweigsamen Holz=schneider zu, der sich damit begnügte, mit vergnügter Miene in sein Glas zu gucken und den Bemerkungen seines Nachbars mit einem stummen Kopfnicken zuhörte.

„Dieser fremde Wohlthäter und Kunstmäcen muß mit größter Feierlichkeit empfangen werden!“ erklärte das „Skelett“ und erhob sich, einen Feldherrnblick über die an=dachtsvoll zu ihm aufsehende Zecherschaar gleiten lassend. „Ich hoffe, es wird sich Jeder von euch bemühen, diesem großen Unbekannten die gebührenden Ehren zu erweisen.“

„Sei unbesorgt,“ rief der Kupferstecher. „Der Mann soll zufrieden sein!“

„Kinder, wißt ihr was?“ sagte Wurm, „vielleicht rühren den Unbekannten die ihm von uns gezollten Ehren so weit, daß er sich bereit finden läßt, hier in der ‚silbernen Rübe‘ ein Fäßchen Bier zu spendiren. Wir nehmen ihn dafür in die Familie auf und trinken auf sein Wohl.“

„Wohlgesprochen, Bruder Wurm!“ pflichtete ihm der Präses bei und erhob sein Glas. „Wir wollen aber den edlen Mann schon jetzt — in Anbetracht seiner Munificenz als einziges Publikum — leben lassen. Er lebe hoch!“

„Hoch! Hoch! Hoch!“ stimmten die Uebrigen ein und ließen die Gläser aneinander klingen.

„Und nun, theure Freunde,“ sagte Stampfel, nachdem es wieder ruhig geworden war, „nun müssen wir zu der bereits in Aussicht genommenen Vertheilung der Ehren= und Vertrauensämter für den heutigen Abend schreiten. Wer will den unendlich wichtigen Posten eines Kassiers übernehmen?“

„Ich, ich, ich!“ meldeten sich mehrere Stimmen.

„Das ‚Skelett‘ soll entscheiden!“

„Ich schlage Vollbrecht vor,“ erklärte Kratzer mit würdevollem Ernst; „da er ein Mann der Feder ist, dürfte er sich auch von uns Allen die meisten mathematischen Kenntnisse angeeignet haben, die zu dem für ihn bestimmten Amt unerläßlich sind.“

„Damit er aber nicht in Versuchung komme, die eingehenden Summen zu defraudiren, das heißt, sich zwischen der Ouverture und der ersten Sonate aus dem Staube zu machen, so sollen Revisoren gewählt werden, die abwechselnd nach jeder Nummer hinausgehen, um sich von seiner Anwesenheit zu überzeugen.“

Dieser Scherz des Bildhauers Schwarz wurde mit Beifall begrüßt.

„Jetzt bleibt uns noch die Besetzung der beiden Billeteursposten über.“

„Dazu werden sich Michael Wurm und der Kupferstecher Wenzel bereit finden,“ entschied der Landschaftsmaler. „Ersterer kennt ja das Programm des Konzertes zur Genüge durch die unfreiwillig angehörten Proben, die Stampfel über seiner Bude alle Tage anstellte, Wurm dürfte also nichts verlieren, wenn er sein Augenmerk mehr auf das andrängende Publikum richtet. Und Du, Wenzel, Du mußt Dich schon wegen der poetischen Alliteration Deines Namens mit dem des Anderen dem Bildhauer beigesellen. ‚Wurm & Wenzel‘ — eine hübsche Firma! Ueberdies verleiht Dir das Alpenglühen Deines Riechorgans eine gewisse Würde und kann der ganzen Ver-

sammlung einen angenehmen rosigen Schimmer geben, der wirklich sehr nöthig sein dürfte."

Die allgemeine Stimmung war in ein bedenkliches Stadium von Fidelität übergegangen, als Schwarz, als zufälliger Besitzer einer Uhr, die überraschende Entdeckung machte, daß es schon fast ein Viertel nach Sechs sei.

„Dann ist es höchste Zeit!" rief Vollbrecht und sprang auf. „Wir wollen Stampfel auf seine Bude begleiten und ihm sein feierliches Kleid überziehen, dann müssen wir uns sputen, um noch eine Stunde vor Beginn des Konzertes trotz des weiten Weges im Schützenhause zu sein."

„Wo mittlerweile vielleicht schon das Thor gestürmt wird von dem einen Herrn Publikum," muthmaßte Schwarz. „Wenn wir noch säumen, verlangt der Mann am Ende gar sein Geld wieder zurück. Das wäre nett; dann wäre der Bankerott offenkundig!" —

Als man durch die Hinterthür in den freien Hofraum trat, merkten die Künstler zu ihrem Schrecken, daß sich das Räuschchen an der kühlen Luft weit intensiver gestaltete, als es in der Stube den Anschein gehabt hatte. Es kostete nicht wenig Mühe, Stampfel, der im Nebel stets von Melancholie befallen wurde, in seine Stube hinaufzupraktiziren und ihn in den geliehenen Frack zu stecken. Endlich war Alles besorgt, und man konnte den großen Gang nach dem Konzerthause antreten, für den Hauptinteressenten, Stampfel, ein wahrer Gang nach dem Eisenhammer, dessen Miniaturbild er deutlich in seinem Hirnkasten zu verspüren glaubte. Vollbrecht und Wurm, die



ihn zu beiden Seiten führten, mußten seinen Muth durch die schönsten Schmeicheleien beleben, denn der Pianist zeigte nicht übel Lust, zu Hause zu bleiben und das Konzert, das ihm in seiner pessimistischen Stimmung wie eine Henkersprozedur vorschwebte, zu verschieben. Er wurde nicht müde, seine Angst zu schildern und, wie um sich an der Freundesbrust Stärkung zu holen, bald den Schriftsteller, bald den Bildhauer weinend zu umarmen.

Endlich war das Schützenhaus erreicht. Der lange Weg in der Nachtluft hatte wenigstens den Vortheil gehabt, daß er dazu beitrug, den dichten Nebel, der in den Künstlerköpfen hauste, einigermaßen zu zerstreuen.

An Ort und Stelle angelangt, faßten die drei Administratoren an den geeigneten Punkten Posto. Vollbrecht verfügte sich hinter den Schalter mit der Aufschrift: „Cassa", die beiden freiwilligen Billeteure besetzten den Eingang zum Saal, in welchen die Uebrigen eintraten, um Stampfel nach der Künstlergarderobe zu geleiten.

Der Garderobier, der schläfrig in seiner Loge lehnte, brummte unwillig über „pauveres Volk", und hatte insofern auch Grund zu seinem Mißmuth, als die wenigen Leute, die nach und nach erschienen — durchaus Bewohner des Rübenhofes — entweder gar keine überflüssige Garderobe abzulegen hatten oder mit Recht in dem leeren Konzertsaale zu frieren fürchteten und dem Garderobehüter den erwarteten Obolus entzogen.

So war es allmählig ein Viertel vor Acht geworden und Vollbrecht hatte noch keinen rothen Heller eingenommen; ja noch mehr, die Vertreter der Presse, denen

Freikarten gesandt worden waren, kamen nicht und auch der größte Theil der geladenen Bekannten fehlte. Nur die Gläubiger des Konzertgebers waren mit rührender Pünktlichkeit erschienen und gaben sich den schlimmsten Ahnungen hin, als sie in dem kaum zum zehnten Theil gefüllten Saale nur ein Publikum erblickten, das augenscheinlich keinen Groschen für den zu erwartenden Kunstgenuß bezahlt hatte. Vollbrecht wechselte von Zeit zu Zeit bedauernde Blicke und Pantomimen mit Wurm und Wenzel, die mit einer Miene wie zwei gefangene Löwen vor der Saalthüre auf und ab spazierten, theils aus begreiflicher Ungeduld, theils um ihre erstarrten Glieder einigermaßen zu erwärmen.

„Du Kamerad," meinte Wurm endlich, „mir scheint, uns läßt sogar der große Unbekannte im Stich?"

„Das wäre eine Gemeinheit!" rief der Kupferstecher entrüstet. „Aber Du könntest Recht haben, hineingegangen ist Keiner, den ich nicht sehr gut kannte, und sieh'" — damit öffnete er die Thür ein wenig und zeigte nach der Richtung, wo auf teppichbelegtem Podium der imposante Konzertflügel stand — „der Sperrsitz Nro. 6, der verkauft wurde, steht noch immer leer. Der arme Stampfel muß sich in seiner Garderobe sehr übel befinden, denn außer der Feuerwache und dem Polizisten befindet sich kein einziger Fremder hier."

Die Künstler aus dem Musenhofe, die von Zeit zu Zeit auf den Korridor herauskamen, um diesem einige Bewegung zu verleihen, waren eben wieder bei den drei Administratoren eingetroffen und tauschten mit ihnen

trübselige Scherze über die Mißgunst des Schicksals aus, als man plötzlich einen Wagen anfahren hörte. Das wirkte wie ein elektrischer Strom auf die Verzweifelten.

„Ha! Da ist er, der große Unbekannte!" lief es von Mund zu Mund. Jeder rückte an seiner Kravatte, zog den Rock in die Taille und räusperte sich, als sollte jeder Einzelne dem Eintretenden eine Dankrede halten. Von der Saalthür bis zur Treppe bildete sich ein lebendiges Spalier, als gälte es, einen Fürsten zu empfangen.

Der Ankömmling war wirklich der Fremde, der aus seiner Tasche die Gesammteinnahme des Konzertes bestritten hatte, ein langer, unendlich blasirt aussehender Herr mit einer unbeweglichen Miene. Der karrirte Havelock, der semmelfarbene Kotelettenbart und der steife Gang ließen sofort den unverfälschten Sohn Altenglands erkennen, den spleenbehafteten Reisenden, wie er „im Buche steht".

„Guten Abend, Mylord!" ertönte es wie aus einem Munde. Jeder hätte den Mann am liebsten umarmt. Zwei Maler führten ihn zur Garderobe und entledigten ihn seines Ueberrockes, der als Siegestrophäe auf dem sonst ganz kahlen Kleiderrechen aufgehängt wurde. Mit einer Feierlichkeit, als empfinge man ein hochwichtiges Dokument, wurde dem Lord das Sperrsitzbillet abgenommen, dann geleitete ihn der ganze Troß in den Saal, wo eine Bewegung entstand, so groß sie nur bei dem kleinen Auditorium möglich war. Der Engländer schien sich übrigens über gar nichts zu wundern, sondern nahm die auffälligen Aufmerksamkeiten als hier jedenfalls landesüblich hin.

Mit gleichem Phlegma harrte er trotz der empfindlichen Kälte vollständig unbeweglich auf seinem Sperrsitz Nro. 6 dem Konzertanfang entgegen, einstweilen das Programm buchstabirend, das ihm Meister Wendelin Kratzer überreicht hatte.

„Er ist da!“ sagte der Kupferstecher bedeutungsvoll.

„Aber er ist auch der Einzige seiner Art,“ lachte der Bildhauer, „ich hätte gute Lust, mich auf die Straße hinabzustellen und den Ausrufer wie vor einer Jahrmarktbude zu spielen: hereinspaziert, hereinspaziert, meine Herrschaften, hier ist zu sehen ein in Freiheit dressirter Klaviergymnastiker, ferner, als einzig in seiner Art, ein ganzer, wirklicher, lebender Engländer, der die sonderbare Marotte hat, einen Thaler fünfzehn Silbergroschen auszugeben, wo man froh wäre, wenn man solche Leute nur gratis hereinbugsiren könnte!“

„Aber Du bringst mich da wirklich auf meine anfängliche Idee zurück, Michel! Was gilt's, ich spiele draußen auf der Straße den Wegelagerer und überfalle den Nächstbesten, um ihn hereinzuzerren!“

Und ohne auf die Bedenklichkeiten der Anderen zu hören, lief Wenzel die Treppe hinab und verschwand durch das Thor.

Vollbrecht und Wurm warteten zehn Minuten lang, aber die Bestrebungen des Kupferstechers schienen von keinem Erfolge begleitet zu sein, keine Seele machte sich bemerkbar. Indessen wurde das Gratispublikum im Saale immer ungeduldiger. Ein taktmäßiges Stampfen wurde hörbar.

„Die Uhr da drüben zeigt auch bereits auf acht Minuten nach der für den Beginn festgesetzten Stunde," meinte Vollbrecht zu dem Bildhauer, „Du könntest dem Stampfel-Lude wirklich sagen, er möge anfangen, wenn er es überhaupt nicht für besser findet, von seiner Produktion abzusehen, was wahrhaftig das Gescheidteste wäre!"

„Freilich; es kommt ja ohnedies keine Katze mehr — doch halt," rief Wurm plötzlich und gerieth in fieberhafte Bewegung, „mir scheint, Wenzel hat einen Fang gemacht. — Wahrhaftig," fuhr er dann flüsternd fort, „mach' Dich bereit, Freund, Du kriegst Geld unter die Finger — da hat uns der treffliche Wenzel einen ganzen Trieb zugeführt. Es scheinen Studenten zu sein!"

Thatsächlich polterten jetzt acht bis zehn Jünglinge mit farbigen Mützen auf den Köpfen die Treppe herauf, ihnen folgte der Kupferstecher, der dem Bildhauer schon von Weitem so triumphirend zuwinkte, daß dieser Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen.

„Hier, meine Herren Doktoren, ist die Kasse!" empfing Wurm die jungen Herren, die, wie die Künstler vorhin, von einem sehr kräftigen Abendessen zu kommen schienen, denn ihre Gesichter waren stark geröthet, und die Körper schienen sich nur schwer auf ihren Gleichgewichtspunkt besinnen zu können.

„Also da ist die Bude, wo Klavier gepaukt wird?" gluckste der älteste. „Was kostet denn der Schwamm?"

„Zwanzig Silbergroschen der offene Platz, wenn Sie es nicht vorziehen, erste Sperrsitze zu nehmen," flötete der Schriftsteller von seinem Schalter her.

„Sie sind wohl toll?“ bemerkte der Bruder Studio lakonisch.

„Bitte, Herr Professor,“ wandte der Kupferstecher sofort ein und zog drei oder vier der Herren, die sich schon rückwärts konzentriren wollten, mit sanfter Gewalt wieder die Stufen herauf, „Sie können auch zu billigeren Preisen Sitze haben. Der Eintritt auf die Gallerie kostet sogar nur fünf Groschen.“

„Ach was, machen wir's kurz!“ rief der Senior und griff in die Tasche, „wir sind unserer Neune — wollen Sie uns für eine Pauschalsumme von einem Thaler hineinlassen?“

„Das wäre circa drei Silbergroschen für die Person, erlauben Sie —“ rief Vollbrecht.

„Gehen wir!“ erklärte der Führer kurz und wandte sich um, aber der Kupferstecher stellte sich ihm schon in den Weg. Er hätte die Studenten gewiß auch umsonst hineingelassen, warum also nicht selbst das kleinste Angebot acceptiren?

„Gut denn, meine Herren, weil Sie es sind, so wollen wir Ihnen einen Ausnahmepreis machen. Bitte, legen Sie ab und treten Sie ein!“

Als sie aber in der Garderobe nur einen einzigen Rock hängen sahen, stutzten sie und zeigten offenbar Mißtrauen, diesem verdächtigen Raume ihre Paletots anzuvertrauen. Ja, sie wären am liebsten umgekehrt, wenn die drei Künstler nicht alle ihre Ueberredungskunst aufgeboten hätten.

„Sie entschuldigen, meine Herren,“ sagte Vollbrecht, der kaum das Lachen zurückhalten konnte, indem er den

so mühsam erkämpften Thaler einstrich, „Sie entschuldigen, wenn ich Ihnen keine Billets mehr geben kann, aber es ist Alles schon vergriffen. Der Saal ist vollständig ausverkauft. Bitte, Herr Inspektor, weisen Sie den Herrschaften ihre Plätze an!“

„Geht es aber auch bald an?“ murrten die Studenten, während sie „Inspektor“ Wenzel in den Saal hineindrängte.

„Sogleich beginnt die Fütterung, meine Herren!“ sagte Wurm mit einer graziösen Verbeugung, indem er die Thür hinter ihnen in's Schloß drückte.

Drinnen erregte der Eintritt der neun jungen Leute einen wahren Sturm. Die Künstler reckten die Hälse und blickten mit einer Miene voll ungeheuchelter Bewunderung auf den Kupferstecher, dessen genialer Begabung jedenfalls dieses imposante Engagement einer solchen „Menge Publikum“ zu danken war, wie Jeder mit richtigem Instinkt sofort erkannte.

„Gratis?“ flüsterte das „Skelett“ dem Kupferstecher zu.

„Einen Thaler,“ war die ebenso leise gegebene Antwort, die sofort von Mund zu Mund ging als wahre Wundermär.

„Aber jetzt müssen wir ihn doch anfangen lassen,“ meinte Kratzer, „geh' in die Garderobe hinüber, Wenzel, und verständige Stampfel von dem ungeahnten Zuwachs seines Auditoriums!“

Der Kupferstecher that wie ihm geheißen. In dem kleinen Seitenzimmerchen traf er Schwarz um den unglücklichen Virtuosen beschäftigt, der ein wahrhaft rühren-

des Jammerbild bot. Er lag wie gebrochen auf einem Stuhl und stierte mit gläsernen Augen zu Boden. Auf seinen Wangen waren breite Rinnen bemerkbar, die erkennen ließen, welchen Weg hier vergossene Thränen gemacht hatten.

„Vorwärts, ermanne Dich!“ rief der junge Bildhauer dem Armen zu, indem er ihn am Arme rüttelte. Wenzel hatte in kurzen, hastigen Worten den neuen Stand der Dinge vermeldet. „Denke Dir, Du gäbest das Konzert nur Deinen Freunden! Was kümmern Dich die zehn Fremden?“

„Ja, Du hast Recht,“ schluchzte Stampfel und raffte sich mühsam empor, „ich will wenigstens euch zeigen, was ich kann!“

So trat denn Stampfel auf das Podium, aber gleich bei seiner Verbeugung strauchelte er auf dem Teppich, und nicht viel hätte gefehlt, daß er hingestürzt wäre. Die Studenten lachten.

Stampfel's Finger waren erstarrt und hatten die ganze ihnen mühsam beigebrachte Gelenkigkeit verloren. Dazu hatte sich die „Eingenommenheit“ seines Denkerhauptes durch die Erregung derart gesteigert, daß es ihm unmöglich war, die Noten abzulesen, die mit ihren Köpfchen und Strichen wie boshafte Kobolde vor seinem verschwommenen Blick tanzten. Kalter Angstschweiß trat ihm vor die Stirne, die Sinne drohten ihm zu schwinden. Endlich schlug er mit seinen Fingern in einer Art Verzweiflung auf die Tasten. Glücklicher Weise hatte er die Ouverture schon so oft geübt, daß er sie ziemlich auswendig konnte.

Kling, klang flederte er in die Klaviatur hinein, unbekümmert, ob hier ein falscher Ton angeschlagen wurde oder dort ein anderer unter das Pult fiel; er konnte sich mit gutem Grunde trösten, daß sein Auditorium ja nicht viel von Musik verstehen mochte. Der Engländer saß auch so gleichgiltig auf seinem Sperrsitz Nro. 6, als ginge ihn die Geschichte nicht das Mindeste an.

So hatte sich Luigi glücklich durch die erste Nummer durchgearbeitet. Kräftig hieb er die Schlußakkorde herunter, dann stand er mit einem Seufzer der Erleichterung auf. Seine Freunde setzten ihre Hände zu einem donnernden Applaus in Bewegung, in welchen die angeheiterten Studenten mit lautem Halloh einfielen. Stampfel verbeugte sich nach allen Seiten, dabei aber hatte sein Gesicht einen so komischen Ausdruck, daß die Munterkeit der Studenten die Künstler unwiderstehlich mit fortriß.

Dann enteilte der Virtuose in den schützenden Raum seines Garderobekämmerchens; Schwarz und Kratzer wollten ihm nach, um ihm Trost und Muth zuzusprechen, aber er wies jede Gesellschaft zurück. Er wollte allein sein, um sich zu sammeln, denn noch hatte er ein großes Stück Arbeit vor sich.

„Ja, er hat Recht," sagte das „Skelett" und nahm mit dem jungen Bildhauer wieder seinen Sitz ein, „wir dürfen ihn nicht stören. Aber ich glaube, seine Seele stimmt ganz in unseren Wunsch ein: wenn dieser Kelch nur erst vorüber wäre!"

„Ich bin nur begierig," lachte Schwarz, „was die Herren Amberg und Genossen nach Schluß dieses hoch-

nothpeinlichen Auftrittes für Gesichter schneiden und unserem Luigi für angenehme Dinge sagen werden!" —

Die zweite Programmnummer war das vom Konzertgeber selbst komponirte „Notturno", das im Kreise der Künstlerschaft des Musenhofes bereits zu einer Art Berühmtheit gelangt war. Stampfel selbst sah dieser Nummer, auf die er früher die schönsten Hoffnungen gesetzt hatte, mit großem Bangen entgegen. Sein seelischer Zustand hatte sich mit jeder Minute verschlimmert, es war ihm, als wandle er in einem beängstigenden Traume, als könne das unglückliche Konzert nie zu Ende kommen. Und hatte er denn auch so viel Grund, sich auf dieses Ende zu freuen? Draußen im Saale saß die furchtbare Schaar seiner Gläubiger, von denen ihm jetzt jeder Einzelne wie ein Folterknecht erschien, der darnach lechzte, ihn auf's Rad zu flechten. Ja, er hatte vorhin deutlich die finsteren, drohenden Mienen bemerkt, die ihm aus der Mitte des Parterres entgegenstarrten — Medusenhäupter, die seine Gedanken zu lähmen schienen.

Endlich entriß er sich seinen düsteren Reflexionen; er mußte hinaus.

Seine Augen waren noch umflorter als vorhin, es war ihm absolut unmöglich, sich in dem Gewirr seiner selbstgeschriebenen Noten zurechtzufinden. Er mußte also abermals seinem Stern vertrauen und sich auf gut Glück ohne Schwimmgürtel in die Tonwellen stürzen. Schaudernd schloß er die Augen und wagte den kühnen Sprung. Seine Hände irrten auf den Tasten umher, die ihm in sinnbetäubendem Kunterbunt durcheinander schwammen —

schwarze und weiße — zu einem unentwirrbaren Chaos. In seinen Ohren brauste und sauste es, seine Gedanken kreisten in wahnsinnigem Strudel — er fühlte mehr als er hörte, daß er immer mehr aus dem Konzepte kam, daß er die unmöglichsten Dissonanzen spielte. Im Publikum erhob sich ein Murmeln, das im Nu zum Murren anwuchs; er sah auf, es wurde ihm schwarz vor den Augen — dann blieb er stecken. Ein kalter Schauer durchrieselte ihn, er wollte sich besinnen, von vorne wieder anfangen, aber er hatte ganz und gar den Faden verloren. Mechanisch sanken seine Hände von den Tasten herab.

Die Studenten stampften auf den Boden und zischten.

„Das ist Betrug!" ertönte eine kreischende Stimme, die den unglücklichen Klaviervirtuosen erbeben ließ. Er erhob sich mühsam, wankte vor und wollte einige Worte der Entschuldigung, von Unwohlsein vorbringen.

„Ich sehe mich genöthigt, die — die verehrungswürdigen Anwesenden um freundliche Nachsicht zu bitten —" stammelte er, fast ohne zu wissen, was er sprach; „ich fühle mich — zu sehr angegriffen — die Hitze im Saal —"

Brüllendes Gelächter unterbrach ihn, das durch Zurufe, Pfeifen, Aufstampfen zu einem betäubenden Lärm vereinigt wurde. Seine Kniee drohten zusammenzuknicken, seine schwache Stimme erstickte in dem Schluchzen, das krampfhaft seine Brust erschütterte. Er hatte nur noch die Kraft, von der Estrade zu springen und wie von Furien gepeitscht nach der Garderobe zu stürzen.

„Laßt mich, laßt mich!" schrie er den Freunden zu,

die ihm nachgelaufen waren und an der Thüre rüttelten, welche er hinter sich versperrt hatte. Die Künstler begaben sich in den Konzertsaal zurück und hielten in aller Eile Kriegsrath. Dann bestieg Vollbrecht das Podium und verkündete laut, daß das Konzert wegen plötzlich eingetretener Unpäßlichkeit des Herrn Stamelli abgebrochen werden müsse, und bat um Entschuldigung. Der Engländer verließ seinen Sperrsitz Nro. 6 und den Saal so gelassen, als gehöre diese Störung zum Programm; stumm wie er gekommen, sah man ihn verschwinden. Auch die Studenten räumten schließlich ohne Reklamation ihres Eintrittsgeldes das Feld, freilich nicht ohne sich in einer sehr scharfen und geräuschvollen Kritik zu entladen. Aber die Gläubiger, die gleich etwas von einer abgekarteten Sache wittern wollten, erhoben einen heillosen Tumult. Sie wollten Stampfel um jeden Preis interpelliren, und vergebens waren alle Protestationen seiner Freunde, man pochte an die Thür der Künstlergarderobe, rüttelte an der Klinke und forderte den Virtuosen in sehr energischer Weise auf, zu öffnen. Aber dieser antwortete nicht. Die Freunde baten ihn nun ebenfalls, sich zu zeigen; vergebens, drinnen blieb Alles still.

„Herrgott! Er wird sich doch nicht etwa —?" rief Vollbrecht und sah die Anderen erschreckt an. Diese zuckten die Achseln. Man einigte sich endlich dahin, die Garderobe durch einen Schlosser öffnen zu lassen. Aber bis ein solcher zu dieser späten Stunde aufgetrieben war. verging fast eine halbe Stunde, während welcher sich die Ungeduld der Gläubiger in lautem Toben Luft machte.

Endlich erschien der abgesandte Maler mit dem Schlossergehilfen, die Thür wurde geöffnet, man drang ein, aber zum entsetzten Staunen Aller war von dem Klavierkünstler keine Spur zu entdecken. Eine kleine Thür, die in den Hofraum hinabführte und welche nur halb angelehnt war, ließ vermuthen, auf welchem Wege der so hart Bedrängte sich auf die Flucht begeben hatte. Diese Erkenntniß erregte ein Geschrei der Wuth bei allen Denen, die sich durch den französischen Abschied Signor Stamelli's geschädigt betrachteten, während sich die Künstler einer stürmischen Heiterkeit nicht enthalten konnten.

„Mein Frack! mein Frack!" jammerte der Schneider, bei welchem sich der Pianist die Konzerttoilette entlehnt hatte.

„Ihm nach!" schrien die Schicksalsgenossen des biederen Meisters und stürzten durch die schmale Hintertreppe in den Hof hinab, wohin auch der rückwärtige Theil der Schützenhausrestauration ausmündete. Der Schankbursche bestätigte auch, daß ein Herr von dieser Seite her in das Lokal eingetreten sei, sich aber ohne Aufenthalt auf die Straße begeben habe.

„Na, dann können wir ihm vergeblich nachlaufen, wenn er nicht vielleicht doch nach der ‚silbernen Rübe' gewandert ist!" rief Meister Lampe, der Rübenwirth, dem der Virtuose ebenfalls einen beträchtlichen Posten schuldete, mit ärgerlichem Lachen. Diese schwache Hoffnung belebte den Muth der Anderen auf's Neue. „Nach der ‚silbernen Rübe'!" hieß die Parole, der jetzt Jeder Folge leistete.

Dem Trupp, der unter der Führung des Rübenwirthes nach der Königsstraße zog, folgte lachend und allerlei Vermuthungen austauschend die fröhliche Künstlerschaar.

Die Thür zur Stube Luigi's war offen, doch er selbst verschwunden. Auf dem Tische brannte ein Licht, auf einem Stuhle hing der Frack, auf den sich der Schneider mit einem Freudenschrei stürzte; die werthvolle Violine aber, das einzige kostbare Stück aus Stampfel's fahrender Habe, fehlte auf ihrem Allen wohlbekannnten Platze an der Wand.

Den letzten Beweis über die Absichten des verkrachten Klavierkünstlers lieferte noch ein Plakat, das jetzt das „Skelett" an der Innenseite der Thüre entdeckte. Es trug die Schriftzüge des Verschwundenen. Vollbrecht entzifferte sie unter dem Gelächter seiner Freunde.

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß Jeder was im Magen hat,
Von dem er froh will scheiden.
Und soll's nach meinem Wunsche geh'n,
So hoff' ich nicht auf — Wiederseh'n;
Das werd' ich wahrlich meiden! —
Lebt wohl, auch ihr, geliebte Musenbrüder,
Luigi geht — und nimmer kehrt er wieder!" —

Da man sich nicht darüber einigen konnte, welchem Gläubiger man die „Konkursmasse" von einem Thaler überweisen sollte, entschied Wendelin Kratzer mit Zustimmung des Masseverwalters Vollbrecht, den in Rede stehenden Aktivenbestand bei Meister Lampe anzulegen und dafür dem Deserteur ein herzliches Lebewohl nachzutrinken.

Siebenzehntes Kapitel.

Baron Limbach als Samariter.

Es ist schon dagewesen, daß Weltereignisse, die für den ersten Augenblick einen wahren Sturm erregten, schon nach wenigen Wochen vom Strudel der Zeit hinweggeschwemmt wurden und kaum noch eine blasse Erinnerung zurückließen. Besonders in einer Großstadt, wo die fieberhafte Schnelligkeit des modernen Lebens mehr als anderswo zu Tage tritt, äußert sich jene Erscheinung in sehr auffälliger Weise. Tagesfragen, die heute noch „ganz Europa" beschäftigen, sind morgen oder übermorgen bereits in den Schoß der Vergessenheit gesunken.

Wenn nun die Verlobungsangelegenheit des Grafen Herbert Wernshausen, die freilich für die Aristokratie der Residenz in der That die Bedeutung eines großen Ereignisses hatte, immer noch, trotzdem man sich nahe an Weihnachten befand, die Gemüther beschäftigte, so lag das darin, daß über dieser Angelegenheit ein bisher noch nicht aufgeklärtes Dunkel schwebte. Der alte Graf Wladimir Wernshausen hatte „seiner angegriffenen Gesundheit wegen", wie es hieß, seine Entlassung genommen, und war wenige Wochen darauf nach seinem entfernten Gute Lichtenau abgereist, fast zur selben Zeit, als auch die Baronin Mühlhoff, die sich auffallend zurückgezogen hatte, ihren Palast in der Residenz verließ, ohne daß man wußte, wohin sie sich gewendet. In denselben Tagen tauchte die Aufsehen erregende Nachricht auf, Graf Herbert habe der Baronin endgiltig den Abschied gegeben und sich mit

der Tochter des Advokaten Trenner verlobt. So war Fräulein Trenner im Nu zu einer nahezu berühmten Persönlichkeit geworden, obgleich oder vielmehr vielleicht gerade deswegen, weil man diese interessante Dame nirgends sah. Sie schien sich geflissentlich zurückzuziehen.

Auch die sonderbare Haltung des Baron Limbach, auf den es die Neugierigen als den Vertrauten des Grafen Herbert besonders abgesehen hatten, konnte nur dazu beitragen, den abenteuerlichsten Vermuthungen Nahrung zu geben. Der Baron hatte sich von allem Verkehr mit den Kreisen, in denen er sonst ein oft und meist auch gern gesehener Gast war, zurückgezogen, und wenn es Dem oder Jenem schon einmal gelang, ihn zufällig auf der Straße zu treffen, so wußte er allen Fragen so geschickt auszuweichen, daß man ihn nie bestimmt fassen konnte.

Limbach, der anfangs versucht hatte, die Ansicht zu verbreiten, als habe seinen Freund nur eine Herzensneigung bestimmt, die stille und doch bereits so laut gewordene Verlobung mit Fräulein Ella Trenner einzugehen, war nach und nach zu der Ueberzeugung gekommen, daß jene Erklärung unhaltbar sei und nirgends Glauben fände. So hatte es der Baron schließlich vorgezogen, sich in eine tiefe Verschwiegenheit zu hüllen und allen Neugierigen nach Möglichkeit auszuweichen, im Uebrigen den Dingen ruhig ihren Lauf lassend. Er vermied es, stark besuchte Vergnügungslokale aufzusuchen und beschränkte seine Spaziergänge auf abgelegenere Stadttheile und fast ausschließlich auf die Morgen- und Abendstunden.

Auf einer solchen Promenade zur frühen Vormittags-

stunde fühlte sich Limbach, der in Gedanken dahinschritt und wenig auf die Vorübergehenden achtete, plötzlich leicht am Arme berührt und angehalten.

„Ist es Ihr Gespenst oder sind Sie es wirklich selbst?" rief eine lachende Stimme neben ihm. Er sah nicht sehr angenehm überrascht empor, seine Stirne heiterte sich jedoch etwas auf, als er den Sprecher erkannte.

„Ah, Graf Goswitz!" sagte er etwas verlegen, dem Andern die Hand schüttelnd.

„Sagen Sie doch, wo stecken Sie denn immer, man bekommt Sie ja gar nicht mehr zu Gesichte? General Schlingheim, den ich vor einigen Tagen traf, ist nicht gut auf Sie zu sprechen, weil Sie sich gar so rar machen."

Limbach lachte. „Ja, ja, der General mag wohl übler Laune sein, weil er seine allwöchentlichen Spielabende im Hause der Baronin Mühlhoff so plötzlich abgeschnitten sah."

„Und hat derselbe Anlaß auch etwa Schuld daran, daß Sie förmlich zum Karthäuser geworden sind, lieber Baron?"

„Um den Ritter Toggenburg zu spielen, weil ich meine geliebte Freundin verloren habe? Haha! — Doch im Ernst, Sie wissen ja, daß ich die sonderbare Neigung habe, ein ernstes Studium, interessante wissenschaftliche Lektüre dem Sport, den Bällen und Theatern — vielleicht auch den Damengesellschaften vorzuziehen."

„Ja, deshalb haben wir uns ja auch, als so ziemlich verwandte Seelen, gefunden, wenngleich ich mein Urtheil über die Welt und die Menschen nicht so weit ausge-

bildet habe, wie Sie, und das schöne Geschlecht keineswegs in Acht und Bann erkläre."

„Da thun Sie mir Unrecht, bester Graf, wahrhaftig. Ich bin in meinem Leben schon so vielen Meinungen begegnet, habe schon so viel mir zuerst unmöglich Erscheinendes dennoch geschehen sehen, daß ich überhaupt nichts mehr — wie Sie sich ausdrücken — in Acht und Bann erkläre. Was mir nicht gefällt, dem bleibe ich nach Thunlichkeit ferne, bemühe mich aber nicht mehr, es ändern zu wollen, ja ärgere mich nicht einmal mehr darüber, daß es nicht zu ändern ist."

„Nicht Jedem ist es gegeben, sich so philosophisch in Alles zu fügen. Doch Sie haben mir eigentlich noch immer nicht meine Frage beantwortet, was Sie plötzlich so ganz besonders welt- und menschenscheu macht. Ich wollte Sie schon mehrere Male aufsuchen, fand Sie aber aus jeder Wohnung schon wieder ausgezogen."

„Nun ja, ich bin eben nicht so sehr mit Glücksgütern gesegnet, um mir einen Palast bauen lassen zu können nach meinem Geschmack. So muß ich mich mit Miethwohnungen behelfen, an denen ich oft nur zu bald Uebelstände entdecke, die mich zur Wanderung zwingen. Indessen würde auch ein festes Logis, ein Palast nicht meinem Sinne entsprechen, da ich ja doch nirgends allzu lange Aufenthalt nehme, ich bin ein Zugvogel wie Sie, Herr Graf. Heute da, morgen dort."

„Sie haben Recht, nur im Wechsel ist das Bleibende! Sie wissen, daß ich in dieser Hinsicht ganz Ihr Gesinnungsgenosse bin. Ich habe Sie eigentlich auch nur

aufgesucht, weil ich von Ihnen Abschied nehmen wollte. Ich gedenke abzureisen."

„Ah, und wann?"

„Darüber bin ich noch nicht ganz im Klaren. Vielleicht in zwei bis drei Wochen, vielleicht auch morgen schon, ich halte es in dieser Hinsicht ganz mit Ihnen, Baron."

„Und Sie reisen nach Hause?"

„Ja, aber auf einem bedeutenden Umwege. Mich wandelt die Lust an, die Schweizer Berge im Winterkleide zu sehen, dann werde ich wahrscheinlich eine Tour durch Italien machen; ich wurde nämlich von einem schwedischen Professor, dessen Bekanntschaft ich in Australien machte, zu einem Zusammentreffen in Neapel eingeladen, wo er sich von Februar bis April aufzuhalten gedenkt. Ob ich dann nach Wien zurückkehre, weiß ich noch nicht, aber es dürfte höchst wahrscheinlich sein. Ich darf auch meine Güter nicht zu lange vernachlässigen."

„Ah, Sie reisen nach Italien? Dann bitte, grüßen Sie mir die geliebte ewige Stadt, die Sie ja wahrscheinlich auch berühren werden. Ich habe daselbst sehr angenehme Tage verlebt. Ah, da erinnere ich mich auch, daß ich noch einigen italienischen Freunden Briefe schuldig bin. Mein Gott, bei meinen vielen Bekanntschaften, die ich in aller Herren Länder anknüpfte, müßte ich die ganze Zeit am Schreibtische zubringen, nur um meine Korrespondenz zu erledigen. Und ich bin durchaus kein Freund vom Briefschreiben. Ich bin Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften, aber so faul im Korrespondiren, daß

ich meine interessantesten Beziehungen vernachlässige. Ich habe mir darüber schon ernstliche Vorwürfe gemacht."

Goswitz sah ihn von der Seite an und lächelte. „Wissen Sie, Baron, daß ich Sie für einen großen Schlauberger halte?"

„Wieso?"

„Nun, weil Sie sich so vortrefflich den Anschein eines leichtlebigen, um nicht zu sagen: leichtsinnigen Lebemannes zu geben wissen."

„Ei — und bin ich das etwa nicht?"

„Nicht so ganz. Es scheint Ihnen bequem, vom großen Haufen für einen oberflächlichen Charakter gehalten zu werden. Man könnte zum Beispiel fast wirklich meinen, Sie hätten nur einer flüchtigen, nicht recht begründeten Laune nachgegeben, als Sie für diese Saison Ihrer Gewohnheit des Reisens entsagten und hier die Residenz zum Schauplatze Ihres harmlosen Lebens machten. Ich weiß aber, daß Sie sich von ernsten Erwägungen hier zurückhalten lassen."

„Ich?" lachte Limbach gezwungen. „Ich wüßte wirklich nicht —!"

„Nun, Sie können doch nicht leugnen, daß Sie trotz Ihrer jetzt so auffallend zu Tage tretenden Menschenscheu, mit der sie alle sonstige Gesellschaft meiden, noch immer, das heißt vielmehr: eifriger als je im Hause Wernshausen verkehren."

„Ja, ich besuche da eigentlich hauptsächlich den Freiherrn v. Blank, Sie wissen, den Vetter des Ex-Ministers, der jetzt in das Palais in der Schloßstraße eingezogen

ist, um es zu verwalten, denn Herbert ist zu sehr mit seinem eigenthümlichen Sport, der ihn zumeist vom Hause fernhält, beschäftigt, um den häuslichen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit zu widmen."

„Ich dachte, Graf Herbert würde aber nun daran gehen, das Heim zur Aufnahme für seine künftige Gattin vorzubereiten," warf der Graf lächelnd ein.

„Ah, das wäre ihm eine Last. Er hat mich daher gebeten, öfter in dem Palaste vorzusprechen und mich mit Herrn v. Blank über die zukünftige Einrichtung so zu einigen, wie es seinem Geschmack entspricht, den ich vielleicht besser kenne, als er selbst. Es ist übrigens jetzt sehr einsam in dem Hause, besonders seitdem das muthwillige Lachen der kleinen Kamilla darin verstummt ist, dieses lieblichen Geschöpfes, das nicht mehr Kind und noch nicht Jungfrau ist."

„Das Fräulein ist wohl mit dem Vater nach dem Gute abgereist?"

„Nein, Kamilla befindet sich jetzt in der Pension, weil ihre bisherige Erzieherin und Gesellschafterin schwer erkrankt ist und sich nach ihrer Heimath zurückziehen wollte. Graf Wladimir glaubte nun sein Töchterchen noch nicht genügend ausgebildet, oder scheute sich, es auf dem einsamen Gute so gleichsam vom Leben abzuziehen, und so kam die Comtesse in die Pension. Das arme Kind soll sich indessen daselbst nicht besonders behaglich fühlen, was ich gerne glauben will. Doch wird vielleicht Herbert die Schwester zu sich nehmen, wenn er — wenn er gezwungen ist, sich in dem Palaste mehr zu Hause zu fühlen,

als jetzt. Der Freiherr v. Blank hätte wohl auch schon den Bitten Kamilla's nachgegeben, wenn er in der Eile eine passende Gesellschafterin für sie hätte finden können. Das ist auch nicht so leicht, als man denken sollte!"

„Gewiß, ich wäre nicht dafür, einer heranwachsenden Jungfrau nur eine alte Dame zur Begleiterin zu geben, die doch immer zu sehr die Erzieherin herauskehren müßte. Doch das dürfte sich ja sehr gut gestalten, wenn Comtesse Kamilla die Gesellschaft ihrer Schwägerin genösse. Es heißt doch, die künftige Gräfin Wernshausen sei sehr gebildet und noch jung."

(Fortsetzung folgt.)

Verschenkt.

Novelle
von
Schmidt-Weißenfels.

---

1. (Nachdruck verboten.)

„Ich will Ihnen gern selbst das Anwesen zeigen,“ sagte der Amtsrichter Willberg in seiner Kanzlei zu einem kräftig gebauten Mann von kaum vierzig Jahren, der sich ihm unter dem Namen Franz Hartmann als Liebhaber für eine zum gerichtlichen Verkauf ausgeschriebene Villa vorgestellt hatte.

„Selbstverständlich würde mir dies sehr angenehm sein,“ erwiederte der Fremde, „und vielleicht machen Sie, Herr Amtsrichter, mich dabei noch mit mancherlei Verhältnissen bekannt, die mir als künftigem Besitzer der Villa und Einwohner dieser Stadt von Werth sein könnten.“

„Ich stelle mich ganz zu Ihren Diensten,“ versicherte verbindlich der junge Mann, dessen feines weißes Gesicht mit dünnem Schnurrbart in heller Freundlichkeit auf das braungewetterte des Anderen gerichtet war.

Die beiden Männer verließen darauf das Amtszimmer

und stiegen die Treppe nach dem Ausgang des Gerichtshauses hinunter. Ein herkulisch gebauter Neger wartete daselbst mit strenger Würde in seiner Haltung, die auch in nichts sich verlor, als er beim Anblick der Kommenden den Hut zum Gruße zog.

„Dies ist wohl Ihr Diener?" fragte der Amtsrichter leicht erstaunt und erklärlich neugierig.

„Ja," antwortete Hartmann, „es ist mein Nuffi. Ich habe ihn so getauft nach dem Namen seines Vaterlandes im afrikanischen Sudan, aus dem er als Kind in die Sklaverei geschleppt worden war. Er denkt noch heute an seine Heimath mit großer Lebhaftigkeit, und so hört er denn auch den Namen derselben gern."

„Aber —" begann der junge Mann eine Frage, die sich ihm durch die Worte seines Begleiters aufdrängte und die auszusprechen er doch zögerte.

Hartmann errieth sie jedoch aus der Miene Willberg's, denn er fuhr sogleich fort: „Ich habe ihn nicht aus jenem Lande direkt erhalten, sondern in Nordamerika nach Aufhebung der Sklaverei als verwaisten Knaben von zwölf Jahren. Ich habe ihn mir erzogen; er ist mir ein anhänglicher, treuer Diener bis heute geblieben und besitzt mein ganzes Vertrauen."

Diese Aeußerung erhöhte das Interesse, welches Willberg bereits für den Fremden während der Verhandlung mit ihm bezüglich der Villa gefaßt hatte. Nicht, daß derselbe über seine persönlichen Verhältnisse ihm Mittheilungen gemacht, um solch' ein Interesse aufzurufen. Ueber mehr als seinen Namen, und daß er das ausgeschrie-

bene Grundstück wohl kaufen möchte, hatte er sich dabei nicht ausgelassen. Machte ihn aber diese Absicht aus guten Gründen schon anziehend für Willberg, so noch mehr die biedere Art im Wesen des Fremden, wie es sorgenfrei gewordenen Seeleuten, Landwirthen oder Förstern eigen zu sein pflegt. Während der Unterhaltung auf dem Wege zur Villa, die zum öffentlichen Verkauf kommen sollte, erfuhr er von Hartmann noch, daß derselbe ein geborener Deutscher sei, seit seiner Jugend aber in Nordamerika gelebt und jüngst erst sich in das alte Vaterland zurückbegeben habe, um sich da behaglich ein Heim für den zweiten Theil seines Lebens zu schaffen.

„Hier lebt es sich sehr angenehm," bemerkte darauf der Amtsrichter. „Wenn Sie sich bei uns niederlassen würden, Herr Hartmann, so dürfte es Sie wohl nicht gereuen. Thalheim ist zwar nicht mehr ein so glänzender Kurort Mitteldeutschlands wie zur Zeit, als noch die Spielbank hier ihre Anziehungskraft auf zahlreiche Fremde ausübte; aber es wird wegen seiner heilkräftigen Bäder und seiner gewiß sehr anmuthigen und gesunden Lage noch immer viel in der Sommerszeit besucht. Man lebt hier halb ländlich, und dabei doch im Umgange mit einer feinen, belebten Gesellschaft; wir haben im Kursaal Konzerte und Bälle, auch ein Theater, in dem gewöhnlich das neueste Operettenrepertoire vorgeführt wird. An vielseitiger Unterhaltung fehlt es also nicht."

„Um so besser," entgegnete der Amerikaner, „wenn ich auch vor Allem eine angenehme, ruhige Häuslichkeit hier suchen würde. Diese Villa, die ich mit großer Aufmerk-

samkeit von außen schon in Augenschein genommen habe, scheint meinen hauptsächlichsten Wünschen ganz zu entsprechen. Der ansehnliche Park, in dem sie liegt, macht sie mir besonders verlockend. Ich liebe den Wald und bin gewohnt, in ihm zu leben. Dieser Park ersetzt ihn mir um so mehr, als er sich ja bis an den wirklichen Wald hinanzieht und wohl früher dazu gehört hat."

„Richtig," sagte Willberg. „Die Villa war früher fürstlicher Besitz, bis vor elf, zwölf Jahren eine Art von Jagdschlößchen. Dann kaufte sie ein Herr v. Tannenberg aus Oesterreich mit dem ansehnlichen Waldstück, und machte bis zum See, den Sie wohl ebenfalls gesehen haben werden, einen Park daraus. Seit dem allzu frühen Tode ihres Gemahls bewohnt seine Wittwe allein mit ihrer Tochter die Villa."

„Und warum ist das Anwesen zu gerichtlichem Verkauf gekommen?" fragte Hartmann.

„Frau v. Tannenberg," antwortete der junge Mann mit weniger Gleichgiltigkeit, als er sich merken lassen wollte, „ist leider in ihren Vermögensverhältnissen stark zurückgekommen, und das Haus nach und nach von ihr mit Schulden belastet worden. Sie hat immer etwas romantische Pläne im Kopf gehabt und so glaubte sie den größten Theil des Parkes als Baustellen gut verkaufen zu können. Es war eine falsche Berechnung von ihr."

„Hören Sie," fuhr der Amerikaner lebhaft auf, „das halte ich nicht für so falsch berechnet von der Dame. Aber es hätte richtig angefaßt werden müssen. Man hätte ein, zwei Villen bauen sollen, um den Anfang zu einer

Ansiedelung auf diesem außerhalb der Stadt liegenden Waldland zu machen. Dann hätten sich gewiß bald Liebhaber dazu gefunden."

„Möglich; aber dazu gehörte doch Geld."

Hartmann schwieg, und der Amtsrichter fuhr daher fort: „In den letzten Jahren zwangen die Verhältnisse Frau v. Tannenberg sogar, die Zimmer ihrer Villa an Kurgäste zu vermiethen, und sie selbst bewohnt nur noch einen kleinen Seitenflügel, der einst zur fürstlichen Försterwohnung gedient hat. Von dieser Einnahme mußte sie leben. Nun, da sie das Haus auf Andrängen ihrer Gläubiger nicht länger behalten wird, verliert sie auch diese Quelle für ihren und ihrer Tochter Lebensunterhalt, und —"

Der junge Mann hielt inne; seine Miene war ernster, fast traurig geworden.

Der Begleiter sah ihn an und sagte mit Theilnahme: „Und — ich verstehe, sie gehen Beide dann arm von Haus und Hof?"

Willberg nickte.

„Ich fürchte es!" entfiel es seinen Lippen.

Sie standen jetzt am Eingangsthore zum schattigen Park der Villa, welcher trotz des ersten, sprießenden Frühlingslaubes einen melancholischen Eindruck in seiner Vereinsamung machte. Ein breiter Kiesweg führte nach dem von einer kleinen Anhöhe weiß herüber schimmernden Wohnhause. Lange schon schienen die weiten Anlagen des Parkes vernachlässigt zu sein; Gras und Unkraut wucherten auf den Wegen, tiefe Stille herrschte überall auf dem Anwesen.

Kurz vor dem Hause jedoch erblickten die beiden Männer eine hohe Mädchengestalt, die schnellen Schrittes ihnen entgegenkam. Ihre dunkle Kleidung war sehr einfach, aber der vornehme Eindruck ihrer Erscheinung wurde dadurch nicht beeinträchtigt. Mit einem Blick befragte der Amerikaner seinen Führer, dessen Wangen eine lebhaftere Färbung erhalten hatten, und dessen Augen mit einem sprechenden Ausdruck auf die Nahende gerichtet waren.

„Die Tochter," sagte er halblaut, „Fräulein v. Tannenberg."

Die junge Dame kam näher, und Hartmann konnte ihre Gesichtszüge unter dem dunklen, mit schlichtem Bandschmuck und Sträußchen versehenen Strohhute erkennen. Ein Antlitz von feinem, ernstem Ausdruck leuchtete ihm entgegen, die großen, dunklen Augen unter den starken schwarzen Brauen waren sichtlich verwundert auf die beiden Männer und vielleicht noch mehr auf den Neger gerichtet, der in gemessener Entfernung steif und würdevoll seinem Herrn folgte.

Der Amtsrichter grüßte das Mädchen beim Zusammentreffen mit großer Artigkeit, und auch Hartmann zog seinen Hut. Sie wollte stumm dankend vorüber gehen, hemmte ihren Schritt jedoch sogleich, als Willberg zu ihr gewandt sagte: „Gnädiges Fräulein, treffen wir Ihre Frau Mutter zu Hause an?"

Ein leichtes Erröthen trat in ihre Wangen; wie Sonnenschein flog es dabei über ihr Gesicht, als sie freundlich erwiederte: „Gewiß, sie ist zu Hause, Herr Amtsrichter."

„Werden wir ihr genehm kommen?"

„Warum nicht?"

„Fräulein v. Tannenberg, erlauben Sie mir, Ihnen hier Herrn Hartmann aus Amerika vorzustellen; er wünscht das Innere des Hauses zu besichtigen."

Sie betrachtete mit scheuem Streifblick den Fremden. „Die Mutter wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, dem Wunsche des Herrn nachzukommen," erwiederte sie zugleich, und anmuthig grüßend setzte sie dann schnell ihren Weg fort.

„Ein schönes Mädchen!" äußerte der Amerikaner, indem er mit Willberg weiter ging.

Zerstreut nur hörte derselbe darauf, doch murmelte er wie aus Höflichkeit gegen seinen Begleiter: „Fräulein Marzella? Ja, o ja!"

„Marzella?" wiederholte Hartmann, als fiele ihm die Ungewöhnlichkeit des Namens auf.

Es erfolgte keine Antwort Willberg's darauf, der hastiger als vorher vorauf ging. Er zog eine Klingel an der Thür des Hauses, und bald erschien eine ältere Magd, die den Amtsrichter wie einen schon oft Empfangenen begrüßte, mit Neugier seinen Begleiter, mit Erstaunen den Neger ansah und darauf auf Willberg's Geheiß den Besuch ihrer Herrin zu melden ging, nachdem sie vorher die Thür nach dem Salon der Wohnung für die Herren geöffnet hatte.

Kaum waren dieselben dort eingetreten, als auch schon aus einem anstoßenden Zimmer Frau v. Tannenberg ihnen entgegen eilte, eine lebhafte, noch schön und jugendlich

frisch zu nennende Frau, um deren Gesicht die hellen Bänder eines koketten Häubchens flatterten.

„Grüß Gott, Herr Amtsrichter!" rief sie in österreichischem Dialekt traulich und aufgeräumt diesem zu, und reichte ihm ihre weiße, volle Hand. „Sieht man Sie also wirklich auch einmal wieder?"

Willberg überging mit einem flüchtigen, erzwungenen Lächeln den schmeichelhaften Vorwurf, und, den Amerikaner vorstellend, theilte er ihr mit, zu welchem Zweck er gekommen sei.

„Sie wollen die Villa kaufen?" fragte sie und überflog mit musterndem Blicke den Fremden.

„Ich denke, daß ihr Inneres mir so gefallen wird, wie ihr Aeußeres," entgegnete Hartmann, und sein lebhafteres Augenspiel verrieth, wie angenehm ihn der erste Eindruck ihrer Persönlichkeit berührt hatte. Dabei sprach aber auch eine wachsende Ueberraschung aus seinen treuherzigen Mienen, und er schien durch ihren Anblick wie vor ein Räthsel gestellt, das er zu lösen bemüht war.

„Das hoffe auch ich," beantwortete sie seine Bemerkung, „und wenn es Ihnen beliebt, so nehmen wir sogleich die Besichtigung vor."

Damit eilte sie auch schon in das Nebenzimmer, um die nöthigen Schlüssel zu holen.

Inzwischen flüsterte Hartmann dem Amtsrichter verwundert zu: „Diese Dame ist doch höchstens anfangs der Dreißiger? Wohl also die Stiefmutter Fräulein Marzella's?"

„Adoptivmutter," belehrte ihn Willberg und behob damit die Neugier seines Begleiters.

„Frau v. Tannenberg kam zurück und öffnete die Thür nach dem Vorflur. Sogleich prallte sie aber wieder zurück, lachte dann hell auf über den langen Nuffi, der vor ihr stand, und rief lustig: „Diese Nacht träumte mir von einem Prinzen aus dem Mohrenlande. Sehen Sie — der Mohr ist da. Am Ende auch der Prinz."

Und noch immer lachend übernahm sie die Führung mit ihrem leise klirrenden Schlüsselbund.

— — — — — — — — — — — — —

Die Besichtigung der Villa und ebenso die des Parkes bis an den düster umbuschten Waldsee war bald beendigt und zur großen Genugthuung Hartmann's ausgefallen. Mehrere der Gemächer hatten eine noch so wenig abgenutzte, höchst gediegene Ausstattung, daß sie auch höhere Ansprüche, als er erhob, befriedigen konnte. Ohne weitere Umstände war für ihn das Haus bewohnbar, und dies steigerte nicht wenig sein Gefallen daran. Bei der Besichtigung hatte Frau v. Tannenberg sich als eine so muntere, frohmüthige und geistgeweckte Frau erwiesen, daß der Amerikaner die lebhafteste Theilnahme für sie gewonnen hatte und dies ihr durch die Art und Weise zu bethätigen wünschte, wie er das Kaufgeschäft abschloß. Er fragte nach der Höhe der gerichtlichen Abschätzung des Anwesens mit aller Innenausstattung des Hauses, und erklärte, sogleich diesen Preis baar bezahlen zu wollen, wodurch die gerichtliche Versteigerung hinfällig werden würde.

Die Abschätzung war so vortheilhaft für Frau v. Tannenberg erfolgt, daß sie selbst nicht geglaubt hatte, einen

solchen Preis bei dem Zwangsverkauf zu erzielen. Ernste Liebhaber für den Erwerb des Grundstücks mit allem Zubehör waren noch gar nicht gekommen. Willberg besorgte, daß höchstens bis zu drei Vierteln des Taxwerthes als Kaufpreis herauskommen werde, und dadurch wären gerade noch die auf dem Anwesen lastenden Schulden gedeckt worden. Er sah daher das Anerbieten des Amerikaners als ein unverhofftes Glück für Frau v. Tannenberg an, wodurch ihr noch ein kleines Kapital zufiel, über welches sie frei verfügen konnte. Aufrichtige Freude erfüllte ihn, derart das Schicksal zweier Damen, die er schon kurz nach seiner Versetzung an das Gericht in Thalheim kennen gelernt, und von denen in geheimnißvoller Stille Marzella seinem Herzen theuer geworden, so günstig sich wenden zu sehen und dabei als Vermittler mitwirken zu dürfen. Denn Hartmann nahm ihn als Zeugen des Handels und bat ihn, denselben so schnell und glatt als möglich zum Abschluß zu bringen.

Und wer konnte über den Ausgang der Sache glücklicher sein, als die schmucke Wittwe selber? Zu sorglos fast hatte sie einer ungewissen und so trübe aussehenden Zukunft für sich und ihre Tochter entgegengesehen, weil sie Noth und äußere Bedrängniß im Leben bisher noch nicht kennen gelernt hatte; doch wußte sie es, als sie auf Willberg's Rath ohne langes Besinnen in die Hand des Amerikaners eingeschlagen hatte, wohl zu schätzen, was ihr widerfahren, und daß sie ein so überraschend gutes Geschäft auch einer hochherzigen Gesinnung des Fremden verdanke. Für ihren romantischen Sinn war er nun

wirklich der geträumte Prinz aus dem fernen Mohren=lande.

„Es ist ein herrlicher Mensch!" sagte sie sich, als er mit dem Amtsrichter das Haus verließ, um beim Notar den Kaufvertrag aufsetzen zu lassen; und als Marzella heimkehrte, und sie ihr freudestrahlend mittheilte, was sich ereignet hatte, schloß sie ihre Schwärmerei über den noblen Käufer mit den Worten: „So etwas war nur einem Amerikaner möglich! Diesen Nabob mit dem Neger hat mir wahrhaftig zur rechten Zeit der Himmel gesandt. Ich sagte es ja immer: nur nicht schwarz sehen! Du hast es gethan, Zella, mein gutes Kind, und den Kopf immer tiefer hängen lassen, seitdem das Grundstück zum Verkauf gestellt wurde. Nun sei wieder vergnügt! Das Haus war eine Last und nun sind wir sie los."

Dabei umarmte sie ihre Tochter mit dem ihr eigenen Ungestüm. Aber Marzella lächelte nur halb, und die Thräne in ihrem Auge war wohl nicht von freudiger Rührung hervorgelockt worden.

Die Frau verstand das Mädchen.

„Diese Thräne, Zella? O, ich errathe!"

Mit einem Gemisch von mütterlicher Zärtlichkeit und schwesterlicher Vertraulichkeit zog sie ihre, um nur etwa zwölf Jahre jüngere Adoptivtochter auf das Sopha neben sich, und ihren Arm um deren Schulter legend, sagte sie geheimnißvoll: „Willberg!"

Das Mädchen erröthete und senkte seine umflorten Augen nieder. Die Thräne rollte von seiner Wange herab.

„Dein Geheimniß!" fuhr Frau v. Tannenberg liebe=

voll fort. „Aber mir ist es ja längst keines mehr, und nun laß uns einmal darüber reden, Zella. Wir Beide stehen allein in der Welt; wir sind allein auf uns angewiesen. Sprich Dich gegen mich aus. Was ist's mit Willberg? Warum hat er sich in der letzten Zeit nicht mehr bei uns sehen lassen, während er sonst so oft seine Abende bei uns verlebte, mit uns musizirte — und so ernste Neigung zu Dir bezeigte, daß ich jeden Tag vermeinte, er würde sich erklären. Ist denn etwas zwischen euch vorgefallen?"

Marzella schüttelte ihr dunkellockiges Haupt.

„Solltest Du Dich in ihm getäuscht fühlen? Liebt er Dich nicht? Mein Gott, ohne Grund kann es doch nicht sein, daß er sich von uns zurückgezogen hat! Seit Wochen ist er ja zum ersten Mal wieder heute mit dem Amerikaner hier in's Haus gekommen. Das ist doch eine absichtliche Zurückhaltung seinerseits, und mir natürlich mehr und mehr auffällig geworden."

„Absichtlich war sie wohl," entgegnete das Mädchen traurig, indem es nach einem Seufzer seine volle Fassung zurückgewann; „doch auffällig war sie mir nicht."

„Du hast also eine Erklärung dafür?"

„Ich glaube," hauchte Marzella hin.

„Und wirst Du sie mir mittheilen?"

„Willberg," sagte nach einem kurzen Zögern Marzella, „hat sich unzweifelhaft nur durch edle Beweggründe zu einer solchen Wandlung seiner Beziehungen zu unserer Häuslichkeit entschlossen. Einige Aeußerungen, die ihm, und wohl mit Absicht, gegen mich entfielen, haben es

vorweg rechtfertigen sollen, daß er sich von mir zurückzog. Bis vor drei Monaten lebte sein Vater, von dem er eine ansehnliche Summe als Zuschuß zu seinem Gehalte bekommen hatte und den er deshalb, wie alle Welt, für vermögend hielt. Nach dessen Tode stellte sich indessen das Gegentheil heraus; er hinterließ viel Schulden. Willberg hat pflicht- und ehrenhalber dieselben auf sich genommen und muß nun auch noch seine alte Mutter in Magdeburg unterstützen. Da bleibt ihm nun sehr wenig von seinem ohnehin nicht hohen Gehalte, und — ich verstand ihn, ohne daß er es aussprach — er hat mir keine Hoffnungen mehr machen können, es nach seinem Gewissen nicht mehr dürfen. So," schluchzte sie leise auf, vom Schmerz des Verlustes heftig ergriffen, „stirbt denn hin, was in meinem Herzen erstanden; es muß sterben."

„Zella, Zella!" rief ihre Mutter gerührt aus und zog sie an sich zur Tröstung. „Armes Kind, das ist wohl eine herbe Prüfung. Aber verzage noch nicht! Lasse die Hoffnung noch nicht sinken! Alles kann wieder anders werden, da Willberg Dich liebt, und Du ihn auch. Das stirbt nicht so schnell. Schau, Kind, wie hat es sich auf einmal so ganz anders mit dem Hausverkauf gemacht, als wie Jedermann, auch ich, befürchtete! Unsere Vermögensverhältnisse sind gegen heute früh wieder wahrhaft glänzende. Das weiß ja Willberg. Ich werde einmal mit ihm reden —"

„Ich beschwöre Dich, nur das nicht!" fiel ihr mit flehender Geberde Marzella in's Wort.

„Warum denn nicht?" erwiederte die Wittwe. „Es

wird schon eine schickliche Gelegenheit dazu kommen. Ich will gern ein Opfer bringen und kann es jetzt. Der treffliche Mensch, der mich aus der Gerichtszange erlöst hat und den großen Kaufpreis für das Grundstück baar auf den Tisch legt, hat mich ja in diese glückliche Lage versetzt. Willberg soll doch von mir nur ein Liebesdienst erwiesen werden."

„Er wird ihn nie annehmen," versicherte das Mädchen, „und wie sähe es aus, ich bitte Dich, bedenke dies! Willst Du mir diesen Mann kaufen? Nein, nein! — Auch bleibt Dir ja gar nicht so viel, um für mich etwas hergeben zu können, und ich würde daher ebenso wenig wie Willberg eine solche Güte von Dir annehmen können."

„Verhandeln wir dies jetzt nicht weiter, mein Kind. Kommt Zeit, kommt Rath," meinte Frau v. Tannenberg launig. „Ich sehe doch nicht ein, warum der Mensch nicht mit erlaubten Mitteln sein Schicksal zu verbessern suchen soll. Und wofür bin ich Deine Mutter? Bei der Verheirathung einer Tochter hat die doch sicherlich eine Hauptrolle zu spielen, und Du weißt, Zella, ich bin sehr eifersüchtig darauf, von meinen Mutterrechten nichts zu vergeben. Mit Willberg ist es noch nicht aus, sage ich Dir also. Aber," ging sie in einen ernsteren Ton über, „überstürzen werde ich nichts, und ebenso wirst Du überzeugt sein, daß ich nichts thun werde, um das Heiligthum Deiner Mädchengefühle zu entweihen."

2.

Der neue Besitzer der Villa hatte das Grundstück mit allem Zubehör gekauft; aber schon bei der Aufsetzung des

Vertrages, bei welcher Willberg im Namen der Frau v. Tannenberg sich betheiligte, ließ er unter erkenntlicher Zustimmung desselben eine Klausel beifügen, wonach der seither von den beiden Damen bewohnte Theil des Hauses ihnen nach Belieben noch ferner, jedenfalls bis Ende des Sommers zur Verfügung verbleiben solle.

„Ich will die Villa sogleich beziehen," begründete dies Hartmann, „aber darum braucht Frau v. Tannenberg ihr altes Heim nicht zu verlassen. Im Gegentheil, es wäre mir lieb, wenn sie wohnen bleiben, und ich eine freundnachbarliche Beratherin an ihr finden würde."

Als Mutter und Tochter davon hörten, waren sie auf's Freudigste überrascht, und als Hartmann nach Unterzeichnung des Vertrages und Auszahlung des Kaufgeldes sich ihnen in aller Form als ihr Hausgenosse vorstellte, wurde ihm von der jungen Wittwe für seine Großherzigkeit lebhaft gedankt.

„Wahrhaftig!" lachte sie, und ihre hellen, fröhlichen Augen sprachen noch beredtsam mit, „Sie haben mich von allen meinen Schulden befreit, und ich habe nun doch wieder neue bei Ihnen, die ich gar nicht bezahlen kann."

Hartmann's biederes, verwettertes Gesicht bezeigte die freudige Genugthuung, die ihm dieser Abschluß des Geschäfts bereitete. Er lächelte in seinen rothblonden Bart hinein, der Mund und Kinn umgab, und mit seinen gutmüthigen braunen Augen sah er bald auf die ernste, zurückhaltend bleibende Marzella, bald auf die muntere Frau, von deren weichen, üppigen Lippen sein Lob ertönte.

„Nein, gnädige Frau," wehrte er ihr dann, „Sie sind

mir durchaus gar nichts schuldig. Ich bin nicht so selbstlos, als Sie mich preisen. Mir war dies Anwesen nicht zu theuer, und Sie werden vielleicht noch sehen, wie ich es mir einträglich mache. Und daß Sie im Hause bleiben wollen, damit erweisen Sie mir einen sehr großen Gefallen. Es wird dann nicht so einsam für mich sein. Ich habe lange genug im Leben einsam sein müssen drüben in Amerika; hier in Deutschland will ich mit den Menschen leben und verkehren. Wenn Sie wollen, können wir es uns recht angenehm hier machen. An mir soll's nicht fehlen."

Da leuchtete es in den Augen der Wittwe wie ein Gedanke, der sich in ihr ausbildete, auf, und sie rief in ihrer gemüthlichen Natürlichkeit: „Herr Hartmann, Sie sind ein einziger Mensch!"

Damit war die Freundschaft von beiden Seiten geschlossen. Hartmann richtete sich mit seinem Nuffi im Haupttheil des Hauses ein, und Frau v. Tannenberg war ihm dabei mit Rath und That behilflich. Sie glaubte manchmal, noch als die Hausherrin zu walten. Es kamen Arbeitsleute und Handwerker in die Zimmer, in den Park, und ein Gärtner und Knecht vergrößerten den Hausstand. Dann schaffte sich Hartmann auch ein leichtes Gefährt und ein Pferd an. Ein ganz anderes Leben entfaltete sich in der Villa, ohne daß der neue Herr aber für sich mehr als bürgerlich behagliche Ansprüche geltend machte.

Frau v. Tannenberg war es, als sei die schöne Zeit wiedergekehrt, in der sie als junge Frau mit ihrem Ge-

mahl in vollem Wohlstand auf dem neu erworbenen Anwesen gehaust hatte. Kaum drei Jahre hatte dies gedauert; dann war sie Wittwe geworden und mit ihren Vermögensverhältnissen nach und nach in die Brüche gekommen. Nun war ihr Schiff glücklich wieder aus den Klippen und Untiefen heraus auf freiem Wasser. Ja, die leicht bewegliche Phantasie der jungen Wittwe gaukelte ihr wie eine Fata morgana auch schon den Hafen eines neuen Lebensglückes vor, in den sie dies flott gewordene Schiff mit den von frischer Hoffnungsbrise geschwellten Segeln werde einlaufen lassen können. Es war ihr, als ob sie von Tag zu Tag sich verjünge, und sie gelangte zur innersten Ueberzeugung, daß Hartmann nichts Gescheidteres thun könne, als sie zu seiner Lebensgefährtin zu erwählen. Noch niemals, auch nicht als Mädchen, welches blutjung dem kränklichen fünfzigjährigen Herrn v. Tannenberg vermählt wurde, hatte sie ein so sehnsüchtiges Verlangen gekannt, einen Gatten zu haben, als seit dem traulich gewordenen Hausverkehr mit dem braven, auch sonst noch mit so liebenswürdigen Eigenschaften ausgestatteten Amerikaner.

Ob er wohl Sklavenhändler früher gewesen war, wie sich klatschsüchtig die Leute zuraunten, um sich sowohl den Reichthum des ansässig gewordenen Fremden, wie auch den Besitz eines schwarzen Afrikaners zu erklären? So fragte sich Frau v. Tannenberg oftmals, und jedesmal durchlief sie dabei ein Schauer.

Marzella mochte dies vielleicht glauben; denn sie zeigte Hartmann gegenüber bei aller Erkenntlichkeit, die

sie für ihn empfinden mußte, eine seltsame Befangenheit, und vermied es, mit ihm allein zu sein, während er eine solche Gelegenheit zu suchen schien.

Nuffi löste seinerseits das Geheimniß nicht, das seinen Herrn umgab; er war verschlossen wie das Grab und für Jeden unzugänglich, sprach sein mangelhaftes Deutsch nicht gern und zeigte eine immer verdrießlichere Miene, auch den Damen des Hauses und am meisten der ehemaligen Besitzerin. Es fiel dies um so mehr auf, als Hartmann mit Jedermann auf das Leutseligste verkehrte.

„Nuffi ist eifersüchtig," erklärte er, wenn ihn die Wittwe nach dem Grunde von dessen Unfreundlichkeit befragte. „Er war seither der Einzige, für den ich sorgte und der immer um mich war. Ihm gefällt es nicht in Europa, und daß ich hier in Geselligkeit leben will."

Und gelegentlich erfuhr Frau v. Tannenberg von Hartmann auch über seine früheren Lebensverhältnisse Einiges. Als Knabe von fünfzehn Jahren war er in abenteuerlichem Drange seinem Pflegevater in Hamburg davongelaufen, weil ihn dieser übel behandelte. Es glückte ihm, auf einem Segelschiff nach Amerika zu kommen und in New-Orleans, wo er mittellos an's Land gesetzt wurde, einen Farmer deutscher Herkunft kennen zu lernen, der ihn mit sich in die Wälder nahm. Bei diesem blieb er und war wohl aufgehoben. Der alte, einsiedlerische Mann gewann ihn lieb wie einen Sohn. Mit ihm zusammen machte er auch mehrere Jahre später den Krieg gegen die aufständischen Südstaaten wegen der Sklavenfrage mit. In einem der letzten blutigen Kämpfe fiel

der Alte. Er hatte Hartmann zum Erben seines Nachlasses eingesetzt, und letzterer stellte sich nachher als viel bedeutender heraus, wie anzunehmen gewesen war. Außer einer bescheidenen Farm war es eine Meilen lange Strecke Wald längs eines Flußes, welche der Alte vor vielen Jahren für eine Kleinigkeit erworben hatte. Dieser Waldstrich wäre auch noch immer wenig werth geblieben, wenn nicht die große Pacificbahn nahe daran vorübergelegt worden wäre. Nun aber kam er als Ansiedlerland in Preis, und der junge Besitzer desselben verstand es, Kapital daraus zu schlagen. Er bot es einer deutschen Auswanderergesellschaft unter für sie sehr vortheilhaften Bedingungen an, und bald kamen Ansiedler, denen er half, das Land urbar zu machen, Blockhäuser zu bauen und einen Viehstand anzulegen.

Nuffi, den er als befreites Sklavenkind aus dem Kriege gleichsam als Beute mitgebracht, diente ihm treulich bei dieser sich mehrenden Arbeit.

Nach Jahren war das ganze Land bei immer steigenden Preisen verkauft, und eine stattliche Kolonie darauf erstanden. Ihr Gründer mußte ein großes Vermögen mit sich genommen haben, als er, nachdem er fast ein Vierteljahrhundert in den Urwäldern zugebracht, sie verließ, um in der Fülle des Manneslebens das Erworbene in der civilisirten Welt Europa's zu genießen.

„Also kein Sklavenhändler!“ sagte sich mit innerer Freudigkeit die Wittwe, als Hartmann eines Nachmittags beim Kaffee auf der kühlen Veranda vor seiner Wohnung ihr und Marzella diesen Abriß seines Lebens gegeben

hatte. Immer mehr fühlte Frau v. Tannenberg sich zu ihm hingezogen, und wahrlich, bildete sein Reichthum wohl auch einen Magnet für sie, so war es doch vor Allem die ruhige, milde Offenheit seines Wesens, die Güte, die aus seinen Augen wie aus seinen Handlungen sprach, welche in dem neuen Frühling ihres Herzens entblättert gewesene Hoffnungen wieder üppig in Knospen trieb.

Marzella hatte der Erzählung zugehört, das Gesicht über eine Handarbeit gebeugt, und selten, daß sie es einmal emporgehoben, um auf Hartmann zu blicken, wenn es ihr durch die Schicklichkeit geboten war, etwas mit hineinzusprechen. Sie empfand eine geheime Scheu vor ihm, die sie sich nicht erklären konnte und die sich seit der ersten Begegnung stetig gesteigert hatte, trotzdem auch sie über das reine Gepräge seines Charakters nicht den geringsten Zweifel hatte. Wenn er sie jedoch mit seinen Augen oft so sinnend betrachtete, wenn sie den warmen und inniger gewordenen Druck seiner Hand beim Gruß entgegen nahm, seine Worte sich an sie richteten, so war es ihr wie eine Störung in ihrem Weh der unglücklichen Liebe, und auch wie eine instinktive Furcht der weiblichen Natur, in ihrer mütterlichen Wohlthäterin eine falsche Meinung, wenn nicht gar bittere Eifersucht zu erregen.

Frau v. Tannenberg hielt denn auch an jenem Nachmittage das Gespräch mit ihrem interessanten Hausherrn allein im Fluß.

„Die Wege sind ja oft wunderbar, auf denen das Schicksal die Menschen führt,“ bemerkte sie nach der Schlußmittheilung des Amerikaners. „Durch Ihre Flucht al

Knabe haben Sie Ihr Glück gemacht, und Sie haben Ihren abenteuerlichen Schritt von damals wohl auch nicht zu bereuen gehabt."

„Wie sollte ich?" erwiederte er. „Ich hatte Niemanden auf der Welt, der sich um mich kümmerte. Als ich zehn Jahre alt war, starb meine Mutter, und mein Vater übergab mich einer alten, gutherzigen Frau in Hamburg, die mich als Pflegesohn annehmen wollte. Leider schloß sie bald darauf die Augen, und ihr Sohn, ein Segelmacher, übernahm mich als Erbstück höchst ungern in seine Lehre und Familie. Ihm fühlte ich mich auch durchaus nicht zu Dank verpflichtet."

„Und Ihr Vater? Bekümmerte er sich denn gar nicht mehr um Sie?"

Franz schüttelte den Kopf.

„Als er sich in Hamburg von mir trennte, sagte er mir, daß er bei seinem unstäten Leben mich nicht bei sich behalten könne und er mir daher eine gute Unterkunft in einer wohlhabenden Familie verschafft habe, die fortan für mich sorgen werde. Anfänglich schrieb er, wie ich hörte, öfter meiner Pflegemutter und ließ mich grüßen. Nach ihrem Tode aber erfuhr ich aus den Vorwürfen meines Pflegers, des Segelmachers, daß er meines Vaters Aufenthalt nicht mehr ausfindig machen könne und von ihm nichts mehr zu hören sei; sonst hätte er mich ihm gewiß wieder zugeschickt."

Die Wittwe horchte mit einer eigenthümlichen Spannung in ihren Mienen auf.

„Ein verlassenes Kind also," sagte sie sinnend.

„Ein verschenktes!" rief er unter etwas erzwungenem Lächeln aus. „Im Uebrigen habe ich meinem Vater doch niemals grollen können. Er hat es sicherlich nur gut mit mir im Sinne gehabt. Von Amerika aus schrieb ich zu drei verschiedenen Malen an den Segelmacher, sowohl, um ihm Nachricht von mir zu geben und ihn wegen meiner Flucht um Verzeihung zu bitten, als auch um von ihm Nachrichten über meinen Vater zu erhalten. Erst auf den dritten Brief ließ er sich zu einer kurzen Antwort herbei — es war nach meiner Rückkehr aus dem Kriege und schon zehn Jahre nach meinem Weggange von ihm —, und darin stand nur, daß er sich um meinen Vater nicht weiter umgethan, aber gerüchtweise gehört habe, derselbe sei in Oesterreich irgendwo verdorben und gestorben, nachdem er sich noch einmal verheirathet."

„Merkwürdig!" stieß Frau v. Tannenberg hervor und hielt ihr Auge so starr auf Hartmann gerichtet, daß es diesem auffiel. Auch Marzella war aufmerksam geworden und betrachtete fragend ihre Mutter.

„Ich meine," beeiferte sich diese dann ihren Ausruf zu deuten, „es sei doch merkwürdig, daß sich Ihr Vater nicht mehr um seinen Sohn, doch wohl den einzigen, gekümmert habe."

„Der einzige war ich, ja. Und wenn mich mein Vater, als meine Mutter gestorben, fortgegeben hat, so geschah es, weil er eben kein Mann der Häuslichkeit war. Ich habe ihn bei meiner Mutter nicht sehr viel zu sehen bekommen. Theils lebte er durch die Verhältnisse getrennt von seiner Frau, wenn er während des Sommers auswärts ein Engagement hatte —"

„Am Theater?“ entfuhr es der Wittwe wieder, und Marzella's Augen wurden größer.

„Ja, er war Opernsänger, aber nur an kleinen Bühnen und ohne dauernde Stellung. Noth herrschte denn auch immer im Hause. Freilich, wenn ich meinen Vater sah, so war er nur heiter und guter Dinge. Jedermann hatte ihn deshalb auch gern, und er war auch ein hübscher, gutmüthiger Mann. Doch an Ordnung konnte er sich nicht gewöhnen. Gewiß um wieder ganz frei als Wittwer zu sein, entäußerte er sich aller Sorge um mich.“

„So haben Sie doch noch eine lebhafte und auch keine unfreundliche Erinnerung an ihn,“ äußerte darauf Frau v. Tannenberg, indem sie ihre Erregung zu bemeistern wußte.

Hartmann nickte ein paarmal mit dem Kopfe.

„Ja,“ entgegnete er, „und gern hätte ich mein später gemachtes Glück mit ihm getheilt. Aber er ist ja längst nicht mehr unter den Lebenden, so muß ich seit Jahren wenigstens annehmen —“

„Haben Sie Zweifel in dieser Hinsicht?“

„Dies gerade nicht. Uebrigens, ich habe seit meiner Ankunft in Europa schon mehrfach Versuche gemacht, zu erfahren, wo und wie er geendet hat. Bisher vergeblich. In Böhmen verliert sich nach Theaterkalendern, die ich auftrieb, seine Spur. Hätte er sich aber, wie mir von Hamburg einst geschrieben wurde, von Neuem verheirathet, so könnte die zweite Frau, es könnten vielleicht auch noch irgendwo Kinder von ihm leben.“

„Ganz richtig, Herr Hartmann,“ fiel hier mit neuer

Lebhaftigkeit Frau v. Tannenberg ein, und Marzella's Wangen rötheten sich, ihre großen Augen leuchteten seltsam auf unter den dunklen, starken Brauen, indem sie auf den Amerikaner blickte.

„Fände ich sie, so könnte ich ihre Lage sorgenlos gestalten," fuhr er fort, indem er wie träumerisch vor sich hinblickte. „Ich thät' es gern — es wäre auch ein Lebenszweck. Nun, ich werde einmal in nächster Zeit deshalb selber nach Böhmen gehen müssen."

* * *

Die beiden Damen kamen nach dieser Unterhaltung in ihre Wohnung in einer Gemüthsbewegung zurück, welche sie lange schweigsam gegen einander sein ließ.

„Zella," sagte endlich Frau v. Tannenberg und begann dabei in einem Schubfach ihres Schreibtisches unter alten, dort aufgesammelten Photographien zu kramen, „das wäre doch im höchsten Grade merkwürdig und eine wunderbare Fügung des Schicksals, wenn Dein Vater auch der seinige gewesen wäre. Dachtest Du dies bei seiner Erzählung auch?"

„Mindestens," versetzte Zella nachdenklich, „kam die Erinnerung mächtig über mich, wie auch ich von meinem Vater so verschenkt wurde an Dich, die Du seitdem mir so liebmütterlich geblieben bist."

Und sie umarmte innig Diejenige, welche an ihr Mutterstelle vertreten hatte.

„Bist ja auch mein Einziges im Leben!" erwiederte diese ihre Zärtlichkeit mit einem Kuß auf die Stirn.

„Aber," kam sie dann auf den Gedanken zurück, der sie lebhaft beschäftigte, „daß Dein Vater schon einmal verheirathet gewesen und einen Sohn hatte, davon habe ich niemals gehört. Es gibt viele Hartmanns in der Welt, auch beim Theater. Dennoch ist es so merkwürdig, daß es mich quält, darüber Gewißheit zu erhalten, ob er es gewesen sein könnte. Eine Möglichkeit gibt es, das ohne Umstände zu erfahren. Hier," dabei zeigte sie ein verblaßtes photographisches Mannesbild, „das ist Dein Vater, der Sänger Julius Hartmann."

Zella nahm es in die Hand, zitternd betrachtete sie es.

„Du hattest dies Bild von ihm?" kam es dann in Ueberraschung und mit schmerzlichem Vorwurf über ihre Lippen.

„Ich nicht; mein Mann muß es von ihm einmal erhalten haben. Er hatte es in diesen Kasten gelegt, wo ich es beim Aufräumen nach seinem Tode mit anderen solchen Porträts von Theaterdamen und -Herren fand und sogleich wieder erkannte. Mein Mann hatte ja eine Schwäche, mit diesen Leuten zu verkehren und auch den Mäcen für sie zu spielen. Wenn er dies Bild nicht aus dem Kasten genommen und in eines der Albums gesteckt hat, so hatte er wohl seinen Grund dazu. Er wollte, nachdem er Dich als seine Tochter angenommen, die Erinnerung an Deinen Vater und damit an Deine trübselige Kindheit möglichst in Dir verschwinden lassen. Dein Vater verpflichtete sich, Dich niemals bei uns aufzusuchen, wie aller Rechte auf Dich, so auch jeder persönlichen Beziehung zu Dir zu entsagen. Das war die erklärliche und sehr

vernünftige Bedingung, unter welcher mein Mann Dich an Kindesstatt annahm, damit Du fortan nur als seine, als unsere Tochter fühlen und denken lerntest. Jetzt ist es freilich an der Zeit, wieder auf die schon von Dir und von mir ebenfalls fast vergessene Geschichte zurückzukommen, gleichsam alle Erinnerungen, die ich noch an Deinen Vater habe, auszugraben. Kennst Du ihn nach dieser Photographie wieder?"

Auf diese Frage ihrer Mutter schüttelte Marzella ein wenig das Köpfchen, indem sie fort und fort sehr ernst und sinnend das Bild in ihrer Hand betrachtete.

„Wüßte ich es jetzt nicht, wer es sein sollte, so erkennte ich ihn wohl nicht mehr," sagte sie langsam.

„Nun, es ist viel Zeit seitdem verflossen, daß Du ihn zuletzt gesehen. Siebenzehn Jahre, und Du warst damals ein Kind von noch nicht sechs Jahren."

„Und doch," rief Zella lebhafter, „das ist das krause, volle Haar auf der hohen Stirn, dessen ich mich noch erinnern kann, und die Augen — sie sprechen jetzt mehr zu mir; sie haben mit den Augen des Herrn Franz Hartmann auch große Aehnlichkeit, finde ich."

Ihre Mutter beschaute das Bild.

„Allerdings, das könnte man behaupten. Aber Dein Vater war, was man sagt, eine Theaterschönheit noch mit etlichen fünfzig Jahren, als wir ihn kennen lernten und er seine Stimme oftmals in unseren Abendgesellschaften hören ließ. Damit ist unser Hausherr Hartmann gar nicht in Vergleich zu stellen, obwohl er ein hübscher, kraftvoller Mann ist. Aber es ist eine andere Art."

„Wenn es sein Vater ist," äußerte Zella darauf, „so wird er ihn aus dem Bilde schneller und bestimmter erkennen, als ich, weil er ja schon zehn Jahre alt war, als er sich von ihm trennen mußte."

„Und dann?" fragte ihre Mutter.

„Dann? Dann ist Hartmann mein Bruder!" kam es halb verwundert, halb freudig aus des Mädchens Mund, und Frau v. Tannenberg lachte laut dazu und sagte:

„Wahrhaftig, keine unangenehme Ueberraschung wäre es weder für Dich noch für ihn. Er will ja der nachgelassenen zweiten Familie seines Vaters nachforschen. Nun, das hätte er dann weiter nicht nöthig. Ich könnte ihm auch noch Aufschluß über die zweite Heirath seines Vaters geben, wie auch über dessen Ende, worüber wir eine amtliche Mittheilung aus Leitmeritz in Böhmen uns verschafften, um für alle auf Dich bezüglichen Verhältnisse urkundliche Belege zu haben. Außerdem — Du bist eine lebendige Zeugin hier zur Stelle. Dir ist ja Alles, was Deine Familie betraf, seiner Zeit mitgetheilt worden, auch der Tod Deines Vaters in Leitmeritz, der kaum später als ein Jahr nach Deiner Aufnahme bei uns erfolgte."

Zella schmiegte sich in kindlich-schwesterlicher Innigkeit an Frau v. Tannenberg an und fragte zaghaft: „Hast Du nie etwas über das Schicksal meiner kleinen Schwester gehört?"

„Nein, niemals," wurde ihr zur Antwort. Doch schien die Frage Frau v. Tannenberg in Nachdenken zu versetzen und sie zu einer weiteren Erörterung anzuregen. Denn sie fuhr nach einer Pause fort: „Das wäre jetzt von

großem Werth, und ist Hartmann wirklich Dein Bruder, so wird er natürlich auch über das Schicksal der anderen Schwester Gewißheit haben wollen. Da mag er in Böhmen umherforschen. Ich kann ihm dafür nicht den geringsten Anhalt geben; denn weder habe ich Deine Schwester je gesehen, noch weiß ich, wohin sie Dein Vater gegeben. Gehört habe ich nur, daß er sie auch fortgegeben hat, was sich um so eher denken läßt, als beim Tode Deiner Mutter dies Kind erst etwa drei Jahre alt war und ohne weibliche Pflege doch nicht bleiben konnte. Wir hatten daran weiter kein Interesse, zumal Dein Vater, nachdem wir auf seine Bitten Dich ihm abgenommen, zu einer Theatergesellschaft nach Böhmen ging und wir ihn nicht wieder gesehen und gesprochen haben."

„Was mag aus ihr geworden sein?" sagte Marzella darauf mit einem Seufzer. „Lebt sie noch? Ist sie vielleicht auch verdorben und gestorben, wie mein armer Vater? Ach," rief sie lebhafter und mit einer Miene, als wolle sie ihre Wohlthäterin nicht mit ihren ausgesprochenen Empfindungen kränken, „er war doch mein Vater! Und wohl noch niemals ist mir das Bild meiner ersten Kindheit wieder so lebensvoll in's Gedächtniß getreten, wie jetzt in dieser Stunde. Verzeihe mir, ich soll ja nicht daran denken!"

„Kind," hielt ihr Frau v. Tannenberg vor, „aus guter Absicht haben wir Alles vermieden, was diese Erinnerungen in Dir aufrufen konnte. Sie waren ja doch keine freudigen, und hast Du sie jetzt noch, so wirst Du zu beurtheilen verstehen, daß wir auch aus Schonung Deines

Kindesgefühls uns jeder Gelegenheit enthielten, von Deinem Vater und überhaupt von Deiner Familie zu sprechen. Aber, wie gesagt, unter den Muthmaßungen, die in mir und in Dir durch die Erzählung Hartmann's aufgetaucht sind, werden wir es nun thun müssen. Zumal von Deiner Schwester muß jetzt wohl die Rede sein. Wie hieß sie denn?"

„Irma."

„Und Deine Mutter war ja wohl eine Ungarin, nicht wahr? Ich habe sie öfter auf der Bühne in Sternberg in Mähren gesehen, wo mein Mann in nächster Nähe sein Gut besaß. Sie war jung, schön, feurig und konnte durch ihren Gesang das Publikum hinreißen."

„Ja, ja!" preßte es sich aus der freudig bewegten Brust der Tochter bei diesem Lobe, dieser ersten rühmenden Aeußerung, welche sie über ihre leibliche Mutter aus dem Munde ihrer Stellvertreterin vernahm. „Ich sehe sie noch, ich träumte oft von ihr."

„Dein Vater liebte sie leidenschaftlich, und sie ihn, so daß er über ihren Tod in Verzweiflung war und wohl im Gram darüber dann auch schnell zu Grunde ging und starb."

Marzella ließ traurig den Kopf sinken.

„Wie Hartmann in kurzen Zügen seinen Vater charakterisirte," fuhr die Wittwe fort, „ebenso traf es bei ihm zu. Ich sage nicht mehr dazu. Aber Eines noch. Eines Tages kam er zu uns auf unser Gut, ganz verstört. Er kannte meinen Mann, der auch dem ewig Bedürftigen und von Schulden Geplagten schon oft zu Hilfe gekommen

war. Da theilte er uns mit, daß seine Frau am Nervenfieber gestorben sei, und er sie eben begraben habe. ‚Was mache ich nun mit meinen zwei Kindern?‘ jammerte er. ‚Ich kann sie doch nicht abwarten, aber auch nicht allein zu Hause lassen, nicht verwildern und verkommen lassen! Herr Baron,‘ — so nannte er durchaus nur meinen Mann — ‚Sie haben keine Kinder, sind jung verheirathet. Nehmen Sie meine Aelteste, die Marzella, zu sich, damit ich sie gut untergebracht weiß und ruhigen Herzens fort von hier gehen kann, wo ich unmöglich noch zu leben vermag, hier, wo Alles mich so schmerzlich an meine verlorene Frau mahnt. Ich vermöchte hier nicht mehr zu spielen und zu singen. Nein, nein, ich würde in einer Stunde der Verzweiflung mir das Leben nehmen. Ich muß fort von hier.‘ — Mein Mann war geneigt dazu, ich ließ Dich kommen und fragte Dich, ob Du wohl bei uns bleiben und uns ein braves Kind sein möchtest. Du sagtest mit kindlicher Freude Ja. Und da Du uns Beiden gefielst, nahmen wir Dich als Geschenk Deines Vaters an.“

Marzella nickte ernst dazu, als könne sie noch den Hergang in dieser Art bestätigen.

„Ich blieb gleich bei euch,“ äußerte sie auch. „Wie freute ich mich über das feine Zimmer, das mir als das meinige von Dir gezeigt wurde! Ach, ein Kind versteht noch nicht tief zu empfinden! Wie schnell vergaß ich bei euch meine todte Mutter, meinen Vater und die kleine Irma, die ich bei ihm in der kleinen, ärmlichen, unfreundlichen Wohnung in der Stadt zurückgelassen hatte. Selten, daß ich in späteren Jahren einmal ihrer wieder gedacht:

aber nur träumerisch wie Gestorbener. Sie waren es ja auch für mich!"

Ein Schweigen trat ein, unter dem Jede sich ihren Gedanken überließ, bis die Wittwe, als sei noch eine Lücke in diesem Gespräch auszufüllen, sagte: „Daß ich mir einen Vorwurf in meinem Gewissen zu machen hätte, später nicht versucht zu haben, über diese Kleine etwas in Erfahrung zu bringen, nur weil sie Deine Schwester war, glaube ich nicht. Mein Mann hat es sicher nicht thun wollen, und ich, damals mit achtzehn Jahren mehr Kind noch als Weib, habe zu eigenem Handeln in dieser Sache keine Ursache gehabt; später als Wittwe erst gar nicht, da ich kaum noch daran dachte, wie Du einst meiner Sorge anvertraut wurdest, und von Deiner Schwester überdem auch niemals eine Nachricht an uns gelangt ist. Als wir von dem Tode Deines Vaters hörten, wußten wir nur, daß er, wie Dich, so auch sein anderes Kind fremden Leuten übergeben hatte. Wem und wo, erforschten wir nicht weiter. Aber jetzt, Zella, mag es nun mit dem amerikanischen Hartmann sein, wie es will, werde ich das Meinige thun, um zu entdecken, was aus diesem Kinde geworden ist, ob es überhaupt noch lebt. Jetzt bin ich Dir dies schuldig. Freilich, wie wird es anzufangen sein? Wo ist eine erste sichere Spur dafür zu finden?"

Sie hatte derweil ein silberbeschlagenes Album mit Familienporträts herbeigeholt und steckte auf ein leeres Blatt in demselben die Photographie von Zella's Vater.

„Ich werde sie ihm zu Gesicht zu bringen wissen," meinte sie dabei. „Ist es in der That sein Vater, so

wird er es sagen, und dann, Bella," rief sie heiter aus, „fängt eine neue Geschichte für Dich, am Ende auch für mich an, und Amtsrichter Willberg braucht nicht mehr sich und Dir das Herz vor Liebesleid schwer zu machen. Von Anfang an hat er ja in dieser Geschichte eine Rolle mitgespielt, indem er Hartmann hierher führte und wohl dazu beitrug, ihn so kauflustig zu stimmen. Siehst Du, wie das Schicksal oft so wunderbar die Geschicke der Menschen verwebt?"

3.

An diesem selben Abende war es ein kleines Ereigniß in dem schon viel von Fremden besuchten Kurort, daß die gewöhnliche Theatervorstellung in letzter Stunde abbestellt werden mußte. Der Direktor war darüber außer sich vor Zorn; eine andere Operette als die angesetzte „Fatinitza" konnte er so schnell nicht mehr zur Aufführung bringen.

In seinem verschlossenen leeren Theater tobte er in seiner rohen Art sich gegen das noch anwesende, kostümirt umherstehende Personal aus. Kein Wunder, da er eine Tageseinnahme ohne Schmerzen nicht entbehren konnte.

Seit dem 1. Juni hatte er seine Saison in Thalheim eröffnet und mit gutem Erfolge. Er war ein geschickter, erfahrener Theatermann, wußte sich stets ein gutes Personal zu verschaffen und mit demselben so wirkungsvoll als möglich zu arbeiten. Aber einen gewissenloseren Menschen gegen die von ihm in ihrer meist so armseligen Existenz abhängigen und aus der Hand in den Mund lebenden Leute konnte es nicht geben. Einmal ihm durch Vertrag für seine Bühne verschrieben, war man sein

Sklave. Er versprach zur Anlockung, was man forderte, und hielt nachher, was ihm beliebte. Und obwohl längst berüchtigt deswegen, fanden sich immer wieder aus der Menge der stellenlosen Künstler und Künstlerinnen zweiter, dritter, vierter Ordnung solche, die bei ihm lieber etwas nahmen, als am Hungertuch ohne das sie noch tröstende Komödiespielen zu nagen. Wegen der fälligen Gage gab es zumal an jedem Zahltag heftige Kämpfe mit ihm, da er seinen Verpflichtungen gegen sein Personal nicht ausreichend nachkommen konnte oder auch vielmehr nicht wollte. Er hatte von früher her Schulden, wofür er an jedem Abend von der Einnahme einen gewissen Theil abgeben mußte. Dann stand im ersten Rang der Gagen seine Frau, eine verblühte Schönheit und reizlose Sängerin, doch wurde sie als Primadonna glänzend bezahlt. Der Herr Direktor ließ sich ebenso wenig für seine Mühe und Sorge etwas von der sich zugeschriebenen Geldquote abgehen, und was dann noch übrig in der Kasse war, vertheilte er nach Laune unter seine Leute, je nachdem er sie nöthig hatte, und wo möglich, indem er ihnen unter allerhand Vorwänden Abzüge machte. Bitten und Vorwürfe, Klagen und Noth der Bedrängten rührten ihn nicht; gegen das weibliche Personal besonders that er, als habe es nur Almosen von ihm und müsse froh sein, an seiner Bühne in dem Kurort mit der Anstellung auch Gelegenheit erhalten zu haben, Bekanntschaften mit solchen Verehrern anzuknüpfen, welche es an Geschenken und Freigebigkeit zur Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse nicht fehlen ließen. Auf alle Künste und Racheстreiche Der-

jenigen seines Personals immer gefaßt, welche den Muth oder eine Veranlassung hatten, ihm die angethane Kränkung ihrer Rechte heimzuzahlen, hatte ihn die gar nicht zu erwartende Weigerung von Fräulein Amri, seiner zweiten und eigentlich besten Sängerin, an diesem Abend zu spielen, um so mehr in Wuth versetzt, als dadurch eine Vorstellung überhaupt unmöglich gemacht worden war.

„Dieses Frauenzimmer,“ schimpfte er und brauchte daneben noch ganz andere Bezeichnungen, „diese hergelaufene Person muß verdreht geworden sein. Mit der Polizei müßte man sie hierher holen lassen können; einsperren, wenn sie mit ihrem Eigensinn ein nobles Kunstinstitut in Gefahr bringt! Was hat Unsereins für Mittel gegen solche Schädigung? Was will es heißen, wenn ich ihr nun dafür eine halbe Monatsgage abziehe, während sie mich um eine Einnahme von mindestens dreihundert Mark prellt! Ja, prellt, diese Zigeunerin! Und die Kosten laufen fort — Pacht, Gagen, Alles soll man pünktlich zahlen! So ein Streich ruinirt Einen ja. Massakriren möchte ich sie. Was ihr in ihren Tollkopf gefahren sein mag, weiß ich nicht. Immer hat sie ihren Dienst bisher geleistet; ich habe ihr noch gar nichts wegen Nachlässigkeit abgezogen. Dreißig Mark Gage, die sie noch bei mir gut hatte, habe ich ihr vorher auf den Tisch gelegt und sie dabei gebeten, daß es einen Feldstein gerührt hätte, mich heute nicht so mir nichts, dir nichts im Stich zu lassen. Das Weibsbild warf mich ja wahrhaftig beinahe zur Thür hinaus, drohte mir mit Hausfriedensbruch — so ein Tarantelhirn! Herr Gott, was erlebt

man mit diesem Volk für Geschichten! Theaterdirektor zu sein, wünsche ich meinem ärgsten Feinde nicht. Ich schicke ihr die Braumüllern und die Wittmann auf die Bude, um sie doch noch 'rumzukriegen. Jawohl! Eingeschlossen hatte sie sich und ließ Keinen zu sich. So steht's nun, hier sind wir und können nichts aufführen, weil es diesem verrückten Frauenzimmer so gefällt. Verrückt, anders kann ich's mir gar nicht denken! Eine Liebschaft hat sie ja, und was anders wird's denn sein, als daß ihr dabei etwas quer gegangen ist! Aber darum darf sie mir nicht so kommen. Das soll sie mir, ich schwöre es, theuer bezahlen. Ich werde ihr schon eine Rechnung aufsetzen für diese Blamage, die sie mir heute bereitet hat!"

So machte der kleine, knochige, kahlköpfige Direktor seinem Ingrimm Luft, indem er hin und her über die halbdunkle Bühne und an seinen versammelten Leuten vorüberstampfte.

Inzwischen saß die von ihm geschmähte Sängerin in ihrem bescheidenen Zimmer, das sie in einem Hause nahe dem Theater gemiethet hatte, und starrte wie eine Leblose von ihrem Platze auf dem Sopha aus dem Fenster hinaus in den goldigen Abendsonnenglanz. Es war ein schlankes, zartes Mädchen von kaum zwanzig Jahren; über runden Schultern trug es auf einem feinen Halse ein kleines Haupt mit rabenschwarzem Haar und dunklen, brennenden Augen, die jetzt in unheimlicher Gluth vor sich hin blickten, und mit einem bräunlichen Gesicht, dessen Züge von einer verhaltenen großen Gemüthserregung verzerrt waren.

Wie anders hatte dies Gesicht noch einige Stunden zuvor in die Welt geblickt! Wie prangende Aehrenfrucht an heiterem Sommertage jählings von Orkan und Hagelwetter vernichtet wird, so war all' ihr Hoffen auf einmal durch einen ungeahnten Schlag in Trümmer gesunken.

Als fasse sie das Schreckliche noch immer nicht, so starrte sie hin in die Leere, die sie um sich fühlte.

Im Winterengagement hatte sie Arnold Vorwig kennen gelernt, einen schlichten, besonnenen Mann in Mitte der zwanziger Jahre, Sohn eines Eisenwerkbesitzers in Westphalen. Es war keine der gewöhnlichen Theaterbekanntschaften. In einer guten Bürgerfamilie der Stadt, wohin sie als Hausgenossin zur Feier des Weihnachtsabends eingeladen worden, war sie zum ersten Mal und dann zufällig noch mehrfach mit ihm zusammengekommen. Die milde Ruhe seines Wesens und die Ehrlichkeit der Gesinnung, die sie mehr und mehr an ihm schätzen lernte, gaben seinen Liebesbetheuerungen, als er sie eines Tages damit auf einem Spaziergang überraschte, einen anderen Werth, als denen, wie sie von Männerlaune sonst an Theaterdamen verschwendet zu werden pflegen. Wohlbekannt damit, hatte deren schmeichlerische Sprache nie einen Reiz auf die junge Sängerin ausgeübt.

Anders die wortarme, herzensgütige Werbung Arnold's. Er schlug Saiten in ihrem jungen, vielverbitterten Herzen an, die noch nicht erklungen waren; er sprach zu der kindlichen Natur in ihr, die sie gegen die Verderbniß mit dem Instinkt einer Sinnpflanze bisher geschützt hatte. Um ihr Vertrauen bat er, und sie gab es ihm; sie liebte

ihn wieder, und sie vermochte es nicht anders als mit Leidenschaftlichkeit. Er gelobte es aus eigenem Antrieb und in ernsten Stunden, sie zu seinem Weibe zu nehmen, sie glücklich zu machen. Mit höchster Seligkeit hatte sie sein Wort erfüllt; ihr Leben, schwur sie, solle dafür ihm und seinem Glück geweiht sein.

Er mußte endlich abreisen. Zu Hause wollte er mit seinen Eltern wegen der Heirath sprechen. Er ließ in ihr keinen Zweifel zu, daß sich dagegen ein Hinderniß einstellen könnte; aber er bat sie, ihre Verlobung noch geheim zu halten und noch den Sommer am Theater zu verbleiben, da sie es entschieden ablehnte, Geld von ihm anzunehmen, um während dieser Zeit nach ihrem Belieben zu leben. Zum Herbst sollte Alles von ihm für den eigenen Hausstand und zur Hochzeit vorbereitet sein, und sie dann in das Haus seiner Eltern als erklärte Braut eingeführt werden.

Wie von holdem Traum umfangen lebte sie ihre Tage seit der Trennung von ihm, und über das Elend ihrer Theaterexistenz durch die Aussicht getröstet, dessen bald für immer überhoben zu sein. Dem früheren Ehrgeiz, einmal als eine Künstlerin vornehmeren Ranges zu würdigerer Stellung am Theater zu gelangen, hatte sie gern entsagt, seitdem sie die Hoffnung hatte, als die geliebte Frau eines braven Mannes häuslich zu walten.

Manchmal, seitdem sie in Thalheim am Saisontheater war, bangte ihr wohl um die Verwirklichung des Traumes, in den Arnold sie gewiegt; aber in dem unerschütterlichen Vertrauen zu ihm fand sie ihre Zuversicht immer wieder.

Befürchtungen stiegen oftmals in ihr auf, daß er sein Wort nicht werde einlösen können, bei seinem besten Willen nicht, wegen der Eltern, wegen der Macht der Verhältnisse, denen er als Sohn, wegen der Vorurtheile gegen ein armes Mädchem vom Theater, denen er in angesehener bürgerlicher Stellung Rechnung zu tragen habe. Doch seine Briefe an sie drückten nach wie vor die Innigkeit und die feste Ehrenhaftigkeit aus, mit denen er ihren Glauben, ihre Liebe und ihr Hoffen erstarken ließ. Der holde Traum nahm sie daher immer wieder in seinen Bann.

Länger als gewöhnlich und daher sehnsüchtiger hatte sie seit ihrer Antwort auf seinen letzten Brief auf einen neuen von ihm geharrt, als an diesem Nachmittag der Postbote ihr einen eingeschriebenen Brief in die Wohnung brachte.

So Wichtiges? Aus Iserlohn? Unter diesem ersten freudig und doch auch beängstigend aufregenden Gedanken schrieb sie die Postquittung mit fliegenden Fingern.

Ihr Herz schlug hörbar, heiß strömte das Blut ihr zu Kopf, als sie, sobald der Bote ihr Zimmer verlassen, den Umschlag des Briefes abriß und einen gefalteten Quartbogen darin fand, auf dem Arnold ihr noch nie geschrieben hatte. Ein Geldschein fiel ihr daraus entgegen, ein Tausendmarkschein.

Ihre Augen weiteten sich, Erstaunen versteinerte ihre Züge; ihre Hand hielt den Schein krampfhaft fest. Sie las in ihr fremder Schrift unter der gedruckten Firma des Geschäfts:

„Mein Fräulein!

Die Ruhe meiner großen Familie wie auch vor Allem das Glück und die Zukunft meines Sohnes Arnold nöthigen mich, hiermit an Sie das ebenso höfliche als bestimmte Ersuchen zu stellen, fortan jede doch für Sie durchaus aussichtslose Beziehung zu demselben abzubrechen und jeden Briefwechsels mit ihm sich fernerhin zu enthalten. Zugleich erlaube ich mir, meine Erkenntlichkeit dafür im voraus, aber auch ein- für allemal durch Einlage von M. 1000. — (in Worten: eintausend Mark) Ihnen zu erweisen. K. A. Borwig, k. Kommerzienrath."

Das war der Blitz, der das junge Mädchen aus heiterem Himmel getroffen hatte. Zerstört war der schöne Traum. Alles ringsum öde Nacht für sie, und der feste Boden, auf dem sie zu stehen geglaubt, war versunken.

War es denn möglich? Hatte sie denn recht gelesen?

Stehend hatte sie den Brief überflogen; jetzt wankten ihre Kniee, und sie mußte sich setzen. In der Hand hielt sie noch den Schein, den sie unwillkürlich zusammengeknittert hatte. Nochmals nahm sie das furchtbare Blatt Papier, auf dem sie ihr schmachvolles Urtheil gelesen, vor Augen. Die Buchstaben der Schrift flimmerten vor ihr, fielen durcheinander, tanzten. Was brauchte sie sie noch einmal zu entziffern? Sie waren wie ein giftiges Brandmal in ihr Herz gedrückt. Schlaff fiel die Hand auf die Tischplatte vor ihr, und sie starrte vor sich hin, betäubt, unfähig zu denken. Die Julisonne im Niedergang schien in ihr Zimmer, auf den Tisch, auf den großen Brief, auf die Banknote.

„Warum denn diese Schande noch!“ so zuckte ein Gedanke endlich in ihrem Hirn auf. Sie riß ein weißes Tuch aus ihrer Kleidertasche und preßte es gegen ihre Augen. Ihr war, als strömten heiße Thränen daraus. Aber es perlte keine hervor; nur brannte es in ihren Augen schmerzvoll. Sie ließ das Tuch über die Banknote fallen, so daß sie völlig bedeckt davon war. Dann brütete sie weiter.

Die Thür öffnete sich, und Frau Holz, ihre alte Wirthin, trat in's Zimmer.

„Es ist schon sechs Uhr durch, Fräulein Amri,“ sagte sie, verwundert über das Bild des düsteren Schmerzes, welches die Sängerin darbot.

„Sechs Uhr! Schon?“ fuhr diese erschrocken auf.

„Die allerhöchste Zeit für's Theater!“

„Es ist gut, Frau Holz,“ versetzte tonloser die Künstlerin, matt mit dem Haupte dankend.

Die Wirthin sah sie befremdet noch einmal an und ging dann kopfschüttelnd hinaus.

Das weiter rückende grelle Sonnenlicht funkelte jetzt auch über den offen gebliebenen Brief, und da schwollen die Schriftzüge so mächtig, so häßlich an, als wären sie sich blähende Vipern geworden. Das Mädchen blickte darauf mit Grauen. Dann streckte es die Hand aus und faltete den Brief zusammen, so daß er jetzt mit seinem nichtssagenden Weiß neben dem Taschentuche lag.

Wieder und heftig öffnete sich die Thüre. Der Theaterdiener stürzte aufgeregt herein.

„Was ist Ihnen denn, Fräulein Amri?“ rief er sogle

ohne sie erst lange zu betrachten. „Halb Sieben! Der Direktor ist schon in größter Angst. Ich soll fragen, ob etwas vorgefallen sei, oder was sonst sie verhindere, rechtzeitig in der Garderobe zu sein?"

Sie blieb sitzen, sah ihn nicht an, und sagte nur in dumpfem Tone: „Sagen Sie, ich spiele heute nicht."

„Was?" Der Theaterdiener machte einen Satz vor Schreck. „Aber der Herr Direktor —"

„Ich kann nicht," preßte sie hervor, und als krampfe es ihre Brust zusammen, drückte sie ihre Hand gegen dieselbe.

„Aber das geht doch nicht! Was sollen wir denn anfangen?"

„Gehen Sie!" wurde er beschieden, „und richten Sie meine Antwort aus."

Er zog ein Gesicht, machte eine bezeichnende Geberde mit seiner Hand gegen die Stirn, und verschwand mit den Worten: „Da wird der Herr Direktor aber nicht schlecht wüthend werden."

Ihr war das gleich. Was war ihr das Theater noch? Elendes Possenzeug, das sie verachtete.

Es glühte in ihren Augen; eine kleine dreieckige Narbe auf ihrer Stirn röthete sich und trat auffällig hervor.

Nicht lange, so wurde abermals die Thür aufgerissen und der wüthende Direktor selbst polterte herein. Er überfluthete sie mit Schimpfreden; er wagte es, sie am Arm zu fassen und von ihrem Sitz empor zu ziehen.

„Was fällt Ihnen nur ein! Bald Sieben und noch nicht im Theater! Fort, schnell oder —"



Er sah sie wie eine Verzweifelte vor sich stehen und gebieterisch ihm die Thür weisen.

„Fort mit Ihnen," rief sie zornbebend ihm zu. „Unverschämter — ich will nichts mehr mit Ihnen zu schaffen haben!"

Er tobte von Neuem los. Umsonst. Sie erklärte ihm, nicht zu spielen, heute nicht, morgen nicht, nie mehr. Da gerieth er in helle Verzweiflung, zog andere Saiten auf, bat sie, jammerte, und rückte mit drei Goldstücken heraus.

„Ich gebe ja, wenn ich habe, Amrichen. Gestern forderten Sie den Rest von Ihrer halben Monatsgage; ich hatte aber kein Geld. Sie wissen ja, es klappert so viel aus der Kasse heraus. Da, hier haben Sie die dreißig Mark, und nun seien Sie gut, kommen Sie! Ich lasse ein Stück mehr vom Orchester spielen, bis Sie sich ankleiden können."

Dabei zählte er die Goldstücke auf den Tisch. Es half ihm nichts. Sie befahl ihm, was er als ungeheuerlich nicht zu fassen vermochte, ihr Zimmer zu verlassen, und er mußte sich endlich, kreidebleich vor Wuth, dazu entschließen.

Hinter ihm schloß sie schnell ihre Thür. In wildem Aufruhr ihrer Gefühle ging sie in dem kleinen Raume hin und her. Es war eine hochgereizte Kampflust, die sie an dem Direktor wie zur Vergeltung seiner Tyranneien gegen alle seine Angestellten ausgelassen hatte. Aber wie wenig war dies für sie, in der es mit fieberischem Ungestüm drängte, mit der ganzen Welt, mit ihrem grausamen Schicksal auf Tod und Leben den Kampf einzugehen!

Rasen können, welches Hochgefühl! Sich in diesem entfesselten Ingrimm selbst zerfleischen, die Brust, das Herz, das in Krämpfen zuckte — welch' eine Lust! Eine teuflische, wie sie den Menschen nur ergreifen kann, wenn die Hölle ihr Spiel mit ihm treibt.

Es klopfte an der Thür. Sie achtete nicht darauf.

Es pochte heftiger. Sie hörte die Stimme von Frau Holz und von ein paar ihrer Kolleginnen, die sie flehentlich baten, zu öffnen.

„Laßt mich!" schrie sie durch die Thüre. „Ich will Niemanden sehen und hören."

Neuer Ansturm gegen die Thür.

„Wagt es, einzubrechen, und ich schleudere euch in's Gesicht, was ich hier dazu finde!"

Da zogen sie denn ab.

Sie aber nahm ihren schrecklichen Umgang im Zimmer wieder auf, ballte die Fäuste gegen ihre Stirn, zerrte wild an den schwarzen Haaren. Es sprühte aus ihren dämonisch rollenden Augen unter den starken, schwarzen Brauen, die sich zu einem Bogen zusammengezogen hatten. Von den schmalen Lippen flog ihr dann, was der Aufruhr in ihrer Brust und ihrem Gehirn hervorstieß: „Ein- für allemal tausend Mark! Als Abfindung! Aus Erkenntlichkeit! Damit kauft ein Vater mir diese reine, heilige Liebe für seinen Sohn ab! Um seines Glückes, seiner Zukunft willen! Und daß die große Familie Ruhe vor mir habe!"

Ein grelles Gelächter schlug sie darüber auf.

„Tausend Mark! Wie billig! Aber so habe ich es

mir gedacht, als es mit diesem Stück anfing. Eine Tragödie mußte es ja werden; nun habe ich den Dolchstoß im Herzen und es ist aus!"

Sie rang die Hände und hob ihre Augen in die Höhe.

„Vermessen war es, daß ich, ein hingeworfenes Menschenkind, mich so belügen, betrügen, verblenden konnte, und wähnen, aus dem Pfuhl des Elends gezogen werden zu können! Ich und Glück, solch' Glück! So etwas mir einzubilden! Ha, jetzt bin ich aus diesem Himmel in den finsteren Abgrund gestürzt. Tausend Mark für den Spaß gibt der Herr Kommerzienrath!"

Sie brach erschöpft auf dem Sopha zusammen und drückte ihre Hände vor das Gesicht mit einem Seufzer aus der tiefsten Tiefe ihrer Brust. Dann ließ sie die Hände schlaff in ihren Schoß fallen, und blickte unverwandt vor sich hin.

Das Sonnenlicht war über die Tischplatte schon hinweggestreift. Nicht Brief, nicht Banknote wurde mehr davon getroffen.

Auf einmal riß sich die Unglückliche aus ihrem düsteren Hinbrüten, als sei ein Entschluß in ihr gereift. Sie lief nach dem alten Schrank neben ihrem Bett und holte ein Päckchen Briefe heraus. Die Liebesbriefe von Arnold. Sie widerstand der Versuchung, einen zu öffnen, darin noch einmal zu lesen. Den großen Brief des Kommerzienraths legte sie dann hastig mit hinzu; einen Ring mit blitzenden Brillanten an ihrer Hand zog sie ab und wickelte ihn in Zeitungspapier. Es war der Ring, den der Geliebte ihr zum Zeichen des Verlöbnisses geschenkt, das

einzige Angebinde, das sie von ihm angenommen hatte. Schnell fügte sie Alles zu einem Packet zusammen und schrieb die Adresse darauf.

„Noch ist die Post offen," murmelte sie.

Ihr Hütchen setzte sie mit bebenden Fingern auf und einen kleinen, leichten Mantel warf sie um ihre Schultern. Dann griff sie nach dem Geldschein und steckte ihn zu sich. Sie schloß ihre Thür auf und eilte schnell die Treppe hinunter.

Sie lief in das Innere des Städtchens hinein zum Posthause. Am Schalter forderte sie eine Packetadresse und einen Briefumschlag. Am Pult der Halle schrieb sie auf die eine den Namen: Arnold Borwig, wie ihn das von ihr mitgenommene Packet trug; der eben gekaufte Umschlag, in welchen sie nur den Geldschein gelegt, erhielt die Adresse des Kommerzienrathes K. A. Borwig in Iserlohn, als Inhalt gab sie die Summe von tausend Mark an, und als Absenderin zeichnete sie ihren Namen hinten auf das Couvert.

Draußen war die Sonne hinter dem Bergzuge im Untergehen; ihre letzten röthlichen Strahlen schienen auf die Dächer der Häuser. Nachdem die Sängerin das Postlokal verlassen, schlug sie den Weg ein, welcher von dort aus direkt in's Freie führte. Tief athmete sie auf, als sie nach den letzten Häusern auf der Landstraße und zwischen Kornfeldern war. Vom Kirchthurm schlug es jetzt acht Uhr.

Sie hatte keine Zeit und kein Ziel für ihren Gang im Sinn. Aber hinaus in die Luft, in's Freie, in die Einsamkeit mußte sie ihr schweres Haupt und ihre beengte

Brust tragen. Wie eine Verbrecherin kam sie sich vor, die auf der Flucht ist; wie eine Geächtete, welche nichts, nichts auf der weiten Welt hat, kein Hab und Gut, kein theilnehmendes Menschenherz, keinen Glauben, keine Liebe, keine Hoffnung; nichts als den Tod, der von allem Leid Erlösung gibt!

Unbegangene Wege querfeldein fand sie bald, und mit der allmählig niederschwebenden Dämmerung ward es einsam in der Landschaft. Weit hinaus war sie nicht gegangen; von dem Kurgarten hinter sich hörte sie noch die Abendmusik. Vor ihr lag in bläulichem Dunkel der Wald, in den die Anlagen des Badeortes führten.

Dorthin, in den Wald, lenkte sie ihre Schritte, als wenn die Welt mit den Menschen und ihrem Treiben da ein Ende habe.

4.

Der Amtsrichter Willberg war von einer Kommission auf dem Lande zurückgekehrt, wie er deren jetzt oft übernahm, um durch die dafür bezogenen Taggelder seine Einkünfte etwas zu vermehren. Die Bürde, die er um der hinterlassenen Schulden seines Vaters willen und zur Unterstützung seiner alten Mutter auf sich genommen, war wohl geeignet, ihn niederzudrücken. Sein heiterer Sinn war gebrochen; von aller Gesellschaft, in der er sonst so gern verkehrte und sich so beliebt durch seine Unterhaltungsgabe gemacht, hatte er sich zurückziehen müssen, weil es seine kargen Geldmittel so erheischten.

Aber schwerer noch ertrug er das Opfer seiner Liebe. Der Kummer, Marzella entsagen zu müssen, da auf lange

hinaus seine Einkünfte so bedeutend gekürzt waren, beugte ihn tief. Die günstigeren Verhältnisse, in welche Marzella durch den Verkauf der Villa ihrer Mutter gekommen, änderten an seinem Entschlusse nichts, da er wohl wußte, daß trotzdem von einer baaren Mitgift für Marzella nicht die Rede sein konnte.

Er hatte deshalb die Villa noch nicht wieder betreten. Hartmann, der ersichtlich seinen Umgang wünschte, hatte ihn mehrfach zu sich eingeladen, aber der junge Mann es stets mit der Versicherung großer Arbeitsüberhäufung abgelehnt. Und er konnte diese Entschuldigung mit gutem Gewissen geben; denn er saß alle Nächte noch Stunden lang an seinem Schreibtische.

Der Amerikaner ließ sich indessen dadurch nicht abhalten, seinerseits gelegentlich bei Willberg, sei es in dessen Wohnung, sei es in der Amtsstube vorzusprechen, guten Tag zu sagen, ein Gespräch anzufangen und schließlich zu fragen, ob nicht an diesem Tage der junge Herr sich eine Stunde frei machen könne, um eine Flasche Wein mit ihm zu trinken und Forellen zu essen.

Bei diesen kurzen Besuchen verleugnete Hartmann seine frohmüthige, offenherzige Natur so wenig, daß Willberg vollauf unterrichtet über den traulichen Verkehr war, in den die Villenbewohner getreten waren und der so gern von zweien derselben gepflegt wurde. Manche Aeußerung des Amerikaners ließ ihn auch den Schluß ziehen, daß Marzella auf ihn gleich bei der ersten Begegnung einen so sympathischen Eindruck gemacht hatte, um ihn zu der lebhafteren persönlichen Theilnahme für sie und Frau

v. Tannenberg zu bestimmen, wie sie sich beim Kauf der Villa und in der Ueberlassung der Wohnung an die Damen bethätigte. Vielleicht dachte Hartmann sogar daran, sein Junggesellenthum mit dem Ehestand zu vertauschen und aus Marzella die Frau seines Hauses zu machen. Es schien dem feinfühligen Amtsrichter so und erregte in ihm wohl das bittere Gefühl der Eifersucht. Aber er suchte es dann mit der Einsicht zu überwinden, daß er ja auf das Recht seiner Liebe verzichtet, und wenn eine so gute Parthie für Marzella sich eröffne, es nur als ein Glück anzusehen wäre, welches er vor Allen ihr gönnen müsse.

Aber dies Alles ließ ihn immer dringender wünschen, aus dem Orte versetzt zu werden, wo Marzella lebte, um ihretwillen, wie zu seiner Seelenberuhigung.

Seiner Gewohnheit nach hatte er vor der Aufnahme seiner Nachtarbeit einen längeren Spaziergang in's Freie gemacht und bei dem warmen Abend in den kühlen Wald sich gewandt. Hier dunkelte es schon stark, als er auf dem Rückwege war und durch die kleine Wildniß am See schritt, der ziemlich umfangreich sich zwischen den Kuranlagen, dem Walde und dem Ende des Parkes der Hartmann'schen Villa hinzog, ein melancholisches Gewässer mit sumpfigem Grund und wegen seiner lockeren und abschüssigen Uferstellen mit Schilf und Weidengebüsch dicht umsäumt. Nach einigen Regentagen, die gewesen waren, ging es sich auf dem Pfad, den Willberg eingeschlagen hatte, weich und geräuschlos, und die tiefe Stille ringsum im nächtigen Dunkel wurde auch sonst von keinem störenden Laut unter-

brochen. Man hätte wähnen können, weit ab von Menschenwohnungen und mitten in einem Urwalde zu sein. Nebelschleier legten sich über die glitzernde Wasserfläche; manchmal wisperte eine schwächliche Welle des See's im Schilf, und der Abendwind rauschte in den Baumkronen.

Da war es dem sinnend dahinschreitenden Amtsrichter, als wenn ein schweres Seufzen aus dem Schilfe kam, ein Schluchzen dann, und als er verwundert darüber sein Gesicht nach der schimmernden Fläche des Wassers wandte, hörte er ein Plätschern, leise und anhaltend. Und eine dunkle Gestalt hob sich auf dem lichten See ab, tauchte auf und wieder nieder. Eine Menschengestalt, ein Weib — er hatte es noch unterscheiden können. Er stutzte, als ob er sich frage, ob er wirklich recht gesehen. Aber er erkannte deutlich in geringer Entfernung von der Uferstelle, wo er stehen geblieben, einen dunklen Körper im Wasser. Im Nu warf er seinen Rock ab, sprang in die Weiden und dann in den See, um schnell als sicherer Schwimmer die Fluth zu theilen. Er zweifelte nicht mehr, daß er einer Unglücklichen zueile, welche hier den Tod suchte.

Als er nach einigen kräftigen Stößen dem Körper derselben so nahe war, daß er ihn an dem einen Arm ergreifen konnte, fürchtete er, nur eine Leiche zu haben. Es war ein junges Mädchen, das er nun an einer Hand mit sich zur nächsten Uferstelle zog.

„Heh, heh!“ schrie da laut eine Stimme dicht am Seerand ihm entgegen. „Das ist wirklich ein Mensch!“

Eine lange schwarze Gestalt stand vor ihm und schien mit der Ausführung des Entschlusses, in's Wasser zu

springen, nur deshalb gezaudert zu haben, weil sie einen Anderen sich schon zuvorkommen gesehen.

„Herr!“ rief sie rückwärts nach dem Parke mit erregter, lauter Stimme. Dann beugte sie sich vornüber, um beide Hände dem ankommenden Schwimmer helfend entgegen zu strecken.

Willberg erkannte Nuffi und dieser nun auch ihn.

„Todt!“ stieß der Neger hervor, als er sah, daß der Amtsrichter seine Last zunächst an's Ufer hob, ehe er selbst es betrat, und darnach hastig Wiederbelebungsversuche mit dem Mädchen vornahm.

„Sie todt sein! Ja, Herr, sie todt sein!“ murmelte Nuffi halblaut, indem er aber eifrig dem jungen Manne Beistand zu leisten suchte.

Das Gebüsch theilte sich jetzt, und Hartmann trat erschrocken zu der Gruppe. Er hatte mit seinem Diener sich wegen der Anlage eines Gatters gegen den See in diesem Theile seines Parkes befunden.

Hartmann legte sein Ohr dicht an die Brust des starr daliegenden Mädchens und horchte.

„Fort, Nuffi, fort!“ rief er dann. „Hole schnell einen Arzt! — Herr Amtsrichter, wir wollen dies arme Wesen in mein Haus bringen. Es ist das nächste. Ich glaube, daß noch Herzschlag da ist. Kommen Sie mit mir, damit ich Ihnen trockene Kleider gebe.“

Nuffi war schon fortgeeilt; sein Herr hob mit seinen kräftigen Armen — und sichtlich kundig in der Behandlung Ertrunkener — die Leblose auf und trug sie wie ein schlafendes Kind davon, annehmend, daß Willberg ihm folge.

Dieser jedoch blickte einige Sekunden Hartmann nach, wie er mit seiner Bürde auf dem dunklen Parkweg davoneilte, und wandte sich dann nach der Stelle, wo er seinen Rock hingeworfen hatte. Er glaubte dem Herrn des Parks die von ihm in so zuvorkommender Art übernommene Sorge um die Fremde wohl allein überlassen zu können.

Eine Viertelstunde darnach klopfte der Kutscher Hartmann's an die Thür zur Wohnung der Frau v. Tannenberg, die nach dem erregenden Gespräch mit Marzella über ihre Muthmaßungen bezüglich der Herkunft des Amerikaners eben ihr Nachtkleid angelegt hatte. Gleichwohl empfing sie augenblicklich den Boten und fragte neugierig nach der Ursache seines Kommens.

„Herr Hartmann," sagte dieser, „läßt die gnädige Frau bitten, ihm ihren Beistand leisten zu wollen. Ein Mädchen ist aus dem See für todt herausgezogen und eben in's Haus gebracht worden."

„Eine Ertrunkene?"

„Ja, gnädige Frau; Herr Amtsrichter Willberg hat sie aus dem Wasser geholt."

„Großer Gott!" stieß sie erschrocken und voller Antheil hervor. „Wer ist es denn?"

„Man weiß es nicht. Wohl eine Fremde."

„Ich komme, natürlich. In zwei Minuten bin ich da." —

Frau v. Tannenberg fand die Unglückliche bereits unter der Behandlung des bejahrten Arztes, den Nuffi mitgebracht, und der hoffte, sie noch in's Leben zurückrufen zu können. Hartmann hielt sich in einem anstoßenden Zimmer auf, zu welchem die Thür offen blieb. Bei

Untersuchung des Kleides der Unglücklichen, in dem man etwas zu finden hoffte, was über ihre Persönlichkeit Aufschluß geben könne, fiel der Wittwe ein durchnäßtes Geldtäschchen in die Hände. Sie öffnete es im Nebenzimmer vor Hartmann und dem Arzte.

„Zehn Pfennig!“ rief sie halblaut und gerührt, indem sie das Geldstück zeigte. „Das sagt Alles! Noth! Elend!“

Zusammengeknifft lagen zwei feuchte Postscheine noch dabei. Sie öffnete vorsichtig den einen und las: „Eingeschrieben an Arnold Borwig in Iserlohn.“

„Und dies Packet ist heute erst von ihr abgeschickt worden, wie aus dem Datum der Bescheinigung hervorgeht,“ bemerkte sie weiter.

Dann entfaltete sie den anderen Schein.

„Tausend Mark! An Herrn Kommerzienrath K. A. Borwig in Iserlohn.“ Und die Verwunderung der beiden Herren darüber theilend, fügte sie hinzu: „Tausend Mark, und auch heute erst eingezahlt. So kann sie doch nicht aus Noth zu dem verzweiflungvollen Schritt getrieben worden sein. Wie erklärt sich dies? Und wer mag sie sein?“

Nichts weiter fand sich in ihrer Kleidertasche als ein Tüchlein mit einem weiß gestickten Zeichen J. H.

Viele im Ort hätten die Operettensängerin Amri sogleich erkannt; aber weder Hartmann, noch Frau v. Tannenberg, noch der alte Arzt hatten bisher das Sommertheater besucht und ein Interesse daran genommen, welches Personal zu demselben gehöre. So blieb die bewußtlose Künstlerin über Nacht in Hartmann's Villa, ohne daß das Geheimniß

ihrer Person sich lüften ließ. Langsam kehrte unter den erwärmenden Mitteln, welche angewandt wurden, das Leben zurück und nach einigen Stunden schlug sie schon die Augen auf, freilich, um sie müde und schwach gleich wieder zu schließen. Man ließ sie in größter Ruhe ihre Kraft wieder sammeln.

Hartmann hatte der freundlichen Pflegerin erzählt, wie Nuffi und er am See dazu gekommen seien, als Willberg sein Werk der Rettung eben vollendet habe. Daß dieser nicht mit in die Villa gekommen war, sondern mit seinen nassen Kleidern sich davon gemacht hatte, war nicht weiter auffällig. Hartmann wollte ihm am Morgen Mittheilung über das Befinden der von ihm rechtzeitig noch dem Tode Entrissenen zugehen lassen.

Dieselbe lag noch immer in todesähnlichem Schlafe, aber der Arzt hegte keine Besorgnisse mehr um ihr Leben. Schon kam Farbe in ihre Wangen zurück, die Hände erhielten Wärme, der Athem wurde stärker. Frau v. Tannenberg hielt während der Nacht Wache bei ihr. Am Bett in einem Sessel sitzend, betrachtete sie beim gedämpften Schein der Lampe das Antlitz der Schläferin, als forsche sie darin nach den Gründen, welche das junge Mädchen zu einem so verzweiflungsvollen Entschluß gebracht haben könnten. Mit weiblichem Scharfsinn setzte sie die gelesenen Postscheine in Beziehung zu der unseligen That und nahm darnach unglückliche Liebe als Ursache derselben an. Mit wachsender Theilnahme beobachtete sie die Schlummernde. Die dreieckige kleine Narbe auf deren Stirn erregte ihre Aufmerksamkeit, denn sie hob sich jetzt in dunkler Röthe



von dem bräunlichen Schimmer der Gesichtsfarbe ab. Dann ging auch ein Zucken hin und wieder über das Antlitz der Schlafenden, ein Zucken in den Augenlidern und den tiefschwarzen starken Brauen, das ein Widerspiel von schmerzlichen Empfindungen zu sein schien, die traumhaft die Seele der Unglücklichen bewegten. Ein bekannter Zug sprach aus deren Gesicht zu ihr, und sie grübelte nach, ob sie dasselbe früher schon einmal gesehen habe.

Inmitten dieses Hinsinnens erschien in der Morgenfrühe Hartmann im Krankenzimmer mit Nussi, der Kaffee brachte für die Leidende, falls sie erwacht sein sollte. Und in der That schlug dieselbe, wie vom leisen Geräusch der Eintretenden geweckt, die Augen groß auf, ließ sie über die um ihr Bett Stehenden mit einem langen Ausdruck des Erstaunens schweifen, suchte dann den Kopf mit einem heftigen Ruck emporzuheben, und als sie es nicht vermochte, verdüsterte sich schnell ihre Miene. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Frau v. Tannenberg reichte ihr den warmen Kaffee und bat sie freundlich, davon zu nehmen.

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopfe, wie unwillig und trotzig. Lange war alles gütige Drängen von Seiten Hartmann's wie der Wittwe vergebens. Endlich brachte das Mädchen die Worte hervor mit schluchzender Stimme: „Warum konnte ich nicht sterben!"

„Weil Ihr Leben noch nicht dem Tode gehört," sagte Frau v. Tannenberg liebevoll.

„Wir werden trachten, es Ihnen freundlich zu gestalten," fügte Hartmann hinzu. „Vertrauen Sie der Zukunft."

Sie hörte diese tröstenden Worte theilnahmlos an und schloß wieder die Augen. Wie vor Schwäche willenlos, ließ sie sich den Kaffee einflößen. Schwerer Schlaf kam dann über sie, und bald zeigte sich das Fieber, wie es vom Arzt vorausgesagt worden war. In abgerissenen Worten phantasirte sie, immer heftiger, und selbstverständlich horchte ihre Umgebung begierig darauf. War es auch wirr und unklar, was sie äußerte, so konnte man doch annehmen, daß sie im Fieber von dem sprach, was ihr Innerstes erfüllte. Ergreifend tönte sie den Schmerz und Ingrimm eines verrathenen Herzens aus, und andere Ausrufe in Menge ließen darauf schließen, daß sie dem Theater angehöre.

Diese letztere Vermuthung wurde im Laufe des Vormittags auch bestätigt, nachdem Nuffi von seinem Gang zu Willberg zurückgekehrt war, wohin ihn Hartmann mit Nachrichten über die zu erwartende Genesung der Geretteten geschickt. Auf einem Zettel schrieb der Amtsrichter, daß bei der Polizei die Anzeige eingegangen sei, die Operettensängerin Amri vom Sommertheater werde seit dem Abend zuvor vermißt, und nach der Beschreibung, die ihm von ihr gegeben sei, könne kein Zweifel darüber bestehen, daß sie es sei, die im See ihr Leben habe enden wollen. Hartmann ließ darauf die Wirthin der Sängerin zu sich kommen, und als diese der Fieberkranken ansichtig wurde, gab sie die volle Gewißheit über deren Persönlichkeit.

Nachdenklicher machte diese Eröffnung und Manches, was sie sowohl von Frau Holz über das junge Mädchen, als auch in dessen Fieberphantasien gehört, Frau v. Tannenberg.

Als Fräulein Amri für todt in's Haus gebracht worden, hatte sie eben mit Marzella jenes Gespräch geführt, welches die Erinnerungen an deren Kindheit, an ihren Vater, ihre Mutter und ihre kleine, seit siebenzehn Jahren verschollene Schwester so lebendig gemacht. Ohne diesen Umstand hätte die Wittwe vielleicht auf die Aehnlichkeit im Gesichtsausdruck der Kranken mit Marzella gar nicht Acht gegeben. Aber kaum daß sie erfahren, wer die Unglückliche sei und daß sie den Namen Amri führe, stutzte sie über die Zeichen, welche ihr plötzlich deutungsfähig erschienen. Amri, so blitzte es in ihr auf, das war offenbar ein Theatername, der aus den rückwärts gelesenen Buchstaben von Irma gebildet worden. Im Taschentuch derselben stand ein verschlungenes J. H.; das stimmte zu dem Namen Irma Hartmann, der Marzella's Schwester gehörte. Dazu auch das Alter, welches dieselbe erreicht haben mußte, wenn sie es war, und ihr theatralischer Beruf, der sich aus den Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen, nur zu leicht erklären ließ. Die starken, schwarzen Augenbrauen glichen ja überdem so auffällig denen Marzella's, und hatten ja auch, wie sich Frau v. Tannenberg recht wohl noch erinnern konnte, dem südlich gebräunten Gesicht der verstorbenen Mutter ein so charakteristisches Merkmal verliehen.

Sie war bewegt Angesichts dieser auf einmal ihr entgegentretenden Wahrscheinlichkeit, daß sich statt zwei, nun alle drei durch die Bande des Blutes so nahe stehenden Menschen auf einem Punkt ahnungslos zusammengefunden hatten, und sie es sei, welche diese geheimnißvoll

bestehenden Beziehungen entdeckte. Ein aufklärendes Wort nur noch, und die wunderbare Verkettung dreier Menschenschicksale, welche weit auseinander gegangen waren, geschah und bewirkte eine beglückende Vereinigung, an welche keines der Betheiligten bisher jemals gedacht haben konnte. Es war eine erhebende Freude, welche die Wittwe darüber erfüllte, aber gerade deswegen wollte sie sich vor einer Enttäuschung hüten und die Entscheidung so lange zurückhalten, bis kein Zweifel mehr an der Richtigkeit ihrer Vermuthungen bebestehen konnte. Durch den tragischen Zwischenfall mit der lebensmüden Künstlerin war sie abgehalten worden, bezüglich Hartmann's Herkommen sich schon Gewißheit zu verschaffen; jetzt lag es nahe, sie zugleich mit derjenigen über die Persönlichkeit der Sängerin herbeizuführen.

Die Kranke überwand binnen vierundzwanzig Stunden das Fieber und bedurfte zu ihrer völligen Wiederherstellung nur noch der Ruhe. In großer Schwäche blieb sie im Bett und vermied es, etwas zu sprechen. Sie hielt meist die Augen geschlossen, oder lag träumerisch da, die Züge verdüstert, einen bitteren Zug um den Mund; je mehr sie ihre Kräfte zurück erhielt, desto befangener schien sie über die Lage zu werden, in der sie sich in dem fremden Hause und unter den ihr unbekannten, durch liebevollste Pflege sie aber so verpflichtenden Personen befand. Man beobachtete eine zartfühlende Schonung gegen sie, indem man keine Fragen an sie richtete. Hartmann ließ sich an ihrem Bett nur noch in Begleitung des Arztes sehen; dagegen hielt sich auch Marzella im Krankenzimmer öfter auf, sei es mit ihrer Mutter zusammen, sei es, daß sie dieselbe

auf einige Stunden ablöste. Dann ließ die Genesende, wie ruhiger gestimmt, ihre Blicke groß und lange auf derselben haften; der düstere Zug in ihrem Gesicht verfloß, und es nahm einen milden traurigen Ausdruck an.

Marzella enthielt sich ebenfalls jeder Frage, welche der leidenden Seele der Geprüften schmerzlich sein konnte. Aber sie richtete doch manchmal ein antheilvolles Wort an sie, wofür sie ein Blick der Dankbarkeit belohnte, oder sie leistete ihr Hilfe, und wenn sie dabei die kleine Hand der Schweigsamen in die ihrige nahm, fühlte sie den innigen Druck freudiger Erkenntlichkeit. Von ihrer neuen Muthmaßung hatte Frau v. Tannenberg ihr nichts verrathen; allein das Geschick der Unglücklichen rührte Marzella's von eigenem Weh bewegtes Gemüth.

Um die Sängerin zutraulicher zu machen, theilte im Geplauder Marzella ihr mit, wo sie sich befinde, und wie bereitwillig man Alles aufbieten werde, sie mit dem Leben wieder zu versöhnen. Aber noch immer blieb die Arme stumm. Das erste Wort wurde ihr zu schwer, mit dem sie all' der ihr hier bewiesenen Güte durch die vertrauensvolle Klarlegung der Ursache ihrer entsetzlichen That hätte entsprechen müssen.

Thränen, die ihre Augen füllten, lösten endlich das Bedürfniß ihrer bedrückten Seele nach einer sie befreienden Mittheilung. Es kam in kurzen Sätzen, hastig, schmerzvoll aus ihr heraus, was ihr Geheimniß des Herzens gewesen, und warum sie es mit sich in dem stillen See habe begraben wollen.

Nach dieser ersten Mittheilung fühlte sich die Künst-

lerin, die auch ihrer persönlichen Verhältnisse nebenher Erwähnung gethan, wie einer Schuldverpflichtung enthoben, bei alledem jedoch nicht der Peinlichkeit ihrer Lage und der niederdrückenden Macht ihrer auf sie einstürmenden Gedanken. Dem Tode entrissen, sah sie kein begehrenswerthes Leben vor sich; sie hätte ihrem Retter nicht aufrichtig danken können, und war froh, daß sie ihn nicht kannte. All' ihr Sinnen kehrte vor der Wirrniß der Empfindungen zu dem ersten Gedanken bei ihrem Erwachen zum neuen Lebenszwang zurück: warum hatte man sie nicht sterben lassen!

5.

Frau v. Tannenberg harrte ungeduldig der Stunde, in welcher die Genesene das Bett verlassen konnte, um mit ihr über die bedeutungsvolle Frage ihrer Herkunft zu sprechen. Sie hoffte, mit deren Beantwortung ihr die beste Medicin, ein wahres Lebenselixir zu bieten. Was sie von Marzella über den Grund der Verzweiflung des jungen Mädchens vernommen, hatte sie ja richtig aus den Postscheinen in dessen Geldtäschchen zu lesen gewußt, und dadurch erhöhte sich ihre Zuversicht, auch im Uebrigen auf rechter Fährte zu sein.

Als Marzella zum ersten Male ihre neue Freundin aus dem Schlafzimmer hinaus in ein anstoßendes Gemach geleitete, war es wie ein traulicher Familienkreis, in den dieselbe trat. Hartmann begrüßte sie mit Herzlichkeit, Frau v. Tannenberg hatte es übernommen, hausfraulich den Thee zu reichen. Man hatte Kleidung für Fräulein Amri aus ihrer Wohnung holen lassen und sie in einen

leichten Morgenrock gehüllt. Ein Tag nach dem Fieber war genügend gewesen, ihre leibliche Gesundheit wieder herzustellen; aber wie schwer und zehrend sie an ihrer kranken Seele litt, das bewiesen ihre gramerfüllten Züge. Man sah ihr an, daß sie ihren inneren Halt verloren hatte. Wortkarg hörte sie dem Geplauder der drei Anderen zu, doch ihre Gedanken schweiften anderwärts.

Plötzlich wandte sich Frau v. Tannenberg an sie: „Fräulein Amri — gestatten Sie mir die Frage — sollte ich fehlgehen in der Annahme, daß Sie diesen Namen aus dem Ihres Vornamens Irma gebildet haben?"

Im Augenblick begriff Marzella, daß diese Worte wohlüberdacht gestellt seien. Sie stutzte, sah ihre Mutter mit einem aufleuchtenden Blick an, und ihre Gedanken errathend, wartete sie mit zurückgehaltenem Athem auf die Antwort.

„Es ist so," lautete dieselbe unbefangen. „Ich heiße Irma; aber seitdem ich am Theater bin, das ist von früher Kindheit her, hat man mich Amri genannt, und so ließ ich es."

„Irma!" fiel schon lebhaft erregt die Wittwe ein und legte ihre Hand auf die der Genannten. „Irma Hartmann?"

Nun staunte das Mädchen, noch mehr, als Marzella in freudigem Ungestüm ausrief: „Und diese Narbe mitten auf der Stirn! Sind Sie — bist Du Irma Hartmann?"

„Ja, ja," entgegnete Irma, ohne die entstandene Aufregung um sich zu begreifen; denn auch Hartmann, als ahne er durch diese Namensforschung einen ihn selbst be-

rührenden Aufschluß, bezeigte in seinen Mienen eine wachsende Spannung. „Mein Geburtsschein lautet so."

„Ihr Geburtsschein? Sie haben ihn? Wo sind Sie denn geboren?" drang die Wittwe ganz aufgeregt in sie.

„In Sternberg in Mähren."

Ein Ausruf des Jubels kam gleichzeitig aus dem Munde der beiden sie befragenden Damen. Hartmann wurde noch gespannter.

„War es vor etwa zwanzig Jahren?"

„So alt bin ich, gnädige Frau."

„Irma, Irma!" rief Marzella und schloß ungestüm das verwunderte Mädchen in ihre Arme. „Die Sprache des Bluts verleugnete sich nicht, in mir nicht. Beim ersten Anblick fühlte ich mich zu Dir hingezogen. Du bist meine Schwester Irma — ja, Du bist es!"

„O mein Gott!"

In freudiger Bestürzung kam dieser Ausruf aus Irma's Brust, und so saß sie vor Marzella, welche ihre beiden Hände ergriffen hatte, und deren schöne dunkle Augen in strahlendem Glanz auf sie geheftet blieben, indem sie weiter sprach: „Diese Augen! Diese Narbe! O, noch weiß ich genau, wie Du nach einem Fall als kleines Kind mit blutendem Gesicht herbeigebracht wurdest, und davon eine tiefe, dreieckige Narbe auf Deiner Stirn zurückblieb. Diese da ist es. Oft habe ich sie, wenn Du weintest oder jähzornig warst, blutroth werden sehen und mich darüber erschreckt. Irma, kennst Du Deine Schwester Marzella nicht?"

„Marzella?" hauchten Irma's Lippen ein unklares Erinnern aus.

„Ja, Marzella. Ach, Du kennst mich nicht mehr, kannst mich nicht mehr kennen! Aber erinnerst Du Dich nicht, eine Schwester gehabt zu haben, eine einzige, eine ältere?"

Irma nickte und sann nach.

„Ich bin es, Irma. Ich bin Marzella Hartmann!" — Der Amerikaner starrte auf die Redende, die Wittwe lächelte triumphirend ihm zu; Irma war wie betäubt.

„Unser Vater war Opernsänger," fuhr Marzella fort, als wenn die Erinnerung der Kindheit wie ein erschlossener Quell ihres Herzens hervorsprudelte. „Unsere Mutter starb, als ich sechs Jahre alt war, und Du deren drei zählen mochtest. Eine Ungarin war sie, mit üppigem schwarzen Lockenhaar, feurigen Augen, von feurigem Blut, mit einem gebräunten Gesicht, so wie Du es hast. Ja, ihr Bild sehe ich jetzt in Dir wieder. Ist Dir denn nichts von alledem im Gedächtniß geblieben?"

Irma fuhr mit der Hand über ihre Stirn; ein Beben ging durch ihre Glieder.

„Dunkel nur, sehr dunkel," sagte sie träumerisch. Dann strahlten ihre schwarzen Augen auf und ihr Haupt an Marzella's Brust legend, zu ihr aufschauend wie verklärt von Wonne, setzte sie hinzu: „Meine Schwester Marzella! Ja, so ist es. Das bist Du, das sagt mir mein Herz. Ich liebte Dich, als ich Dich sah."

„Rede, Irma, erzähle, was Du noch aus Deiner Kindheit weißt! Hat man denn niemals von mir zu Dir gesprochen?"

Ein bitteres Lächeln spielte um Irma's Mund, als

sie darauf nach einer Pause erwiederte: „Was ich noch davon weiß, ist häßlich. Man sagte mir, ich habe eine Schwester, die vornehm geworden sei, und an die ich nicht weiter denken solle und dürfe. Darauf hin vergaß ich, daß ich eine gehabt, wie ich Vater und Mutter auch vergessen habe.“

„Wer hat Dir aber so Häßliches von mir gesagt?“

„Meine Pflegeeltern, bei denen ich aufwuchs. Von meinem Vater muß es ihnen wohl überkommen sein; er hat mich ihnen geschenkt, das theilten sie mir mit, und er ist bald darauf gestorben.“

„Wer waren sie denn, Irma, die sich Deiner angenommen haben? O bitte, erzähle mehr! Wir haben so viel nachzuholen!“

Sie zögerte nicht damit.

„Der, den ich Vater nannte, war Theaterfriseur, Diener, Garderobier, Schneider, Alles in Allem an einer böhmischen Wanderbühne, und seine Frau saß Abends an der Kasse. Es waren gutmüthige Leute, arm, aber rechtschaffen. Längst sind Beide todt. Ich wurde schon als kleines Mädchen bei Theateraufführungen, wo es am Platz war, verwendet; eigentlich war ich das Kind Aller an unserer Bühne und wuchs wild auf, schlief und aß bald hier, bald dort bei den Schauspielerinnen, lernte von der Einen dies, von der Anderen jenes. Als auch die brave Frau, meine Pflegemutter, gestorben war, nahm mich der Theaterkapellmeister, der anderwärts eine bessere Stellung erhalten hatte, mit sich. Ich war sechzehn Jahre damals. Er lehrte mich singen und so kam ich

zur Operette, von einer Bühne dann zur andern, und — auch hierher."

„Und meinen Namen," fragte Marzella, „den meiner lieben Adoptiveltern, denen ich Alles, was ich seit dem sechsten Jahr geworden, verdanke — dieser Frau, deren Güte gegen mich von keiner leiblichen Mutter übertroffen werden könnte — diesen hast Du nie gehört?"

„Nie," entgegnete Irma.

„Und so mußte ich Dich wiederfinden!" rief Marzella aus, indem sie mitleidsvoll auf Irma blickte. „Als eine Unglückliche, die an Gott und Menschen verzweifelt war. Ohne dies wären wir wohl niemals zusammengekommen, hätte Eine nach wie vor nichts von der Anderen gewußt. — Ach, Mutter," und sie warf sich voller Rührung an die Brust der Wittwe, „wie hast Du Recht damit gehabt, daß die Vorsehung uns oft auf seltsamen Wegen zu unserem Besten führt! So findet Irma ihre Schwester, so ich sie wieder, und — "

Sie stockte und blickte auf ihre Mutter, die absichtlich den Vorgang ohne ihre Einmischung sich abspielen lassen wollte, und dann auch auf Hartmann, der nur darauf zu warten schien, das Wort ergreifen zu können.

„Und," fing er darum das ihrige auf, „ich, der alleinstehende Fremde, ich finde meine beiden Schwestern!"

Marzella erstaunte nicht mehr bei dieser Eröffnung; Irma aber fiel in eine neue Ueberraschung.

„Wartet!" rief Frau v. Tannenberg und eilte davon.

Hartmann aber fuhr fort im Tone fester Ueberzeugung: „Seid ihr des Opernsängers Julius Hartmann Töchter,

der vor sechzehn, siebenzehn Jahren in Böhmen gestorben ist, so seid ihr diejenigen, die ich suchen wollte. Ich bin dieses Mannes Sohn aus erster Ehe. Marzella, nun begreife ich, warum Du mich neulich, als ich von meinem Leben erzählte, so eigenthümlich anschautest —"

„Ich ahnte nur, daß —"

Marzella verrieth durch ihr Stocken, daß sie eine zutrauliche Bezeichnung Hartmann's, wie sie ihr hochwallendes Gefühl ihr eingab, schüchtern zurückhielt. Er merkte es.

„Du wirst mich doch Bruder nennen müssen," sagte er mit Innigkeit zu ihr und reichte ihr seine Hand.

„Franz!" entgegnete sie, ihre Scheu überwindend, und zum ersten Male drückte sie seine Hand mit Herzlichkeit, und freier wie bisher blickten ihre Augen in die seinen.

„Auch Du, Irma! Was?" rief er dann lächelnd dieser zu.

Er gab ihr ebenfalls die Rechte, und sie, als fasse sie noch nicht Alles in diesem herzbewegenden Nachspiel, nahm sie in Verwirrung und hielt sie lange fest.

„Eine Schwester," rief sie, „die ich nicht mehr kannte, und einen Bruder, von dem ich noch nichts gewußt — welche Wendung des Schicksals! Aus einer That der Verzweiflung quillt so viel Glück!"

Frau v. Tannenberg kam in diesem Augenblicke wieder in das Zimmer. Sie hatte das Album mit den Photographien in der Hand und zeigte Irma und Franz darin ein Kinderbildniß, indem sie ausrief: „Das ist die kleine Zella! So sah sie aus mit sechs Jahren. Bald nachdem sie unser Kind geworden, ließen wir sie aufnehmen!"

Irma schaute lange darauf; auch Franz. Aber er wurde auf einmal durch das auf der anderen Seite im geöffneten Album befindliche Bild betroffen.

„Das ist ja mein Vater!“ stieß er in neu aufwallender Freude hervor, und ungestüm zu der Wittwe sich wendend, fragte er: „Nicht wahr? Der Sänger Hartmann? O, ich kenne ihn wohl wieder! Dieses Auge vergißt man nicht, aus dem so viel Lebenslust und Gutmüthigkeit sprechen!“

„Er ist es,“ erwiederte Frau v. Tannenberg und strahlte vor heller Freude über die Aufregung, in welche durch diesen Abschluß der bedeutungsvollen Scene Hartmann versetzt worden war. Mit sanft gerötheten Wangen und glänzenden Augen stand sie vor ihm, eine so schöne Frau und so voller Anziehung in diesem Augenblick, daß er sich diesem Eindruck nicht entziehen konnte. Es fiel von ihm ein Blick so großer Wärme, so voller Innigkeit, fast bewundernd auf sie, daß sich ihrer eine süße Beklommenheit bemächtigte.

„Ein guter Genius,“ sagte er bewegt zu ihr, „hat mich in dies Haus geführt und mit Ihnen zusammen es bewohnen lassen.“

— — — — — — — — — — — —

Als Marzella ihre Schwester in ihr Schlafgemach zurückgeführt hatte, sagte Franz zu der Wittwe: „Die Geschichte mit Irma ist noch nicht aus. Es handelt sich doch noch vor Allem darum, eine Erklärung von dem jungen Borwig selbst zu erhalten. Nach Allem, was sie über ihn mitgetheilt, kann ich mir nicht denken, daß sein

Vater mit ihm in Uebereinstimmung gehandelt, und er sich dadurch als Schurke gezeigt hat. Der Sache werde ich also jedenfalls auf den Grund gehen. Als Irma's Bruder habe ich nunmehr die Pflicht, dies zu thun und ihre Angelegenheiten zu vertreten."

„Und," setzte die Wittwe unter einem zubilligenden Neigen ihres Hauptes hinzu, „auch die Ihrer anderen Schwester."

„Marzella's?"

„Auch sie leidet schwer; es ist ähnlich wie mit Irma, und seit Wochen macht mich dies sehr besorgt um sie. O, Sie wußten es nicht, Herr Hartmann, ahnten es auch nicht, was die Ursache ihres Grames ist. Ihre unglückliche Liebe zu Willberg."

„Was?" fuhr er auf. „Dem Amtsrichter?"

Er sann einige Augenblicke nach; dann sagte er: „Reden wir weiter darüber, Frau v. Tannenberg. Wenn es möglich ist, soll dies Haus von nun an nur glückliche Menschen vereinigen."

6.

Am Nachmittage, um die Zeit, welche der Amtsrichter Willberg nach Schluß der Gerichtskanzlei in seiner bescheidenen Wohnung zuzubringen pflegte, erhielt er den Besuch Hartmann's. Es war das erste Wiedersehen seit der Begegnung am See. Nicht auffällig war es Willberg, daß der Amerikaner ihm selbst Nachricht über das Befinden der Operettensängerin brachte und damit die Frage verband, wie ihm selber das Rettungswerk bekommen sei.

„Sie können natürlich nicht wissen," sagte Hartmann dann, „welche Ereignisse sich infolge davon, und zwar heute Vormittag, in meinem Hause abgespielt haben. Hören Sie die seltsame Geschichte, in welche Sie so entscheidend mit eingegriffen haben, und die, so hoffe ich, von Ihnen auch mit zu beglückendem Ausgang gebracht werden wird. Darum bin ich zu Ihnen gekommen."

„Sie machen mich äußerst gespannt, Herr Hartmann. Wie soll sich denn diese so feierliche Einleitung erklären?"

„So seltsam die Geschichte ist, bester Herr Amtsrichter, so bald ist sie erzählt. Es gab einen Opernsänger Julius Hartmann, der sich vor etwa vierzig Jahren verheirathete und bald darnach einen Sohn bekam. Beim Tode der Mutter war dieser Sohn zehn Jahre alt. Der Vater, leichtes Theaterblut, gab ihn nun, um der Sorge um ihn sich gänzlich zu entledigen, an fremde Leute in Hamburg. Nun, kurz und gut, dieser Sohn bin ich. Ich ging, wie Sie wissen, noch in Knabenjahren nach Amerika und habe von meinem Vater nichts mehr gesehen und nur wenig von ihm gehört. Dies Wenige war, daß er sich wieder verheirathet habe und in Böhmen nicht lange darnach, vor etwa siebenzehn Jahren, gestorben sei. Was ich nicht wußte, war, daß er aus dieser Ehe zwei Kinder hinterlassen, die er aber, wie mich, an Andere verschenkte. Heute nun habe ich zu meiner freudigsten Ueberraschung nicht nur Kenntniß davon erhalten, sondern diese beiden Schwestern, welche seit vielen Jahren getrennt waren, vor meinen Augen sich wiederfinden sehen und zugleich also auch mich ihnen als ihr bisher unbekannt gewesener Bruder

entdecken können. Die ältere dieser Schwestern ist Marzella, die jüngere Irma Hartmann, die den Theaternamen Amri geführt hat."

Willberg schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Wie? Ist dies möglich!" rief er, und unwillkürlich entfuhr es ihm herzbewegt: „Marzella wäre also Ihre Schwester?"

„Wir haben uns," entgegnete Franz gemüthlich, „Beide darüber sehr gefreut."

„Wunderbar!" entfiel es nachdenklich dem jungen Manne.

„Ja, das ist es gewiß," meinte Franz, „und nun werden Sie erkennen, wie großen Antheil Sie an diesem Wiederfinden dreier Kinder eines Vaters haben. Sie haben alles Recht auf unsere dankbare Empfindung, und um sie Ihnen zu beweisen, wie es mir auch zum Glück meiner Schwester Marzella nöthig erscheint, bin ich hier."

„Zum Glück Ihrer Schwester? — Marzella's?" murmelte Willberg betroffen, ahnend, was Hartmann im Sinne habe.

„Seien wir freimüthig gegen einander," sagte dieser. „Sie lieben Marzella, nicht wahr, Herr Amtsrichter?"

Er zögerte mit der Antwort.

„Ich glaubte, das wäre mein Geheimniß," sagte er dann.

„Nun ja, dies schließt aber nicht aus, daß es von Anderen errathen werden konnte. Warum tragen Sie dies Geheimniß in Ihrer Brust? Soll ich es Ihnen erst sagen, daß Marzella Sie wieder liebt, innig, ja, Frau v. Tannenberg vermuthet, mit tiefer Leidenschaftlichkeit? Wie glücklich würden Sie sie machen, wenn Sie mit Ihrem Geheimniß

auch das ihrige lösten! Jetzt, als Marzella's Bruder, kann ich Ihnen dies offen sagen, muß ich es. Und haben Sie Gründe, mit Ihrer Erklärung zurückzuhalten, so theilen Sie mir dieselben offen mit. Ich bin Ihr Freund, Willberg, ich möchte es sein. Ich komme noch in der hochwallenden Freude zu Ihnen, daß ich auf einmal durch das Geschenk zweier Schwestern einen schönen, einen höheren Inhalt meines Lebens gefunden habe. Ich will dem Geschick, das mich so wohl durch mein Leben bisher geführt und es heut' mit einem köstlichen, mit dem mir werthvollsten Schatz ausgestattet hat, mich dankbar erweisen. Willberg, lieben Sie meine Schwester, so entreißen Sie dieselbe dem Gram um eine unglückliche Liebe."

Diese Worte erschütterten Willberg mächtig. Er sprang von seinem Sitze auf und rief: „Sie glauben nicht, in welchem Kampfe ich mich seit lange mit mir selbst befinde. Mir war, als sei ich ein Schuldiger, als hätte ich treulos gegen Marzella gehandelt, und doch konnte ich nicht anders, die Macht der äußeren Verhältnisse zwang mich zur Entsagung. Ich habe mich oft Feigling und Verräther gegen Marzella gescholten, oft war ich entschlossen, zu ihr zu gehen und ihr das Geständniß meiner Liebe zu machen. Aber was sollte darnach folgen? An eine Ehe kann ich ja auf viele Jahre hinaus nicht denken. Hatte ich gewähnt, daß die Macht meiner Liebe unter dem Zwange der Entsagung nach und nach ersterben werde, so erkannte ich diese Täuschung seit jenem Abend, an dem ich eine Verrathene auf dem Wasser treiben sah. Zur hellen Flamme schlug vielmehr meine Leidenschaft

auf unter den Vorwürfen, die ich gegen mich richtete, einem edlen Mädchenherzen so schweres Leid bereitet zu haben; ich hatte es doch in Hoffnung und dann in Gram versetzt. Aber ich konnte immer wieder den Schritt zu ihr nicht thun. Die Vernunft hielt mich davon ab, mich in den Himmel schwingen zu wollen, um nachher kläglich aus demselben in die trostlose Wirklichkeit des Irdischen zurückzustürzen."

Er hielt inne, als habe er genug gesagt. Franz trat zu ihm und seine Hand ihm auf die Schulter legend, sprach er: „Wir werden uns gut verstehen, Willberg. Ich kann Ihnen nachfühlen; bereuen Sie Ihren Freimuth nicht."

„Als ich," nahm darauf der Amtsrichter wieder das Wort, als müsse er sich noch von einer Last befreien, die ihn bedrückte, „unter meiner innigen Neigung Marzella's Gegenliebe entstehen sah, da durfte ich mit gutem Gewissen mich dessen freuen. Damals lag mir jegliche Besorgniß fern, daß meine persönlichen Verhältnisse sich so verändern könnten, um mir Entsagung meiner Wünsche und darum eine schickliche Zurückziehung von Marzella aufzuerlegen. Die Pflicht aber forderte, die Sprache meines Herzens zum Schweigen zu bringen. Durch meines Vaters Tod bin ich in diese Lage gekommen. Ich habe für die Schulden, die mein Vater wider alles Erwarten hinterließ, auf Jahre hinaus Verpflichtungen übernommen; ich habe noch eine Mutter zu ernähren. Mein Gehalt gebe ich zur Hälfte dafür hin. All' meinem Empfinden aber widerstrebt es, jetzt als Werber um Marzella's Hand wieder zu erscheinen und durch meine Heirath mit ihr meine Schulden bezahlen, meine Verhältnisse verbessern zu können."

„Zu einer so empfindlichen Auffassung sind Sie doch wahrlich nicht berechtigt, da ich, ihr Bruder, es bin, der Sie selbst dazu auffordert. Jeder von uns weiß, daß Sie Marzella aus Liebe zur Frau nehmen, und es kann doch für Sie kein Grund sein, dies zu unterlassen, weil Sie nun erfahren, daß die Geliebte auch Vermögen haben wird."

Willberg blieb in dem Sinnen, in das er nach seinen letzten Worten gefallen war. Endlich fuhr er auf und fragte: „Weiß Marzella —"

„Nichts weiß sie, Frau v. Tannenberg allein, durch die ich überhaupt von dieser sie seit lange beunruhigenden Leidensgeschichte Marzella's unterrichtet wurde, habe ich gesagt, daß und warum ich zu Ihnen gehe."

„Und soll sie — Marzella — es nicht erfahren?" fragte der Amtsrichter, immer noch im Kampfe mit sich.

„Was denn?"

„Daß — daß ich durch Sie — daß ich durch diese Unterredung mit Ihnen neue Hoffnung fassen durfte."

Er litt schwer unter der Peinlichkeit, seine Gefühle in Einklang mit der ihm gebotenen Aussicht zu setzen. Franz beeilte sich daher zu erwiedern: „Lieber Freund! Ich bin der Ansicht, daß es thöricht wäre, die Angelegenheit nicht frank und frei zum Austrag zu bringen. Ich werde Marzella bei meiner Rückkehr sagen, daß ich Sie zu heut' Abend zu uns eingeladen habe und daß Sie kommen. Was?"

„Ja, ja," hastete Willberg die Worte heraus, und seine Blicke ruhten mit feuchtem Glanz auf dem Amerikaner.

„Topp!" rief dieser und ließ sich von Willberg die Hand geben. „Das ist der große Schritt, alles Andere

findet sich dann von selbst. Sie werden Irma bei uns sehen, die Ihnen ihr Leben verdankt, und Sie werden mit Marzella reden können, wie Ihnen um's Herz ist. Die Geldgeschichte, Ihre Schuldverpflichtungen machen wir Beide so bald als möglich unter uns ab. Das können Sie Marzella sagen oder nicht —"

„O gewiß werde ich es ihr sagen!" fiel der Amtsrichter lebhaft ein. „Sie muß Alles wissen, auch dies, dies vor Allem."

„Also dies vor Allem können Sie ihr ja mittheilen. Es wird sie sehr freuen, seien Sie dessen gewiß. Dafür wird sie mich auch recht lieb haben, denke ich."

7.

Am Abende dieses Tages wurde Marzella die beglückte Braut des nicht minder glücklich sich fühlenden Willberg.

In der Villa Hartmann gab es nur ein Herz, das inmitten der allgemeinen Freude sich stillem Harme hingab. Man wußte es wohl und zu trösten gab es da nichts, da Irma ja selber nichts von den Umständen kannte, unter denen der Schlag von Iserlohn her nach ihr geführt worden war.

Aber Franz war entschlossen, sich über jene Umstände volle Klarheit zu verschaffen. Nachdem er in das Lebensgeschick der einen seiner Schwestern so entscheidend eingegriffen, hielt er es gegenüber der anderen ebenso für seine Pflicht. Vermochte er auch nichts an dem Geschehenen zu ändern, und blieben die Hoffnungen Irma's zertrümmert, so war es doch für die Gesundung ihres Gemüths zunächst

von Wichtigkeit, ihr Gewißheit darüber zu verschaffen, ob der Sohn des Kommerzienraths mitschuldig an dem Briefe seines Vaters war oder nicht.

Mit Frau v. Tannenberg berieth er sich am nächsten Tage eingehend über diese Angelegenheit, und sie gab ihm Recht, daß er ohne Vorwissen Irma's nach Iserlohn reisen solle, um seine Erkundigungen beim alten oder jungen Borwig selber einzuziehen.

Mitten in ihrer Unterhaltung brachte Nuffi eine Karte an seinen Herrn, der nach einem Blick darauf freudig dieselbe der Wittwe reichte.

„Arnold Borwig, Iserlohn," lasen sie.

„Seine Anwesenheit," sagte sie, „beweist, daß er mit der Handlungsweise seines Vaters nichts gemein haben kann."

„Gewiß," stimmte Franz ihr bei. „Ich würde rathen, daß Sie sich zu Irma begäben, um sie und Marzella abzuhalten, hierher zu kommen, wie es jeden Augenblick zu erwarten wäre. Ich werde mit dem Herrn die erste Rücksprache nehmen. Verrathen Sie Irma noch nichts davon."

„Ach," rief sie bewegt, indem sie seinen Worten Folge gab und aus dem Zimmer ging, „ich werde Mühe haben, mich zu beherrschen. Wie wird es sich nun entscheiden!"

Nuffi ließ darnach auf ein Zeichen Hartmann's den Fremden eintreten. Die ruhige, sichere Haltung desselben, in der er den Herrn des Hauses begrüßte, brachte einen sehr vortheilhaften Eindruck auf diesen hervor, und das offene, ernste Gesicht des jungen Mannes, dessen bleiche Farbe eine erlittene schwere Gemüthsbewegung nur zu

deutlich bezeugte, festigte in Franz im Augenblick die Ueberzeugung, daß er mit keinem Schuldbewußten zu thun habe.

„Vor einer halben Stunde," begann sogleich der Eingetretene, um seinen Besuch zu erklären, „kam ich hier an, um Fräulein Amri zu sprechen. In ihrer Wohnung erfuhr ich zu meinem höchsten Schrecken, was sich vor einigen Tagen ereignet, und daß Sie die Unglückliche zur Pflege in Ihr Haus genommen haben. Gestatten Sie mir deshalb, bei Ihnen anzufragen, ob Fräulein Amri bereits so weit wieder hergestellt ist, daß sie mich empfangen kann. Ich, mein Herr, stelle mich Ihnen zugleich als ihr Verlobter vor."

„Herr Borwig," entgegnete Franz und lud denselben ein, Platz zu nehmen, „durch die Mittheilung der glücklich wieder Genesenen über ihre persönlichen Verhältnisse, die wohl natürlich war, ist auch mir bekannt geworden, in welcher Beziehung Sie zu dem jungen Mädchen standen. Außerdem sehen Sie in mir den Bruder desselben."

Arnold wurde darüber auf's Höchste in Erstaunen versetzt. Noch wußte in Thalheim außer Willberg Niemand etwas von den Entdeckungen, welche in der Villa drei Menschen zum geschwisterlichen Bunde vereinigt hatten, und so konnte auch Frau Holz dem jungen Manne noch nichts davon berichtet haben.

„Ich begreife Ihre Verwunderung," fuhr Franz fort. „Was mir, was Fräulein Amri und noch einer hier wohnenden jungen Dame bislang Geheimniß gewesen, daß die Bande des Blutes vom Vater her sie mit einander verknüpfen, enthüllte sich wesentlich durch die Aufnahme,

welche nach ihrer Rettung vom Tode die Sängerin Amri, das ist meine Schwester Irma, hier durch Zufall gefunden. Genüge Ihnen diese Eröffnung insoweit, daß Sie mich als den berechtigten Sachwalter und Beschützer derselben ansehen und die Aufhellung, die Sie ohne Zweifel ihr über die Ursache des von Ihrem Vater an sie gerichteten Briefes geben wollen, zunächst mir zu Theil werden lassen."

„Unbedingt nach diesen Worten, Herr Hartmann," entgegnete Arnold, der sich vertrauensvoll zu demselben hingezogen fühlte, und den es vor Allem drängte, in den Augen dieses Irma so nahe stehenden Mannes gerechtfertigt zu sein.

„Mein Vater ist Besitzer eines großen Eisenwerkes bei Iserlohn, ein Mann, der Alles sich selbst verdankt und von kleinen Anfängen es zu einem großen, wohlhabenden Industriellen brachte. Er ist, in der Schule des Lebens hart geschmiedet, ein Mann, der seine Eigenheiten und Vorurtheile hat, und sehr eifersüchtig darauf, daß er und seine Familie in Ehren und Achtung bei den Mitbürgern stehen. Ich wußte im Voraus, daß es mich sowohl Kampf mit ihm, wie mit meiner Mutter und meinen Schwestern kosten würde, Irma als meine Frau in unser Haus zu bringen. Eine Theaterdame, eine Operettensängerin, sieht man in meiner Familie mit zu starker Voreingenommenheit an, als daß man darein willigen könnte, sie als ein Mitglied unserer Familie aufzunehmen. Meine Liebe für Irma war sicherlich dadurch viel inniger geworden, daß ich sie als ein schutzlos dem Theaterleben preisgegebenes Wesen kennen und wegen der Energie, mit der sie die Widrigkeiten

desselben zu überwinden suchte, bewundern lernte. Ich sah in den reinen Goldgrund dieses Mädchenherzens; ich erkannte, wie ich Irma glücklich machen könne, wenn sie als mein Weib in die Lage versetzt würde, alles Liebe und Gute in ihr in schönen Einklang zu bringen.

Wohl fanden meine ersten Versuche, meine Familie für meine Wahl günstig zu stimmen, nichts weniger als Ermunterung. Aber wie mich dies in meinem Vorhaben nicht beirrte, so auch nicht in der Hoffnung, daß man Irma besser schätzen werde, wenn man sie erst kennen gelernt habe.

Es sind vierzehn Tage her, daß ich eine erste Unterredung wegen meiner Heirath mit meinem Vater suchte und ihn sowohl um seine Einwilligung dazu, als auch um ein bestimmtes Einkommen in meiner geschäftlichen Stellung bat. Mein Vater war nicht erbaut von meinem ersteren Begehren, aber wortkarg wie er ist, sagte er nichts weiter dagegen. Am nächsten Tage theilte er mir mit, daß eine unangenehme Nachricht aus England eingelaufen sei, und ich im Interesse des Geschäfts ohne Verzug dahin abreisen müsse. Zugleich sagte er mir, daß ich nach meiner Rückkehr als Theilhaber von ihm eingesetzt werden solle. Ohne Arg reiste ich ab; ich dachte in wenigen Tagen zurück zu sein und dann Irma endlich Gewißheit über die Zeit unserer Verheirathung geben zu können. Mein Aufenthalt in England zog sich jedoch in die Länge, erst gestern Nachmittag kehrte ich zurück. Ich hatte die geschäftliche Angelegenheit zur Zufriedenheit meines Vaters besorgt. Als ich auf mein Zimmer kam, fand ich zu meiner Ueber-

raschung ein kleines Packet aus Thalheim und erkannte darauf die Schrift Irma's. Es enthielt nichts, als alle meine an sie gerichteten Briefe. Voller Bestürzung wußte ich erst nicht, was ich davon denken sollte. Keine Zeile von ihr gab mir Aufklärung. Da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß während meiner Abwesenheit mein Vater Schritte bei Irma gethan haben könne, welche diese nicht mißzuverstehende Sendung von ihr bewirkten. Ich eilte in's Comptoir zu meinem Vater, und indem ich meine Fassung zu behaupten wußte, fragte ich ihn, ob er über meine Heirath mit Irma mir nun Bescheid geben wolle.

‚Ja,' sagte er in gewohnter Zurückhaltung, ‚ich habe ihr geschrieben, daß daraus nichts werden kann, und sie sich die Sache aus dem Kopf schlagen solle.'

‚Und —' stammelte ich.

‚Und,' antwortete er, ‚so wird sie es wohl gethan haben.'

Da blieb ich einige Augenblicke stumm, um mich gegen meinen Vater nicht zu vergessen. Dann sagte ich mit erzwungener Ruhe: ‚Dies wird mich nicht wankend machen, und um das arme Mädchen dessen zu versichern, werde ich sofort zu ihr reisen. Ich werde sie, nicht nur um mein Wort einzulösen, sondern aus wahrer Liebe heirathen auch gegen Deinen Willen.'

‚Dann,' bemerkte er, ‚kann ich Dich nicht zum Theilhaber brauchen.'

‚Dann,' entgegnete ich, ‚muß ich darauf verzichten.'

‚Es ist eine abenteuerliche Idee,' sagte er noch. ‚Ich biete dazu keine Hand. Ueberlege Dir's erst.'

‚Ich habe überlegt,' erwiederte ich, verließ ihn, packte meinen Koffer und reiste in der Nacht hierher."

Arnold schwieg, als brauche er die Folgerung aus seiner Mittheilung nicht noch auszusprechen.

Franz hatte ihm mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Jetzt sagte er: „Sie wissen also nicht, daß Ihr Vater in den Brief, den er meiner Schwester schrieb, Geld hineinlegte —"

„Geld?" fuhr Arnold auf.

„Ja, tausend Mark."

„Tausend Mark? Warum?"

„Als Preis ihres Verzichts."

Arnold bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Das wußte ich freilich nicht!" stieß er hervor. „Das hat mir mein Vater nicht gesagt! O, darum, darum suchte sie den Tod! Und sie konnte wähnen, ich wisse von dieser unseligen Handlungsweise meines Vaters, stimme ihr zu, verschwinde feige auf einmal für sie? — Herr Hartmann!" rief er nach diesem schmerzlichen Ausbruch und gewann seine Sebstbeherrschung zurück. „Noch ist sie offenbar in demselben Irrthum befangen. Jede Minute ist mir eine Höllenqual, die noch vergeht, ehe ich sie aus diesem Wahne reißen und ihr den Glauben an mich zurückgeben kann!"

„Das begreife ich, Herr Vorwig, und doch werden Sie sich in Geduld fassen müssen. Es scheint mir zu unvorsichtig, der kaum körperlich Genesenen unvorbereitet das Wiedersehen mit Ihnen zu verschaffen. Bleiben Sie hier in diesem Zimmer, bis ich Ihnen Bescheid bringe."

Er eilte jetzt zu Frau v. Tannenberg. Sie hatte während der Zeit und in Voraussicht dessen, was kommen würde, bereits auf Irma einzuwirken begonnen. Jetzt, da sie Arnold Vorwig anwesend wußte, hatte sie in die verdüsterte Seele des Mädchens den Hoffnungsstrahl zu senken gesucht, indem sie die Vermuthung äußerte, Irma's Verlobter könne auf irgend eine Weise abgehalten worden sein, ihr zu schreiben; er könne noch selber kommen, um Alles zum Guten zu wenden, Alles aufzuklären.

Irma schüttelte den Kopf dazu.

„Wenn dies geschehen würde," sagte sie und ersichtlich erleichterte es ihre Seele, darüber einmal sich zu äußern, „so wäre ich gewiß ihm dankbar dafür. Denn ich könnte meine Liebe zu ihm und sein Bild wieder ungetrübt im Herzen tragen. Das wäre schon viel und mehr begehre ich nicht. Aber er wird nicht kommen um seines Vaters, seiner Familie willen. Er wird sich haben fügen müssen. Wozu noch sich wiedersehen?"

„O liebe Irma, da Sie ihn lieben," entgegnete die Wittwe darauf, „so sollten Sie nicht von ihm so denken. Trotz allen Widerstandes läßt wahre Liebe doch nicht ab, ihr Ziel zu verfolgen. Können Sie dies nicht von ihm glauben?"

„Das soll er aber nicht," klang es ergebungsvoll von ihren Lippen. „Nun nicht mehr. Jetzt kann ich ihn, er mich nicht mehr glücklich machen. Es wäre nur eine Täuschung."

„Wenn Sie nur mit ihm wieder sich aussprechen könnten, wenn Sie ihn nur wiedersehen würden — Aug' in

Auge, dann, gewiß, würde sich Ihr Gemüth auch aus dieser jetzt so erklärlichen Trostlosigkeit erheben. Hoffen Sie doch!"

Und wieder schüttelte Irma, wie zu schwach zum Hoffen, das Haupt.

In diesem Augenblick war es, daß Franz hereinkam und Frau v. Tannenberg durch ein Zeichen einlud, ihm zu folgen. Im Nebenzimmer erzählte er ihr, was er von Arnold Borwig gehört.

„Führen wir ihn zu ihr," gab sie darauf ohne Besinnen ihre Meinung ab. „Ich halte den Augenblick für so günstig als möglich, und er allein kann ihr doch nur nehmen, was sie niederdrückt."

8.

Irma war im ersten Augenblick tief erschrocken, als sie Arnold an der Seite von Frau v. Tannenberg bei sich eintreten sah, während Franz in der Thür stehen blieb. Aber das Erschrecken des jungen Mädchens war freudiger Natur; eine warme Röthe stieg in ihr Gesicht, und ihre Augen glänzten auf.

„Arnold!" rief sie aus und eilte auf ihn zu.

„Irma!" flog es von seinen Lippen, und ihre Hände ergreifend, zog er sie zärtlich an sich, und sie ließ es geschehen.

„Sprechen Sie sich ungestört aus," sagte die Wittwe; „ich denke, es wird zum Guten führen."

Sie ging aus dem Zimmer, und während sie mit Franz Hartmann nebenan Raths pflog über Irma's Verhältnisse,

wie sie sich infolge des Besuches und der Mittheilung des jungen Borwig gestaltet, gab dieser der Geliebten die Aufklärung über den Streich, den sein Vater hinter seinem Rücken ihm und ihr gespielt.

So unschuldig er an dem Leide war, das über sie gekommen, so bestrebt bezeigte er sich, ruhig und besonnen wie immer, ihr den verlorenen Blick in die Zukunft zurückzugeben. Er wollte sich auf eigene Füße stellen, nun er gezwungen worden, mit seinem Vater zu brechen. Er hatte Vertrauen in seine geschäftlichen Kenntnisse und Erfahrungen.

Schwere, heiße Thränen sah er während dieser Worte ihren Augen entströmen. Sie machten ihn verwirrt.

„Irma!“ rief er. „Weinst Du, daß es anders zwischen uns geworden ist? Mit der alten Liebe stehe ich vor Dir, bereit, gut zu machen, was Dir um meinetwillen angethan worden. Und Du? Liebst Du mich nicht mehr wie sonst?“

„Wie sonst!“ und sie warf sich an seine Brust. „Aber, Arnold, hast Du jetzt meiner Liebe zu Dir die Ruhe zurückgegeben, so nicht die Hoffnungen. Die sind dahin, die sind in dem Grabe, aus dem man meinen Körper zurückholte, geblieben.“

„Wie? Vertraust Du mir nicht?“

„Fühle mir nach, Arnold, warum ich zu Dir sagen muß: ich danke Dir, daß Du für Deine Liebe und Dein Wort einstehen willst gegen Deinen Vater, Deine Familie. Aber Dein Weib kann ich nicht werden.“

„Irma!“

„Um meinetwillen sollst und darfst Du nicht in

Zwiespalt mit den Deinigen leben. Nie nehme ich dies Opfer an."

„O, so bist Du es, Geliebte, die den Kampf scheut?"

„Ja," entgegnete sie mit fester Stimme; „denn dieser Kampf ist meiner nicht würdig. Wäre darin denn ein Glück für uns, Arnold? Nein, niemals."

Er bemühte sich, sie anderen Sinnes zu machen. Vergeblich. Unerschütterlich war ihr Entschluß.

„Aber," warf er schließlich noch ein, „die Verhältnisse sind inzwischen andere geworden, und ich kann wohl annehmen, daß sie meinen Vater leicht umstimmen werden. Es ist dies ja ein höchst glücklicher Umstand; Du hast jetzt einen Familiengrund unter Deinen Füßen, Du wirst schon dadurch außerhalb der Vorurtheile gerückt, welche meine Familie gegen Dich aufstellte."

Sie lächelte bitter und sagte: „Ihre Empfindungen gegen mich werden sich deswegen schwerlich ändern. Werde ich in ihren Augen nun nicht erst recht eine Abenteurerin sein, die auf einmal auf ihr Glück pocht?"

„Und," hielt er ihr entgegen, „glaubst Du nicht, daß ich den Versuch machen werde, sie eines Besseren zu belehren? Glaubst Du nicht, daß eine glänzende Genugthuung für Dich Seitens meines Vaters als die Brücke geschlagen werden könnte, auf der Du als mein Weib in sein Haus eingehst?"

Da neigte sie ihr Haupt nieder und murmelte: „Welch ein Traum!"

„Aber wenn er verwirklicht würde! Irma, ich wollte um Deinetwillen, wie Ehre und Liebe es mir geboten,

mein Vaterhaus verlassen; im Trotz und in Empörung darüber, wie man das theuerste Wesen auf Erden, für welches ich leben und arbeiten will, beschimpft hat, eine Scheidewand ziehen zwischen mir, meinem eigenen häuslichen Herd, und den Meinigen. Dazu willst Du mir Deine Hand nicht bieten, und dies ist edel von Dir. Ich sehe es jetzt erst ein, nun ich das Mittel der Versöhnung sowohl mit meinem Vater, als auch meiner Familie erkannt habe. Gelänge mir dies, Geliebte, hättest Du dann eine bessere Gewähr, daß unsere Verbindung eine gegenseitig beglückende sein werde?"

Sie hielt mit einer Antwort zurück. Aber Arnold errieth, daß er den innersten Gedanken in ihr erfaßt hatte, und er drang nicht weiter in sie.

„Herr Hartmann," wendete er feinfühlig das Gespräch, „Dein Bruder, ist der Mann, zu dem ich großes Vertrauen habe. Ich sagte ihm Alles, um mich zu rechtfertigen; darf ich ihm nun auch sagen, wie ich weiter handeln will?"

„Ihm vertraue auch ich," entgegnete sie überzeugungsvoll. „Er hat ein Recht, über mein Schicksal ein entscheidendes Wort mitzusprechen, und getrost überlasse ich es ihm. Nun ich diese Familie hier, Bruder, Schwester und ihre Adoptivmutter, in wunderbarer Art gefunden, werde ich in Liebe an ihr hängen und auch nichts vor ihr geheim halten. Sprich also ungescheut mit meinem Bruder."

Er ging nach einer innigen Umarmung zurück in das Nebengemach und fand Franz dort mit Frau v. Tannen-

berg. Sein Gesicht war zu ernst, als daß es diesen Beiden nicht hätte auffallen sollen. Einige Worte von ihm gaben ihnen Aufschluß.

„Sie hat Recht," fügte er hinzu, „und ihre Ehre ist ja auch die meinige. Um diese muß ich noch kämpfen. Das ist ihre Bedingung, die ich erfüllen will."

„Als wir hier," hob Franz darauf hervor, „Irma's wichtigste Angelegenheit besprachen, gelangten wir zu einer gleichen Auffassung, nämlich, daß es doch jetzt wahrscheinlich sei, Ihres Vaters Sinn und Beschluß zu ändern. Ehe Sie kamen, hatte ich mir vorgenommen, heute Abend nach Iserlohn zu reisen, und wie nun die Sache steht, biete ich mich Ihnen zum Zeugen und Beistand dessen an, was Sie Ihrem Vater wegen Irma's verwandelter Verhältnisse zu sagen haben werden. Ist es Ihnen so recht, dann wollen wir Beide morgen zusammen abreisen. Heute bleiben Sie natürlich unser lieber Gast; wir speisen mitsammen, und Sie lernen uns näher kennen. Das ist doch auch von Wichtigkeit für Sie."

Mit dankerfülltem Gemüthe ging Arnold auf diesen Vorschlag ein, und die Ausführung desselben fand am anderen Tage durch die Reise nach Iserlohn statt.

— — — — — — — — — — — —

Der Kommerzienrath Borwig empfing in seinem Comptoir seinen Sohn und Herrn Franz Hartmann in so ruhig-freundlicher Weise, als wisse er sich weder mit Arnold auf einem gespannten Fuße, noch sei ihm dessen Begleitung auffällig. Unter dieser selten abgelegten Miene der heiteren Gemüthsruhe pflegte er Alles an sich herankommen zu lassen.

Der Verabredung zwischen Arnold und Franz gemäß führte der Letztere das Wort bei dem Kommerzienrath, der zwar nach den ersten Sätzen desselben erstaunt war, daß die Theaterliebschaft seines Sohnes zur Sprache kam, aber äußerlich nichts davon verrieth. Die amerikanische Bündigkeit, mit der Franz Hartmann sprach, die Ruhe seiner Darstellung ließen ihn anfangs vermuthen, daß er mit einem Anwalt des Fräuleins Amri zu thun habe, der wohl eine größere Abstandssumme von ihm herausschlagen wolle. Franz hielt ihm wenigstens zunächst das Kränkende der Sendung von tausend Mark vor. Als er dann aber erzählte, wie diese Beschimpfung auf das Mädchen gewirkt, wie es verzweiflungsvoll den Tod im Wasser gesucht und nur durch Zufall demselben entrissen wurde, da wurde der alte Borwig doch sehr nachdenklich. Er hatte Gemüth und Gewissen, und beide regten sich bei dem, was er hörte.

„Jetzt," sagte Franz weiter, „ist Irma keine Theaterdame mehr, von der Sie am Ende wohl denken konnten, daß sie keine geeignete Person sei, in Ihre Familie als die Frau Ihres Sohnes einzutreten. Dieser Grund ist nunmehr hinfällig geworden, und wenn es nur dieser war, der Sie zu Ihrer Handlungsweise gegen das Mädchen verleitete, das sich auf das Wort Ihres Sohnes hin als seine Braut ansehen durfte, so werden Sie wohl nun einer anderen, freundlichen Auffassung zugänglich sein."

Der Kommerzienrath hatte die heitere kaufmännische Glätte seines Gesichts verloren und war immer nachdenklicher geworden. Aber er äußerte sich noch nicht, da sowohl sein Sohn ihm den Vorwurf nicht vorenthielt, durch

heimliche That in das Herzensglück zweier Menschen eingegriffen und das Schicksal einer Schuldlosen so tragisch gestaltet zu haben, als auch Franz Hartmann sich in passender Art über seine Lebens- und Vermögensverhältnisse ausließ, und seinen Entschluß kundgab, seinen Schwestern so großen Antheil daran zu gewähren, wie zur Begründung ihres häuslichen Glückes ihm nöthig scheine.

Das Bild, das der alte Herr sich von der Operettensängerin gemacht hatte, verflüchtigte sich, und das Irma's, wie es nun vor ihm sich gestaltete, ähnelte demselben gar nicht. Als Mensch wie als Kaufmann dachte er jetzt anders über Diejenige, welche sein Sohn, ein besonnener und gewissenhafter Mensch, mit Stolz seine Braut und dieser selbstbewußte Amerikaner von großem Vermögen mit freudiger Genugthuung seine Schwester nannte. Statt der leichtsinnigen, auf Verführung eines jungen, wohlhabenden Mannes spekulirenden Theatersängerin sah er nunmehr ein vom Geschick umhergeworfenes Mädchen vor sich, das sich ihr Leben hatte tapfer erkämpfen müssen, das um Liebe und Ehre willen in den Tod gehen wollte, und dem er einen so grausamen Schlag versetzt hatte. Das war nicht seine Absicht gewesen; in seiner Auffassung von dergleichen Theaterliebschaften meinte er ganz der Sache gemäß gehandelt zu haben, wenn er auf eine Wunde, die er schlagen zu müssen glaubte, ein Geldpflaster legte.

Endlich hatten die Beiden ihm so viel von alledem gesagt, was er erfahren sollte und mußte, daß er seine Entscheidung nicht mehr zurückhalten konnte. Er hatte sie während seines Schweigens wohl überlegt.

„Gut," sagte er. „Ich habe ein Unrecht, eine Uebereilung zu bereuen. Ich danke wahrlich dem Himmel, daß das Unglück, welches ich damit angerichtet hatte, in seinen Folgen für die bedauernswerthe Dame einen so überraschend versöhnenden Ausgang nahm. Nicht noch einmal möchte ich als Störenfried ihres Glückes auftreten. Mein Sohn soll uns seine Braut hier vorstellen. Was könnte ich Besseres thun, um von ihm und ihr Verzeihung für meinen Irrthum zu erhalten?"

Arnold umarmte in Rührung seinen Vater.

„Das aber," bat er ihn dann, „mußt Du ihr selber schreiben, Vater. Sonst glaubt sie es nicht."

Er stutzte etwas. Doch mit seinem zurückgewonnenen Lächeln um die Augen, die er auf Franz richtete, entgegnete er: „Also auch schriftlich. Sie kann es ja verlangen, daß ich erst meinen unglücklichen ersten Brief an sie in aller Form zurücknehme, ehe sie mir einen Besuch macht."

— — — — — — — — — — — —

Etliche Tage später hielt Franz in seinem Wohnzimmer Nuffi eine große und eindringliche Rede über das Thema: die größte und edelste Freude eines Menschen bestehe darin, Anderen Freude zu bereiten.

Denn Nuffi war sehr verdrossen und schließlich so traurig geworden über Alles, was er in dem neuen Hause erlebte und werden sah, daß er öfter sich in den Keller begab und da bitterlich weinte oder wüthende Selbstgespräche auf die weibliche Hausgenossenschaft seines Herrn hielt, für die derselbe nur allein noch seine Sorgen, seine Zeit und sein Geld aufwandte. Er war jetzt auch der

Diener von Personen, die ihm die vorher alleinige Liebe seines Herrn so sehr beeinträchtigten, und das ging ihm bitter zu Herzen.

Eine förmliche Umwälzung fand in der sonst so stillen Villa statt. Für das künftige Ehepaar Willberg wurde das zweite Geschoß mit ganz neuen Möbeln eingerichtet, und sowohl Frau v. Tannenberg, als auch der jetzt wieder lebensfreudige Amtsrichter und seine unter ihrem Glück neuerblühende Braut bildeten dabei die Berather. Nuffi erhielt nach jedem solchen Familienbeschluß die Notizen über das, was er zur Ausführung desselben zu besorgen hatte. Er, welcher für die Freude seines Gebieters, in Marzella eine Schwester gefunden zu haben, gar nicht empfänglich war, mußte nun helfen, ihr ein trauliches Nest zu bauen. Noch mehr! Die Mutter des Amtsrichters sollte auch bei ihrem Sohne wohnen. Noch eine Frau im Hause also. Dergleichen Verkehr war Nuffi nicht gewöhnt, und da er schon sah, wie Frau v. Tannenberg bereits das Kommando führte, dachte er sich die Zukunft schrecklich.

Irma war nach Iserlohn in Begleitung Arnold's abgereist, der sie durch die Uebergabe des Briefes seines Vaters beruhigt und mit diesem versöhnt hatte. Für sie hatte der Neger noch die freundlichste Gesinnung, denn wie er gehört, blieb sie nicht in der Villa, sondern ging nach der Hochzeit mit ihrem Manne nach dessen Wohnsitz auf dem Eisenwerk in Westphalen. Ihr Geschick hatte überhaupt seine Theilnahme gefunden, weil er sie sehr unglücklich gesehen, und weil er sich dann die Auffassung gemacht, daß sie als Theaterdame in einer Art Sklaven=

thum gewesen sei, wie er selber einstmals, was er noch nicht vergessen hatte. Zu dieser Auffassung war er durch den Besuch des Theaterdirektors bei Franz gelangt, womit dieser an einem der letzten Tage überrascht wurde. Nussi hatte die Verhandlung zwischen Beiden mit angehört und ihr eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, weil der Direktor mit großer Energie seine Operettensängerin laut ihres Kontraktes zurückverlangte, oder sowohl für den Schaden, den sie durch ihre plötzliche Entfernung ihm bereitet, wie für den Bruch des für die Saison geschlossenen Vertrages eine bedeutende Geldentschädigung forderte.

Nussi hätte am liebsten diesen „Sklavenhalter" beim Kragen genommen und mit seinen Fäusten bearbeitet. Sein Herr hätte nur zu winken brauchen. Aber Franz war mit dem Theaterdirektor den üblichen Verhältnissen entsprechend umgegangen und hatte sich zu einer Entschädigung bereit gezeigt. Nussi mußte darauf das Geld selbst nach dem Theaterbureau tragen. So galt Irma für ihn auch als eine ehemalige Sklavin, für die sein Herr die Freiheit erkauft hatte, und das machte sie in seinen Augen seinem Schicksal verwandt.

Sein Herr hatte gut predigen, daß es ihn wie mit neuer Lebensfreude erfülle, seinen zwei Schwestern durch seinen Reichthum ein glückliches Loos bereiten zu können, der Neger hing doch den Kopf darüber. Als dann nach dieser menschenfreundlichen Abhandlung Franz gar dazu überging, zu äußern, daß auch er die Frau nach seinem Herzen schon gefunden zu haben glaube, da schluchzte Nussi laut auf, vergaß alle sonst strenge von ihm beob-

achtete Würde der Haltung und schlug die Hände über dem schwarzen Wollkopf zusammen.

Aber Franz Hartmann ließ sich dadurch nicht rühren. Er hatte den trefflichen Charakter der heiteren, frohmuthigen Frau v. Tannenberg längst erkannt. Sie hatten sich einander mehr und mehr genähert; sie verehrte in ihm den edelmüthigen, schlichten Mann; er in ihr die Frau, welche für die von ihm besonders geliebte Schwester so mütterlich gesorgt hatte. Ein fragender Blick von ihm, als sie ihm einmal allein gegenüberstand, erhielt aus ihren aufglänzenden Augen die Antwort, die er erbitten wollte; ein Händedruck dann, ein Wort, ein erstes herzinniges Umarmen — und auch das älteste von den drei verschenkten Kindern des Sängers Hartmann, ein erfahrener, gereifter Mann mit jung gebliebenem, unverdorbenem Herzen, feierte seine Verlobung, und es nahm Niemanden von denen, welchen er den Weg zum Lebensglück geebnet, Wunder. Es kam ihnen Allen wie der natürliche Schluß der Geschichte ihrer Zusammenführung in seinem Hause vor.

Wenige Wochen nur noch, und es gab in demselben drei Hochzeiten, zu denen die Mutter des Amtsrichters aus Magdeburg und die Eltern und Geschwister Arnold's aus Iserlohn gekommen waren. Selbst Nuffi begriff, daß er sich über diese Wendung der Dinge nicht mehr beklagen dürfe, und als sein Herr mit seiner jungen Frau am Arm lächelnd und freudestrahlend zu ihm sagte: „Nuffi, wir bleiben die Alten!" da tröstete er sich über das Neue, was geschehen war.

Der König der Könige.

Aus dem Leben des letzten abessinischen Herrschers.

Von

C. Falkenhorst.

(Nachdruck verboten.)

Afrika ist reich an originellen Fürstengestalten. Nicht alle sind halb komische Figuren, wie etwa die „Könige von Kamerun", es gibt auch „braune Cäsaren" unter ihnen, deren Regierungsgeschichten von allgemeinem Interesse sind, kluge Diplomaten und tüchtige Feldherren, allerdings nach afrikanischem Zuschnitt. Der Europäer pflegt sie gering zu schätzen, und mancher General mußte diese Geringschätzung mit Niederlagen theuer bezahlen. So erging es auch in neuester Zeit den Italienern, die vor der Katastrophe von Saati das abessinische Heer als einen Banditenhaufen und den Kaiser Johannes II. als das Oberhaupt eines zerlumpten Gesindels ansahen. Die Afrikaner wußten nicht nur zu siegen, sondern brachten durch ihre Siege selbst ein italienisches Ministerium zu Fall.

Das sind Thatsachen, die noch in unserer Erinnerung frisch haften, und sie beweisen, daß Kaiser Johannes II., der nach den neuesten, nicht mehr zu bezweifelnden Meldungen im Kampfe gegen die Derwische gefallen ist, eine

nicht ungewöhnliche Persönlichkeit war, die auch einen Nachruf verdient.

Es ist gewiß schwierig, für ihn einen solchen zu schreiben, denn es gibt schwerlich ein eigenartigeres Land als Abessinien. Bei den anderen Fürsten Afrika's finden wir leicht eine Richtschnur für unser Urtheil; wir haben mit Heiden oder Mohammedanern zu thun, mit Naturvölkern oder von der Kultur beleckten Menschen. Der Negus Negesti, der „König der Könige" aber ist ein christlicher Fürst, und da sind wir nur zu leicht geneigt, einen strengeren moralischen Maßstab bei seiner Beurtheilung anzulegen. Wir müssen uns darum zuerst daran gewöhnen, zu denken, daß es ein abessinisches Christenthum gibt, welches in seinen Formen verknöchert ist und eigentlich einen Auswuchs am Baume des Christenthums bildet, so daß sowohl Katholiken wie Protestanten es für nöthig erachteten, Missionen nach Abessinien zu senden, um die dortigen „Christen" zu „bekehren".

Abessinien hat seit den ältesten Zeiten seine christliche Kirche, die obendrein noch die Staatskirche ist, aber das Verhältniß des Negus Negesti zum Abuna, dem Oberhaupt dieser Kirche, ist ein ganz eigenartiges. Als der Vorgänger Johannes' II., Kaiser Theodor, einmal in einer öffentlichen Versammlung von dem Abuna in Bann gethan worden war, erhob er sich einfach, hielt den Lauf seiner geladenen Pistole dem Hohenpriester entgegen und sprach: „Lieber Vater, ich bitte, gib mir Deinen Segen!" Und der Abuna gehorchte.

Diese eine Thatsache charakterisirt die abessinischen

Verhältnisse besser, als lange Erörterungen. Das abessinische Christenthum zeigt sich als solches nur durch seinen Kampf gegen den Mohammedanismus; der Kampf gegen die Mohammedaner war auch seit jeher das einzige Bindemittel, welches die einzelnen Stämme Abessiniens vereinte, und Kaiser Johannes II. hatte in einem solchen Kriege zum ersten Mal nach vielen Jahren die „Könige“ wieder vereinigt und seine Macht begründet.

Johannes II. ist eigentlich ein Usurpator; wir sagen eigentlich, denn in Abessinien scheint seit einiger Zeit das Usurpiren der Gewalt zur Regel geworden zu sein. Genannt wird er zuerst im Jahre 1867, als die Engländer den berühmten Feldzug gegen den Kaiser Theodor eröffneten, weil dieser die Missionäre und Konsuln gefangen setzen und sie Kanonen gießen und Pulver fabriziren ließ. Theodor hieß die „Gottesgeisel“ Abessiniens, und Johannes war unter ihm Gouverneur der Provinz Tigre. Man kann nicht sagen, daß er ein besonders treuer Diener seines Herrn war, denn anstatt diesem Heeresfolge zu leisten, blieb er neutral, gewährte den Engländern freien Durchzug durch seine Provinz und lieferte ihnen sogar 60,000 Pfund Weizen wöchentlich.

Nachdem die Macht Kaiser Theodor's zerstört worden war, und dieser selbst unter den Trümmern von Magdala sein Leben beschlossen hatte, wurde Kassai — so hieß damals der spätere Negus Negesti — von dem englischen General Lord Napier für seine Dienste königlich belohnt. Es wurde ihm die Ausrüstung der englischen Armee, soweit sie überflüssig geworden war, geschenkt: eine Masse

von Flinten, sechs Mörser, sechs Haubitzen, Munition, Pferde- und Artilleriegeschirr. In Afrika ist das so Sitte, und auch in unseren Tagen haben die Italiener die Neutralität des Königs Menelik von Schoa, der jetzt gern der Nachfolger des Kaisers Johannes werden möchte, mit Gewehren und Patronen bezahlt.

Nachdem sich die Engländer zurückgezogen hatten, gab es drei Prätendenten für den Kaiserthron von Abessinien: König Menelik von Schoa, Gobesieh von Lasta und Kassai. Zwischen den beiden Letzteren kam es zu blutiger Entscheidung. Kassai trug den Sieg davon, obwohl das feindliche Heer dem seinigen fünffach überlegen war. Die englischen Waffen hatten sich bewährt, aber auch Kassai selbst zeichnete sich durch große Tapferkeit aus; in der Entscheidungsschlacht von Adua sah man ihn im vordersten Treffen, wie er, mit einem Knie auf dem Boden, auf seine Feinde zielte, unbeweglich und unbekümmert um jede Gefahr.

In dieser Schlacht wurde Gobesieh gefangen. Nach Landessitte stand ihm ein schreckliches Ende bevor. Man sollte ihm die Augen aus dem Kopfe springen lassen und zwar auf die Weise, daß man die Ohren mit Pulver verstopfte und sodann den Schädel durch Explosion sprengte; aber Kassai ließ Milde walten. Gobesieh wurde „nur“ mit glühendem Eisen geblendet und in silbernen Ketten nach einer der natürlichen Felsenfestungen Abessiniens, nach Amba Salama, abgeführt. Da Menelik von Schoa sich ruhig innerhalb seiner Grenzen verhielt, marschirte Kassai nach der alten Kaiserstadt Aksum, und ließ sich hier am

21. Januar 1872 krönen. Seit dieser Zeit heißt er Johannes II., der König der Könige von Aethiopien, Negus Negesti, was wir einfacher und kürzer mit Kaiser übersetzen.

Während der neue Herrscher aber noch damit beschäftigt war, in seinem Reiche Ordnung und Ruhe herzustellen, erschien Abessinien auch einem anderen ehrgeizigen Manne begehrenswerth. Der Schweizer Munzinger, der mit einer Abessinierin verheirathet war und in egyptischen Diensten stand, nahm zwei nördliche Provinzen Abessiniens für Egypten weg und überredete den Khedive, das ganze Abessinien zu erobern. Zwei Expeditionen, welche die Egypter denn auch gegen die Abessinier unternahmen, endeten jedoch mit der vollständigen Vernichtung der Ersteren. Die Abessinier gaben keinen Pardon und verstümmelten alle am Leben gebliebenen Egypter; nur einige Wenige schonten sie absichtlich, damit sie heimkehren und von der Niederlage berichten konnten.

Die Siege über die „Türken“ befestigten die Macht des neuen Kaisers; er erhielt den Titel „Auserwählter Gottes“, und nun kam die Zeit, wo selbst der mächtige Menelik von Schoa freiwillig vor Johannes erschien, mit einem schweren Block auf dem Nacken, zum Zeichen der Unterwerfung. Johannes befahl jedoch großmüthig seinem General Ras Alula, ihm den Block abzunehmen, umarmte Menelik und krönte ihn zum König von Schoa.

Jetzt erst war Johannes der wirkliche „König der Könige“, und trug sich mit allerlei Reformplänen, die jedoch niemals ausgeführt wurden. Mit Egypten konnte

eine Einigung nicht erzielt werden, aber die Kämpfe hörten bald auf, da Egypten selbst den Sudan verlor und an dessen Stelle ein neuer Feind, die Derwische, d. h. Mahdisten, an den Landesgrenzen erschien.

Dieser Feind sollte sich, wie wir soeben erst erlebt, gefährlicher noch als Italien erweisen, das den Besitz der Hafenstadt Massaua Abessinien streitig machte. Die nächste Zeit wird erst zeigen, welchen Vortheil das mohammedanische Element aus dem jüngsten großen Siege über Johannes II. ziehen wird. Im Interesse der Civilisation muß man die Niederlage und den Tod Kaiser Johannes II. beklagen, denn durch diese wurde die Macht des Halbmondes in Afrika leider von Neuem gestärkt. In den Kämpfen, die wir selbst gegen die Sklavenjäger in Ostafrika zu bestehen haben, wäre er ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse der Europäer gewesen, wenn man ihn für sich zu gewinnen gewußt hätte. Ein ernster Versuch nach dieser Richtung hin wurde aber niemals gemacht.

Freilich scheint der Verkehr mit ihm kein sehr angenehmer gewesen zu sein. Der berühmte Oberst Gordon,*) der einst als Gesandter bei dem Negus Negesti war, um günstige Friedensbedingungen für die Egypter zu erwirken, entwirft folgende Charakteristik des abessinischen Herrschers:

„Der König wird zusehends verrückt. Er schneidet Denjenigen, die schnupfen, die Nasen ab; denen, die rauchen, die Lippen. Der König ist mehr noch gehaßt, als

*) 26. Januar 1885 bei der Einnahme Chartums durch die Mahdisten ermordet.

es Theodor war. Aber obwohl grausam, läßt er nicht tödten. Er läßt den Leuten, die ihm mißfallen, Hände oder Füße abhauen, oder er läßt ihnen heißen Talg in die Ohren gießen. Kein Fremder kann ohne des Königs Erlaubniß im Lande reisen, kaufen oder Obdach finden; einen absoluteren Despotismus kann es nicht geben. Der Offizier, der mich zum König führte, nächst Alula der Höchste im Befehl, begegnete seinem Onkel und Vetter, Beide in Ketten, und wagte es nicht zu fragen, weshalb.

Der König ist ein Mann von etwa 45 Jahren, ein grämliches, düster blickendes Wesen. Er sieht euch niemals in die Augen, aber sobald ihr den Kopf wendet, glotzt er euch wie ein Tiger an. Nie lächelt er; sein Blick, unruhig und stets wechselnd, ist der tiefsten Mißtrauens. Gehaßt und Alle hassend, ist er meiner Ansicht nach ein Mensch, wie ich mir ihn unglücklicher nicht denken kann. Habsüchtiger als all' sein Volk, welchem diese Eigenschaft gewiß nicht mangelt, stellt er sich den Besitz eines Freihafens in der Art vor, daß Flotten von Dampfschiffen mit den Geschenken der Herrscher von Europa ankommen werden, welche er durch Briefe mit dem Löwensiegel beantworten wird: ‚Sie sind mein Bruder, meine Mutter u. s. w. Wie geht es Ihnen?‘ Er schleppt seine großen Staatsgefangenen stets mit sich herum, den armen blinden Gobesieh und die Anderen."

Das Urtheil Gordon's dürfte jedoch nicht durchweg zutreffend sein; der König verstand auch andere Briefe zu schreiben, denn der Brief, den er Gordon für den Khedive von Egypten mitgegeben, lautete:

„Wie geht es Dir in dieser Woche? Gott sei gedankt, ich und meine Soldaten, wir befinden uns wohl. Der von Dir mir geschickte Brief ist mir zugekommen. Wegen eines Friedensschlusses hast Du mir jenen Mann geschickt. Nachdem Du mich beraubt hattest, kämpftest Du gegen mich ohne Wissen der Könige, aber die Könige werden davon in Kenntniß gesetzt werden. Und jetzt möchtest Du heimlicher Weise, wie man es zwischen Räubern thut, Frieden schließen. Wie kannst Du Frieden schließen, wenn Du die Kaufleute und Landbevölkerung im Verkehr hinderst? Die Könige werden über mein Verhalten und Deines in Kenntniß gesetzt werden. Geschrieben in Senna am 29. Oktober 1879."

Unter den Königen sind hier die Könige von „Europien" zu verstehen, an die Kaiser Johannes in der That Briefe gerichtet hat. Auch Kaiser Wilhelm I. erhielt ein solches Schreiben, das ihn um Vermittelung in der Grenzstreitigkeit anrief, und er legte es nicht zur Seite, sondern sandte in seiner leutseligen Weise unseren berühmten Gerhard Rohlfs mit einem Briefe an den König der Könige nach Abessinien.

Diese Reise ist für unsere Kenntniß der abessinischen Verhältnisse besonders wichtig geworden, denn Rohlfs hatte keine Veranlassung, dem Kaiser Johannes zu grollen, und ein zweifellos entstelltes Bild des eigenartigen Mannes uns vorzuführen, wie Gordon es that. Er betrachtete ihn lediglich mit den Augen eines unbefangen urtheilenden Forschers, und wußte diesem seltsamsten der christlichen Fürsten gerecht zu werden.

Kaiser Johannes war nach Rohlfs' Ansicht ein durchaus vernünftiger Mann, wenn man den Verhältnissen Rechnung tragen will, unter denen er groß geworden war.

Man hat ihm Unduldsamkeit gegen die Missionare vorgeworfen, dabei aber nicht zugeben wollen, daß die Missionare in seinen Augen eben „Ketzer" waren, denn die Abessinier glauben, wie es ja anderswo auch der Fall ist, daß ihr Christenthum das „allein richtige" sei. Es ist daher ein mißliches Unternehmen, in Abessinien Missionen zu errichten. Ein Beispiel mag uns darüber belehren, ein kurzes Gespräch zwischen dem Kaiser Johannes und einem schwedischen Missionar.

„Weshalb sind Sie eigentlich gekommen?" fragte der Kaiser.

„Um mit Ihrer höchsten Erlaubniß die christliche Religion zu lehren."

„Aber wir sind ja alle Christen."

„Wir wollen auch nicht die christlichen Abessinier bekehren, sondern die Falascha." *)

„Habt ihr denn in Schweden und Europa keine Juden?"

„O ja, aber es gibt dort Geistliche genug, um sie zu bekehren."

„Aber wie seid ihr denn eigentlich hierher gekommen, welche Länder habt ihr durchzogen?"

„Wir kamen durch Europa und dann durch Egypten."

„Ei, welcher Religion gehören denn die Egypter an?"

*) Die Juden (natürlich nur ein Vorwand).

„Der mohammedanischen.“

„Dann bleibt doch lieber dort, um die Egypter und Türken zu bekehren, statt nach Abessinien zu kommen, wo wir alle Christen sind. Vor allen Dingen laßt es euch doch angelegen sein, daß das Land und die Stätte, wo unser Heiland lebte und gekreuzigt ward, daß Palästina und Jerusalem christlich werde.“ Sich mehr und mehr erwärmend, fuhr der Negus fort: „Die christlichen Franzosen, Engländer und Deutschen prahlen immer mit ihrer Macht, und daß es eine Kleinigkeit sei, die Türken zu verjagen, aber warum lassen sie denn die Ungläubigen im Besitze der heiligen Stätten? Nur Rußland und ich kämpfen fortwährend gegen die Mohammedaner, und hoffentlich werden wir uns einst in Jerusalem die Hand reichen!“ . . .

Kaiser Johannes war ein Selbstherrscher, aber in Abessinien kennt man keine andere Regierungsform. Im Jahre 1881 zwang er alle im Lande wohnenden Mohammedaner, Christen zu werden; ein ähnlicher Zwang ist aber auch schon in christlichen Reichen vorgekommen. Er erließ das Verbot des Tabakrauchens; nun, König Jakob I. von England hat es gleichfalls gethan und ein Buch gegen das „verfluchte Kraut“ geschrieben. Er verhängte grausame Strafen; haben wir in Europa ähnliche nicht gehabt? In den Museen stehen noch die Folterinstrumente, und es ist kaum ein Jahrhundert verflossen seit dem Tage, da der Rauch des letzten Scheiterhaufens in Berlin aufstieg!

Abessinien und sein Herrscher müssen eben von einem

besonderen Standpunkt aus beurtheilt werden; wir müssen uns in's Mittelalter zurückdenken und dann die Leute richten.

Freilich wäre es lobenswerth, Aufklärung in Abessinien zu verbreiten; aber die Europäer thun es nicht immer. Es ist geradezu erstaunlich, was für Dinge verschiedene, sogar gelehrte europäische Reisende dem Negus vorgeredet haben. So hielt er während der Anwesenheit von Rohlfs Griechenland für das mächtigste Reich in Europa; wer ihm das vorgeredet hatte, ist nicht bekannt.

Ueber Deutschland äußerte er sich wie folgt: „Ihr Kaiser ist ein wirklicher Kaiser, er ist Negus Negesti von Deutschland, wie ich es jetzt von Abessinien bin, denn man hat mir gesagt, daß viele Könige unter dem Kaiser von Deutschland regieren."

„Das ist vollkommen richtig, Majestät," erwiederte Rohlfs. „Früher hatten sich zwar manche Fürsten mit Hilfe des Kaisers Napoleon unabhängig gemacht, auch war die Kaiserwürde schon einmal erloschen, aber seit Jahren hat Deutschland wieder einen Kaiser, und alle Fürsten Deutschlands erkennen im Kaiser ihren obersten Kriegsherrn."

„Das ist gerade wie bei uns in Abessinien," erwiederte der Negus. —

Die Welt wird von den Abessiniern in drei Reiche eingetheilt: Aethiopien, Türkien und Europien. Ueber Europien hatte der König der Könige die sonderbarsten Ansichten, daran sind aber, wie gesagt, die Europäer selbst schuld; und dann, wenn wir auch hier eine Parallele

ziehen und so manchen hochgestellten Mann in Europa über die äthiopischen Verhältnisse examiniren wollten, würden wir da nicht Antworten erhalten, über die ein äthiopischer Fürst laut auflachen würde?

Und mag Kaiser Johannes II. gewesen sein, wie er wolle, sicherlich beweist sein tragisches Ende, daß er tapfer war; er hat gezeigt, daß ein Kaiser an der Spitze seiner Armee sterben kann, wenn ihm der echte Soldatenmuth nicht fehlt. Wie sich aber nunmehr die Verhältnisse in Abessinien gestalten werden, ob Menelik von Schoa das Ziel seines Ehrgeizes erreichen und ob es den Italienern gelingen wird, aus dem Tode des Negus Negesti Vortheile für ihre Kolonialpolitik zu ziehen, kann erst die Zukunft lehren.

Vom Fiaker bis zur elektrischen Straßenbahn.

Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Verkehrsmittel.

Von

Gottfried Pfeuffer.

Schlecht gefahren ist besser, als gut gegangen! Der Erfinder dieses Sprichwortes war entweder ein großer Faullenzer, oder ein großer Schalk. Nur ein hoher Grad von Faulheit kann die Martern einer schlechten Fahrt über der geringen Mühe eines guten Ganges vergessen. Wollte hingegen der Mann, der das Sprichwort auf-

gebracht, durch dasselbe die Leute verführen, so war er ein Schlaukopf, denn seine Absicht gelang ihm. Bei denkfaulen Menschen kann man mit einer Redensart ungemein viel ausrichten; sie ziehen den Schluß, es müsse wahr sein, weil es sprichwörtlich geworden, und die es zum Sprichwort gemacht, müßten es erprobt haben.

Der Erfinder ist ohne Zweifel selbst ein herzlich schlechter Fuhrmann gewesen. In alter Zeit war überhaupt das schlechte Fahren die allgemeine Regel und das gute so sehr eine Ausnahme, daß man für jedes außerordentliche Glück, welches Jemanden zu Theil wurde, den Ausdruck gebrauchte: „Er ist gut gefahren.“ Nur ein kleiner Theil der Menschen konnte sich gutes Fuhrwerk anschaffen, und war dies vorhanden, so fuhren doch blos die Glücklichen gut, die glatte Wege fanden; auf den meisten, in einem trostlosen Zustande befindlichen Straßen konnte der beste Wagen nicht vor schlechter Fahrt schützen. Gute Wege sind nun aber erst, nachdem die Römer sie vor zwei Jahrtausenden, und Karl der Große sie vor tausend Jahren gehabt, allgemein eingeführt seit kaum einem halben Jahrhundert; gute Wagen stehen dem Publikum erst seit ungefähr fünfzig Jahren zu Diensten. Das in unaufhaltsamer Entwickelung begriffene Verkehrsleben der letzten Jahrhunderte hat für Zwecke des Handels wie für das gesellschaftliche Leben eine Reihe von Anstalten und Unternehmungen hervorgerufen, welche durch Erleichterung und Beschleunigung der Beförderung von Menschen und Waaren die einzelnen Länder, ja selbst ganze Welttheile zu einander in eine früher nicht geahnte Nähe gebracht haben.

Der jetzigen, im Zeitalter der Dampfkraft und der Elektrizität lebenden Generation fällt es freilich schwer, sich zu vergegenwärtigen, daß es um das Jahr 1550 in Paris nicht mehr als drei Lohnkutscher gab, und daß erst ungefähr hundert Jahre später daselbst die sogenannten „Fiaker“ aufkamen. Von Frankreichs Hauptstadt aus verbreitete sich das neue Verkehrsmittel der Fiaker bald in andere Städte und Länder, so vor Allem nach London; daselbst wurde der Versuch zuerst mit zwanzig Miethkutschen unternommen, welche Zahl aber von Jahr zu Jahr wuchs, so daß schon nach einigen Jahrzehnten gegen siebenhundert Fiaker die englische Hauptstadt durchkreuzten.

Von etwas jüngerem Datum, als das Institut der Fiaker, ist der „Omnibus“, unter welcher Bezeichnung man jene Art von Fuhrwerken versteht, welche zwischen zwei Orten (meistens von kürzerer Entfernung) regelmäßig hin und her gehen und Personen aller Art nicht nur an den Haltestellen, sondern an allen längs der Route liegenden Punkten zur Beförderung aufnehmen. In dem Namen, den diese Wagen — allerdings erst in der späteren Zeit — erhielten, ist schon der Zweck, dem sie dienen sollen, klar und deutlich ausgesprochen, indem sie Allen (lateinisch: omnibus), allen Personen ohne Unterschied des Standes zu dienen bestimmt sind.

Die Idee dieser Art von regelmäßiger öffentlicher Fahrgelegenheit stammt aus dem Jahre 1662; denn in diesem Jahre autorisirte ein Edikt Ludwig's XIV. eine Gesellschaft zur Errichtung einer Omnibuslinie von freilich noch sehr primitiver Art, nämlich zur Aufstellung von

sogenannten „carrosses à cinq sous". Anfänglich fand dies Unternehmen sehr viel Anklang, und es scheint, daß die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung diese Fuhrwerke fast ausschließlich für sich in Beschlag nahmen, denn ein königlicher Erlaß verbot „Soldaten, Pagen, Lakaien und anderen Livreedienern, Handwerkern und Arbeitern, sich dieser Wagen zu bedienen — zur größeren Bequemlichkeit angesehener Personen." Als bei den höheren Ständen die Lust nachließ, wollten die niederen Bevölkerungsklassen, denen schließlich die Benützung gestattet wurde, des Omnibus sich durchaus nicht bedienen. Infolge dessen konnte die ganze Einrichtung sich nur kurze Zeit erhalten und ging bald wieder ein. Erst in dem Jahre 1823 begann man wiederum, in Paris Omnibuslinien von neuerem Zuschnitte zu errichten. Zu bestimmten Tageszeiten, gewöhnlich alle Viertelstunden, gingen geräumige Wagen von gewissen Plätzen der Riesenstadt ab und richteten ihren Lauf nach entfernteren Stadttheilen, sowie nach den nächsten Umgebungen von Paris. Im Jahre 1828 erhielt ein gewisser Baudry das ausschließliche Recht zur Errichtung von Omnibuslinien in Paris, aber das Vorurtheil gegen Fahrgelegenheiten, deren sich Jedermann bedienen konnte, war noch so groß, daß das Unternehmen fehlzuschlagen drohte und nur durch die junge Herzogin v. Berry gerettet wurde; dieselbe hatte gewettet, daß sie in einem Omnibus durch Paris fahren wolle, und hatte ihren Plan auch ausgeführt. Infolge dieser Wette wurde der Omnibus auf einmal zur Mode bei der Bürgerschaft.

Von Paris aus verbreitete sich dann die Omnibus-

einrichtung im Verlaufe weniger Jahre in viele Städte Europa's, ja selbst Amerika's. In London errichtete ein gewisser Shillibeer (nach welchem auch das Fahrsystem eine Zeit lang benannt wurde) am 4. Juli 1829 die ersten Omnibuslinien. Im Jahre 1830 findet man den ersten Omnibus in New-York, 1839 in Amsterdam. In Oesterreich wurde das Omnibussystem zuerst in Prag eingeführt. In Wien waren und sind theilweise noch die sogenannten Stellwagen oder Gesellschaftswagen, eine dem Omnibus sehr ähnliche Fahrgelegenheit, gebräuchlich, welche nicht nur den inneren Verkehr, sondern auch den Besuch der prächtigen Umgebungen, an denen die schöne Kaiserstadt an der Donau so reich ist, in zweckmäßiger Weise erleichtern.

Je größere Dimensionen eine Stadt einnimmt, je intensiver ihr Geschäftsleben sich gestaltet, je mehr Wohlstand sich in Handel und Wandel geltend zu machen beginnt, desto nothwendiger tritt das Bedürfniß des schnellen und billigen Verkehrs an ihre Einwohner heran. Mit Berlin sah es in dieser Beziehung bis weit in die Hälfte des laufenden Säkulums recht traurig aus. Die für den äußeren Verkehr bestimmten sogenannten Thorwagen, welche früher eine bunte, verschiedengestaltige, organisationslose Schaar von allen möglichen und unmöglichen Fuhrwerken bildeten, mußten sich im Jahre 1825 einem Polizeireglement fügen, welches ihre Zahl, ihre Gestalt, ihre Einrichtung und Bespannung, sowie die Fahrtaxe genau festsetzte. Wie sich denken läßt, ging das Institut infolge des rapiden Wachsthums moderner Verkehrsmittel stetig rückwärts, und heute kennt

der Berliner fast nur noch einen Thorwagen, den er in lustiger Kompagnie an schönen Sommertagen besteigt, um hinaus in die frische, freie Natur zu ziehen — nämlich den Kremser. Wer denkt jetzt noch, wenn er das langgestreckte, zeltartige Fuhrwerk mit seinem wohlbekannten Namen nennt, an den Hofagenten Kremser, welcher im Jahre 1825 am 13. Mai auf seinen Antrag von dem Könige Friedrich Wilhelm III. die Erlaubniß erhielt, besonders zur Beförderung der Verbindung zwischen Berlin und Charlottenburg sowohl in Berlin als in Charlottenburg auf abgesonderten Plätzen vier- oder mehrsitzige Wagen zum öffentlichen Gebrauche zu gestellen, welche auf eisernen Achsen laufen und auf Federn ruhen. Für Benützung der ersteren zahlte die Person 6, der letzteren 3 Silbergroschen. Wenn man bedenkt, in welchem erbärmlichen Zustande sich damals die nicht einmal in Federn hängenden Berliner Thorwagen (von dem Volkswitze „Rippenbrecher" genannt) befanden, welche Chikanen die Kutscher gegen das fahrende Publikum üben durften, da die Fahrenden nur dann befördert wurden, wenn der Wagen ganz voll besetzt war und jeder Spaziergänger zum Zwecke des Mitfahrens förmlich gepreßt wurde, der wird die großen Verdienste Kremser's zu würdigen wissen, der zuerst feste Taxen einführte und anständige, in Federn hängende Wagen stellte.

Niemand wurde von dem Kremser'schen Fahrpersonale angerufen, die Beförderung ohne Aufenthalt pünktlich und ordentlich vorgenommen, so daß die Gunst des Publikums dem neuen Unternehmen bald gesichert war, und die alten Fuhrwerke auch umgestaltet werden mußten. Im Jahre 1828

belief sich in Berlin die Zahl der Droschken auf 120 und die der Landkutschen nach Potsdam, Brandenburg u. s. w. auf 14. Im Jahre 1850 hatte Berlin einen Bestand von 999 Droschken, welche einer damaligen Bevölkerung von nahezu einer halben Million genügen mußten. Im Jahre 1878 befanden sich in Berlin im Betriebe 1305 Droschken erster, 2962 zweiter Klasse und 187 Gepäckdroschken, zusammen 4454 Droschken. Außerdem dienten dem Zwecke der Personenbeförderung 292 Pferdebahnwagen, 280 Thorwagen und 182 Omnibusse. Gegenwärtig stehen dem Publikum nahezu 10,000 öffentliche Fuhrwerke zur Verfügung.

Vordem, ehe die großen Städte eine solche Ausdehnung erlangt hatten, daß man nicht ohne bedeutende Anstrengung und viel Zeitverlust die weiten Entfernungen innerhalb derselben zu Fuß zurücklegen kann, galt die Benützung eines Fuhrwerks als Zeichen der Bequemlichkeit oder des Luxus; heute ist der Verkehr zu Wagen oder Schiff für die Bewohner von Groß- und selbst von Mittelstädten zur Nothwendigkeit geworden. Moderne Großstädte ohne umfangreiches Stadtfuhrwesen sind geradezu undenkbar.

Wenn ursprünglich die zunehmenden Entfernungen in den Städten das öffentliche Fuhrwesen in denselben geschaffen und ausgebildet haben, so ist nunmehr die immer wachsende Vervollkommnung des Fuhrwesens die Ursache der wachsenden Ausdehnung dieser Städte, namentlich ist es das Institut der Pferdebahnen, das die weiteste Ausdehnung der größeren Städte begünstigt.

Die Pferdeeisenbahnen sind der Zeit nach die Vor-

gänger der Lokomotiveisenbahnen, wurden aber seit Einführung der letzteren nur noch für Gütertransport und zwar bei solchen Industriebahnen benützt, welche keine große Transportgeschwindigkeit voraussetzten und ihrer geringen Länge wegen die Anschaffung von Lokomotiven nicht lohnten.

Eine große Verbreitung gewannen erst wieder in neuester Zeit die Pferdeeisenbahnen als Straßenbahnen für den Personenverkehr in Städten, sowie zur Verbindung der anliegenden Ortschaften und der Bahnhöfe mit dem Mittelpunkte der Stadt. Das Verdienst, dieses System auf den städtischen Personenverkehr übertragen und die ersten städtischen Pferdeeisenbahnen gebaut zu haben, gebührt den Amerikanern; zuerst kam man in New-York auf diesen Gedanken, und die anderen größeren Städte der Vereinigten Staaten adoptirten rasch dieses neue Verkehrsmittel.

Die Entstehung des Wortes „Tramway", welches mit der Ausdehnung des Pferdebahnwesens auf dem Kontinent aus der englischen Sprache einfach in die verschiedenen europäischen Sprachen übergegangen ist (in Amerika nennt man die Pferdebahnen „street cars" oder „horse cars"), wird auf den Unternehmer des ersten Pferdebahnstranges zurückgeführt. Im Jahre 1801 soll ein gewisser Outram den ersten Schienenweg zur Beförderung von Personen mittelst Pferden zwischen den Städten Croydon und Wandsworth in England errichtet haben. Diese erste Pferdebahn und alle nachfolgenden gleichen Unternehmungen habe man anfangs „Outramway" (Outram-Weg) genannt; im Sprachgebrauche sei indeß diese Bezeichnung in „Tramway"

verkürzt worden, und im Laufe der Zeiten habe man gänzlich die Herkunft und die richtige Form des Wortes vergessen. Doch gibt es auch noch andere Erklärungen.

Das Institut der Pferdebahnen bewährte sich in kürzester Zeit ganz vorzüglich, und man führte es bald auch in Europa, vorerst in Berlin, Genf und Wien ein. Heute erfreut sich fast jede größere Stadt Europa's der Wohlthat einer Pferdeeisenbahn. In Berlin wurde die erste Pferdeeisenbahn (nach Charlottenburg) im Jahre 1865 eröffnet und blieb acht Jahre hindurch die einzige Strecke. Die Frequenz stieg innerhalb dieses Zeitraumes von 960,000 beförderten Personen im Jahre 1866 auf 2,577,000 im Jahre 1872. Die eigentliche Entwickelung des Straßenbahnnetzes datirt in Berlin erst seit 1873. Von da an wuchs die Ausdehnung der Linien und mit dieser die Frequenz in beschleunigtem Maße.

In Paris hat die Entwickelung der Pferdeeisenbahnen einen ganz ähnlichen Lauf genommen, wie in Berlin. Bis 1873 existirten in Paris nur die beiden Linien nach dem Bois de Boulogne und nach Sèvres, welche in dem genannten Jahre nur etwas mehr als 1 Million Personen beförderten. Die folgenden Jahre brachten aber eine sehr schnelle Ausdehnung des Schienennetzes in den Straßen innerhalb der Stadt und auf den nach den Vororten führenden Wegen. Einen starken Impuls hierzu gab die Weltausstellung des Jahres 1878.

„Unter den öffentlichen lokalen Verkehrseinrichtungen," so schrieb vor einigen Jahren eine Zeitung, „nehmen gegenwärtig die Pferdebahnen den ersten Rang ein; sie sind

gewissermaßen die Signatur der Zeit. Heute schreiben wir noch über Pferdeeisenbahnen, wie lange wird es währen, und wir werden schreiben können: Straßendampfbahnen. Die Postkutsche ist durch den Eisenbahnwagen verdrängt, der Omnibus oder die Diligence, jenes unbeholfene, schwerfällige Vehikel einer ebenso unbeholfenen Zeit, durch den leicht hinrollenden Pferdebahnwagen, nur die Droschke ist noch keinem erheblich verbesserten Fahrzeuge gewichen, allein auch sie wird mit der Zeit fallen und den Anforderungen der künftigen Generationen entsprechend modifizirt werden müssen, wenn sie nicht ganz von den lokalen Verkehrsmitteln als solches sich ausgeschlossen sehen soll. Auch auf diesem Gebiete macht sich die Alles bezwingende Herrschaft des Dampfes geltend, und wir wagen es kühn zu behaupten, daß im lokalen Verkehrswesen die Zukunft der Straßendampfbahn gehört."

Die vorstehenden Ausführungen sind bereits durch die thatsächlichen Verhältnisse bestätigt worden. Im heutigen Straßenbahnwesen macht sich durch einen von Jahr zu Jahr steigenden, immer intensiveren Verkehr das Bedürfniß geltend, das theure Pferd durch einen anderen Motor zu ersetzen. Vielfache Versuche, die bisher unternommen wurden, den Straßenbahnbetrieb durch die bewegenden Kräfte des Dampfes, der komprimirten Luft oder der Elektrizität zu bewältigen, haben jedoch noch nicht in allen Städten zu dem gleichen gewünschten Resultate geführt. Die Ursache hierfür ist theils in technischen Schwierigkeiten, theils in den örtlichen Terrainverhältnissen der Straßenbahnanlage zu suchen, welche oftmals viele Haltestellen

mit kurzen Fahrstrecken verbindet, demnach eine kontinuirliche rationelle Motorausnützung nicht zuläßt oder überhaupt zu kostspielig macht. Anders verhält es sich in Städten mit ausgedehntem Terrain, wo solche Verkehrshindernisse nicht in diesem Maße vorkommen; da findet man denn auch mit Vortheil die oben erwähnten Motorkräfte gewinnbringend benützt. In Paris haben verschiedene Gesellschaften derlei Motoren im Gebrauche, und zwar auf der Place de la Bastille die gewöhnliche Straßenlokomotive, im Westen der Stadt die Lokomotive „Megarski" mit komprimirter Luft, und auf der Strecke Rueil-Marly-Le Roi die amerikanische feuerlose Lokomotive „Franca und Lam" mit überhitztem Wasser.

Alle diese Motorkräfte jedoch sind zunächst noch mit Unzukömmlichkeiten behaftet, welche ihre ausschließliche Anwendung innerhalb des Städteverkehrs oftmals höchst unleidlich und nicht minder ziemlich gefahrvoll machen. Der Dampfbetrieb bedingt ein theures Brennmaterial (Cokes), um den Rauch zu vermeiden, und ist, gleichwie der Betrieb mit komprimirter Luft oder mit Heißwasser als nicht gefahrlos für die Fahrenden und den Straßenverkehr in den Städten zu bezeichnen. Unter Berücksichtigung der täglich gesteigerten diesbezüglichen Anforderungen im Straßenbahnbetrieb war man demnach genöthigt, als Motorkraft die Elektrizität heranzuziehen, die nach dem Stande der heutigen Wissenschaft in ausreichendem Maße gefahrlos und unter Umständen auch minder kostspielig erzeugt, geliefert und angewendet werden kann, namentlich aber dort, wo Wasserkräfte zur Ver-

fügung stehen. Diese Wasserkräfte, in Elektrizität umgewandelt, sind nicht nur im Stande, Städte und Stadttheile taghell zu beleuchten, sondern man vermag auch die elektrische Kraft in Akkumulatoren aufzuspeichern und nach Bedarf abzugeben, so daß dieselbe mit Vortheil für den Straßenbahnbetrieb ausgenützt werden kann.

Die Idee, die Elektrizität für den Betrieb der Straßenbahnen mittelst Akkumulatoren nutzbar zu machen, wurde mit einem Male fast gleichzeitig in mehreren Ländern in Erwägung gezogen, in vielen Großstädten von verschiedenen Unternehmungen als vorzüglich geeignet befunden und sofort zur Ausführung gebracht.

In den jungen Tagen des Dampfes wurde vorausgesagt, daß man einst kein Pferd mehr auf den Straßen sehen werde; dennoch ist diese Vorausbestimmung nicht in Erfüllung gegangen. Der Elektrizität allein dürfte es dereinst vorbehalten sein, den Verkehr innerhalb der Städte zu beherrschen und zu regeln, besonders aber die Frage über den Betrieb der Straßenbahnen rationell zu lösen.

Einiges vom Herzen.

Skizze aus dem Bereiche der Gesundheitslehre.

Von

Ewald Paul.

Unter den Fortschritten, deren sich unsere Zeit mit Stolz rühmt, ist nicht der kleinste die Umgestaltung und großartige Ausbreitung der Gesundheitspflege. Man sagt wohl, daß die früheren Jahrhunderte ärmer an Kranken gewesen seien, als das unserige, und wenn man von Zeitläuften absieht, in denen Seuchen, wie Cholera, Pest, Pocken und entsetzliche Kriegszustände herrschten, mag dies ja wahr sein. Jedoch die frühere Zeit war auch ärmer an Mitteln gegen die das Körperwohlsein bedrohenden Uebel, und der schwer Erkrankte starb oft aus Mangel an geeigneter Pflege oder an falscher Behandlung. Die eigentliche Gesundheitspflege aber, die uns lehrt, Krankheiten des Einzelnen wie Volksseuchen vorzubeugen, lag ganz im Argen.

Die Menschen haben allmählig gelernt, die Erscheinungsweise der gesundheitlichen Schäden genauer zu beobachten und deren Entstehungsursachen nachzuforschen, wobei sich denn auch immer mehr Klarheit über den Weg

zur Verhütung wie zur Heilung solcher Plagen verbreitet. In der Gesundheitslehre oder Hygieine erwächst unter unserer Kultur eine Wissenschaft, die ihren Segen in alle Gesellschaftsklassen streut, und indem sie das Verständniß für die Verrichtungen und Bedürfnisse des Körpers in immer breitere Kreise trägt, die Zahl Jener, die vor einem frühen Tode und qualvollen Leben bewahrt werden, in ungeheurer Weise ausdehnt.

Der Uneingeweihte vermag sich durchaus keine Vorstellung zu machen von dem Nutzen, der sich aus der richtigen Erkenntniß jenes wundersamen Triebwerkes, das wir den menschlichen Organismus heißen, aus der Einsicht in die Gesetze, die diesen leiten, für unsere Gesunderhaltung ergibt. Der alte Wunderglaube an ein böses, unverdientes Geschick ist der Ueberzeugung gewichen, daß wir Menschen an den meisten Erkrankungen selbst die Schuld tragen, daß wir diesen hätten vorbeugen können, falls wir es der Mühe für werth befunden hätten, den Gesetzen, nach denen unser Organismus geleitet sein will, Rechnung zu tragen.

Nirgends zeigt sich das deutlicher, als bei der Betrachtung der Triebfeder des menschlichen Organismus: des Herzens. Der Hochdruck unserer Kultur, die gesteigerten Ansprüche unserer Zeit an die gesammten menschlichen Kräfte haben auch dem Herzen Manches zu schaffen gemacht, und es soll nicht verkannt werden, daß heute ungleich mehr Menschen sich über ein unregelmäßiges Getriebe ihres Herzens, über krankhafte Erscheinungen von Seiten des letzteren beklagen, als in früheren Zeiten. Aber es wiederholt sich auch hier, was vorhin schon gesagt

ward: gleichermaßen als solche Plagen um sich griffen, wuchs auch das Verständniß für ihre Beseitigung. Es gibt sehr viele Menschen, die in unseren Tagen Genesung von Herzkrankheiten gefunden haben, denen man in verflossenen Jahrhunderten ganz und gar hilflos gegenüberstand, und noch genug Menschen laufen herum, die sich ihrer Herzbeschwerden entledigen könnten, falls sie Verständniß genug besäßen für die Rolle, die der kleine, ewig klopfende Muskel in ihrer Brust gegenüber dem Gesammtorganismus spielt, und wenn sie Energie genug an den Tag legten, dieser fleißigen und doch so winzigen Maschine die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, mit denen ihr das moderne, oft so einseitige Leben ihre ohnehin ungeheure Arbeit erschwert.

Als Centralorgan des für unsere Gesundheit so wichtigen Blutkreislaufes ist das Herz beständig bemüht, diesen im Gange zu erhalten, und vergebens dürfte die Technik alle ihre Kräfte anspannen, um eine Maschine zu schaffen, die bei dem Umfange des Herzmuskels auch dessen Leistungsfähigkeit und Kraft besäße. Die allerstärkste Lokomotive ist ein Schwächling gegenüber dem kegelförmigen, hohlen, in der linken Brusthöhle, jedoch nahe der Mittellinie gelegenen Muskel, den wir unser Herz heißen. Das Herz, dieses nicht mehr als faustgroße, beim Erwachsenen wenig über 350 Gramm wiegende kunstvolle Pumpwerk aus festem Fleisch und einer dünnen Hautüberkleidung arbeitet tagaus tagein, Minute für Minute, Sekunde für Sekunde, es kennt keine Ruhe und Rast und vermittelt den sämmtlichen Organen, dem Gehirn wie der Lunge, dem Magen

und der Leber, den Muskeln, Sehnen, Knochen, der Unzahl von Blutgefäßen ihren Bedarf an Nahrung, es zieht sich zusammen und pumpt in Strömen das zu unserem Bestehen unentbehrliche Blut nach allen Richtungen des Körpers. Indem der Herzmuskel das Blut bei seiner Zusammenziehung in die Adern treibt, dringt dasselbe durch die Schlagadern oder Arterien, die bei ihrem Verlaufe immer dünner und schwächer werden, bis man sie kaum aufzufinden vermag, in die entferntesten Körpertheile. Dieses Blut, welches vom Herzen wellenartig fortbewegt wird, ist ein sauerstoffreiches, d. h. ein solches, wie es die einzelnen Organe des Körpers zu ihrer Ernährung gebrauchen.

Im Gegensatz zu den Arterien stehen die Venen, welche das verbrauchte, mit schlechten Stoffen versetzte Blut von den Außentheilen des Körpers zum Herzen zurückführen. Während die Arterien als starke Röhren entstehen und in feine Haargefäße übergehen, bilden sich die Venen — im Gegensatz zu den Schlagadern auch Blutadern genannt — aus winzigen, feinen Röhren zu großen, in's Herz hinein verlaufenden Gefäßen heraus. Die Venen liegen häufig dicht unter der Haut und sind als bläuliche Stränge von außen sichtbar. Sie enthalten dunkelkirschrothes, kohlensäurereiches, also schädliches Blut, und ergießen diese Flüssigkeit in's Herz, auf daß sie von diesem den Lungen zugeführt und dort durch Austausch der Kohlensäure gegen den willkommenen Sauerstoff gereinigt werde. So arbeitet denn der Herzmuskel unaufhörlich, er zieht sich zusammen, um das Blut in die Arterien zu treiben, und

dehnt sich nach jeder Zusammenziehung wieder aus, um das aus dem Körper in die Venen zurückkehrende Blut wieder aufzusaugen.

Solcher Zusammenziehungen zählt man bei einem gesunden, ruhigen Menschen in der Minute etwa 70 bis 75. Das ergibt aber schon für eine Stunde an die fünfthalbtausend Schläge und im Laufe eines Tages und einer Nacht hämmert das Herz durchschnittlich 108,000mal. Welche Maschine, und sei sie auch aus dem zähesten Metall, würde diese Arbeit Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr ableisten können, ohne Schaden zu nehmen? Das Herz erledigt aber seine Aufgabe bei vielen Menschen mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit sechzig, siebenzig und mehr Jahre, ohne zu erkranken.

Dafür, daß heute mehr als je über Störungen im Arbeitsgange dieses rüstigen kleinen Pumpwerkes geklagt wird, hat man eine genügende Erklärung in der hastenden Lebensweise, der sich die Menschheit unter dem Einflusse einer hochaufstrebenden Kultur so leicht hingibt. Wir besitzen heute eine ganze Menge von Erregungsmitteln, die man in früherer Zeit nicht kannte oder doch nicht in dem Umfange verwendete, wie wir. Weil wir schneller arbeiten, als unsere Vorfahren, und mehr Lasten zu tragen haben, beziehungsweise uns mehr Lasten auferlegen, als diese, so meinen wir unseren Organismus auch häufiger und kräftiger anpeitschen zu müssen, und dabei ereignet es sich denn nur allzu oft, daß wir dem Körper zu viel zumuthen. Der Geschmack an Erregungsmitteln greift immer weiter um sich, und der Verbrauch dieser Dinge steht in

gar keinem Verhältniß zu deren Nothwendigkeit. Gewiß liefert z. B. der Alkohol bei geeigneter vorsichtiger Verwendung eine gute Peitsche für einen trägen Herzmuskel, er bringt, rechtzeitig und in kleinen Dosen genommen, sozusagen das Schwungrad in Gang, aber wie wenige Menschen nehmen den Alkohol „rechtzeitig und in kleinen Mengen", d. h. als Arznei! Bilden diese nicht einen Tropfen in der Fluth jener Leute, welche den Alkohol als tägliches Genußmittel mißbrauchen?

Die Erfahrung lehrt, daß ein Pferd, welches allzu oft die Peitsche bekommt, störrisch wird. Und ganz so verhält es sich auch mit dem Herzen. Wäre der Alkohol eine Peitsche, die, je öfter sie angewendet, um so besser wirkt, so müßten die starken Trinker alle einen prächtigen Herzmuskel haben, jedoch ist gerade das Gegentheil der Fall: Diejenigen, welche in Bier, Wein und anderen alkoholhaltigen Getränken schwelgen, haben gemeinhin ein sehr mangelhaftes, schwächliches, leicht erlahmendes Herz. Die Peitsche ist eben zu viel gehandhabt worden. Die Zahl Derjenigen, die nicht daran glauben wollen, daß in dem heutzutage üblichen übermäßigen Genusse erregender Getränke eine der größten gesundheitlichen Gefahren steckt, geht in's Ungeheure. Man findet einen Trost darin, daß in alten Zeiten auch viel getrunken worden sei, ohne daß sich jene körperlichen Schäden bemerkbar gemacht hätten, die man gegenwärtig dem vielen Trinken in die Schuhe schiebt, und so müsse denn wohl die Ursache dieser Uebel ganz wo anders zu suchen sein. Solche Leute verkennen die Sachlage vollkommen. Wenn man früher auch oft

stark getrunken hat, so bethätigte man sich früher auch mehr körperlich, man vertheilte die Erregung mehr über den ganzen Körper und ließ sie nicht blos, wie dies in heutiger Zeit Mode ist, vorwiegend auf ein einzelnes Organ wirken, man hielt seinen Organismus ehedem besser im Stande, derartige Dinge schnell zu verarbeiten. Man arbeitete damals langsamer, als heute, aber man strengte seinen Körper mehr an; wir hingegen arbeiten oft eilig, aber oberflächlich, wir spannen unsere Nerven an und lassen ein gründliches Abarbeiten unserer Muskelkraft, eine Bethätigung des ganzen Körpers immer mehr bei Seite.

Tagaus tagein läßt es sich beobachten, daß Leute, die wirklich noch kräftige Körperarbeit haben, durch ein Erregungsmittel weit weniger geschädigt werden, als diejenigen — und diese sind die Mehrzahl — welche ihren Körper nur noch einseitig, d. h. also mangelhaft, verwenden, welche die Muskelthätigkeit herabsetzen und die Nerventhätigkeit erhöhen.

Ein Seemann wird Jahre lang große Mengen von Alkohol zu sich nehmen können, ohne seinem Herzmuskel zu schaden, denn sein gesammter Organismus ist derart angespannt thätig, daß der Peitschenhieb nicht einen einzelnen Theil trifft, sondern über den ganzen Körper sich vertheilt. Der Alkohol wird in diesem Organismus weniger erregend wirken und schneller verarbeitet werden, als in demjenigen eines körperlich unthätigen Menschen. Ein Jäger, der sich den größten Theil seines Lebens in freier Luft befindet, wird bis in sein hohes Alter hinein stark

rauchen können, ohne daß dieses schwere Erregungsmittel sein Herz wesentlich beeinträchtigte. Er verfügt über ein kräftiges, gut ineinander greifendes Muskelsystem, seine Hautthätigkeit ist eine rege, seine Lunge athmet prächtig — kurzum, sein Körper ist trefflich im Gange und schafft Schädlichkeiten schnell aus seinem Bereiche hinaus. Der Stubenmensch aber, der ebenso stark raucht, setzt sich den größten Gefahren aus, wenn er nicht in seiner freien Zeit auf Körperbewegung, auf Anregung der Ausscheidungskraft seines Organismus Gewicht legt.

Ich habe das an mir selbst erfahren. Lange Zeit ein sehr starker Raucher, verspürte ich doch keinen erheblichen Nachtheil von dieser Leidenschaft, weil ich meinem Körper starke Strapazen zumuthete, und das Gift, das ich im Tabak zu mir nahm, durch eine starke Haut- und Lungenthätigkeit schnell ausschied. Als ich jedoch um wichtiger Geschäfte willen einige Monate meine körperliche Arbeit ruhen ließ, ohne dabei aber das Rauchen, an das ich gewöhnt war, einzuschränken, stellte sich bei mir eine Herzerkrankung ein, die mich Monate lang peinigte und die nichts Anderes war, als die Folge des übermäßigen Tabakgenusses. Das Gift, das früher, als die Muskeln insgesammt noch tüchtig arbeiten mußten, schnell aus dem Körper ausgeschieden worden war, hatte sich darin bei sitzender Lebensweise längere Zeit aufgestaut und brachte nun das Herz in Unordnung.

Solche Erscheinungen nennt man idiopathische Herzleiden, d. h. Krankheiten des Herzmuskels, die mit der Beseitigung ihrer Ursachen — gemeinhin eines heftigen

Reizmittels — allgemach wieder verschwinden, es kommt aber doch nicht selten vor, daß solche Leiden böse Veränderungen des Herzens im Gefolge haben und mit frühem Tode abschließen.

Ein Mensch, der seinen Körper wirklich gebraucht, der seine Muskeln nicht verwelken oder nur vegetiren läßt, sondern sie zu strammer Arbeit anhält, kann sicher sein, von einem regelmäßig und mäßig genommenen Erregungsmittel nicht geschädigt zu werden. Merkwürdiger Weise sind nun aber gerade diejenigen Menschen, welche am wenigsten körperlich arbeiten, hinsichtlich der Erregungsmittel am ungenügsamsten. Eine kräftige Bauersfrau trinkt weit weniger starken Kaffee, als ein schwächliches Stadtfräulein, ein von früh bis in die Nacht hinein seinen Körper anstrengender Landmann genießt weit weniger Alkohol und Tabak, als die lebenslustigen, ernster körperlicher Thätigkeit so abholden Stadtherren.

Wen möchte es unter solchen Verhältnissen wundern, wenn die Klagen über Beschwerden am Herzen, an der Triebfeder unseres Organismus, unter den körperlich unthätigen Menschen häufiger ertönen, als unter denen, welche sich im wahren Sinne des Wortes „im Schweiße ihres Angesichts“ ihr Brod verdienen, welche mit harter Muskelarbeit ihr Leben verbringen?

Wir haben vorhin gezeigt, wie viel Arbeitslast ein Herz unter normalen Verhältnissen zu bewältigen hat, erhöhen wir diese durch den unvernünftigen Gebrauch von Erregungsmitteln und überhaupt von Speise und Trank, so ist es erklärlich, daß schließlich das immer und ewig

angespornte Herz in einen krankhaften Erregungszustand geräth. Leute, die über starkes Herzklopfen klagen, findet man jetzt überall, und diese Klage beweist, daß das Herz bei ihnen unverhältnißmäßig mehr Arbeit aufgebürdet bekommt, als die übrigen Organe. Das rechte Einvernehmen im Organismus ist gestört, und das Herz müht sich ab in fieberhafter Thätigkeit. Es gibt genug Menschen, deren Herz 90- und 100mal, statt 70- und 75mal in der Minute schlägt, und es ist einleuchtend, daß sich dasselbe um so früher abnützt, je öfter eine derartige Ueberarbeitung eintritt.

Wir bekommen Alle ein bestimmtes Maß von Lebenskraft mit auf den Weg, und verstehen wir nicht damit hauszuhalten, so ist das unser eigener Schaden.

Wer allabendlich ein starkes Quantum Alkohol zu sich nimmt, ohne doch einen Körper zu besitzen, der diesen Stoff schnell und leicht verarbeitet, belastet damit seinen Herzmuskel und kürzt seine Lebensdauer ab. Ein Jeder kann an sich selbst die Beobachtung machen, daß das Herz zehn und mehr Schläge in der Minute weniger leistet, wenn sich der Körper in ruhender, langgestreckter Lage befindet, und dieser Umstand deutet darauf hin, daß wir die Nachtruhe nöthig haben, um, wie den übrigen Organen, so auch dem Herzen Gelegenheit zur Herabstimmung seiner Thätigkeit und zur Sammlung neuer Kraft für die kommende Tagesarbeit zu geben. Wie kann aber das Herz neue Kraft sammeln, wenn wir ihm — wie das von so vielen Leuten gethan wird — Abends ein Quantum Alkohol aufpacken, das ihm einige tausend Schläge in der Nacht mehr zumuthet?

Genießen wir Abends einige Gläser Bier oder Wein, so wird unser Herz sicherlich mindestens zehn Schläge in der Minute mehr zu verrichten haben. Das macht für die Stunde 600, für die übliche und nothwendige Schlafzeit von acht Stunden aber bereits 4800 Schläge mehr. Die Folge davon ist, daß man ermüdet und schlaff aufsteht und vielleicht gleich wieder zur Peitsche — dem alkoholischen Getränk — greift, bis man schließlich seinen Herzmuskel aus Rand und Brand gebracht und das gesammte Körperleben völlig gestört hat.

Eine sehr natürliche Folge starker Erregungsmittel und mangelhafter Körperbewegung ist die Herzmuskelverdickung, in der ärztlichen Sprache Hypertrophie genannt. Wie sich die Schenkelmuskeln beim Reiter, die Armmuskeln beim Fechter, die Brustmuskeln beim Schwimmer verdicken, so muß auch der Herzmuskel in seinem Umfange zunehmen, wenn ihm allzu viel Arbeit obliegt. Er kann freilich viel aushalten, jedoch andauernden Strapazen unterliegt er am Ende doch, und dann gestaltet sich die Sache durchaus nicht so einfach, als bei der Verdickung anderer Muskeln. Herzmuskelverdickung entsteht sehr oft nicht blos infolge von Ueberreizung des Herzmuskels durch starke Getränke und andere Erregungsmittel, sondern auch durch Störungen und Beeinträchtigungen des Blutkreislaufes, wie sie bei heutiger sitzender Lebensweise sehr leicht statthaben.

Wer viel sitzt und unregelmäßige Verdauung hat, besitzt gewöhnlich auch einen sehr trägen Blutumlauf im Unterleibe, und das wirkt außerordentlich schädigend auf

das Herz. Der Blutstrom, den die linke Herzkammer durch die große Körperschlagader (Aorta) forttreibt, stößt im Unterleibe, wo sich diese Ader in zahllose kleine Gefäße auflöst, auf Stauungen, welche durch mangelhafte Bethätigung der Bauchmuskulatur, anhaltendes Zusammendrücken des Unterleibes, schlechte Verdauung hervorgerufen sind, und veranlaßt das Herz dergestalt zu vermehrten Anstrengungen, um das Blut in dieser Richtung vorwärts zu treiben. Allmählig hypertrophirt (verdickt) sich das linksseitige Herz, weil es durch diese Arbeit unmäßig beansprucht wird, es ängstigt seinen Besitzer durch starkes und anhaltendes Klopfen, bringt die Arterien in große Aufregung, in der Folge stellen sich Mattigkeit, psychische Erregtheit und andere Beschwerden ein, und der davon Heimgesuchte bildet sich ein, wer weiß was für einen bösen Herzfehler zu haben, während er in Wirklichkeit nichts Anderes hat, als eine Herzschwellung oder sagen wir besser Herzverdickung, die den Stockungen im Unterleibe entspringt und die oft genug aufhört und zurückgeht, wenn das Hinderniß durch Anregung des Unterleibes, durch Massage und geeignete heilgymnastische Uebungen beseitigt wird.

Ist das Herz rechtsseitig verdickt, so steckt das Hinderniß in der Lunge, daher man hier einzugreifen hat. Die Sache liegt dann so: aus der rechten Herzkammer preßt sich ein Blutstrom durch die Lungenarterie nach oben und löst sich in die Haargefäße der Lungen auf. Hat Jemand nun eine schlechte, eingedrückte, theilweise verstopfte Lunge — und Leute, bei denen die Athmungs-

organe verschleimt, hier und da eingefallen, kurzum nicht ganz in Ordnung sind, gibt's ja wie Sand am Meere — so liegt es auf der Hand, daß der Blutumlauf durch diese Parthien schlecht von Statten geht und die rechte Herzkammer zu vermehrten Anstrengungen gezwungen ist, um den Blutstrom durch die Lungen zu pumpen. Sorgen solche Menschen für die rechte Lungenpflege, stärken und erweitern sie ihre Athmungsorgane durch Turnen, Schwimmen, Bergsteigen und andere gymnastische Uebungen, so vermögen sie sich schließlich auch dieser Plage zu entledigen.

Sehr häufig entsteht infolge dieser Stockungen im Blutkreislaufe, infolge von Hindernissen, welche die Schnelligkeit des fließenden Blutes beeinflussen, auch Herzerweiterung, d. h. das Herz, welches sich, in seiner regelrechten Arbeit beeinträchtigt, fieberhaft abmüht, den vermehrten Kraftanforderungen gerecht zu werden, erweitert seine Kammern, um dadurch leistungsfähiger zu sein und dem andrängenden Blute mehr Platz zu gewähren. Solche Vergrößerung des Herzens geht oft in's Ungeheure, und Leute, deren Herz sich auf das Doppelte und Dreifache seines eigentlichen Umfanges ausgedehnt hat, gehören leider durchaus nicht zu den Seltenheiten. Der Herzschlag ist bei solchen Kranken oft durch die Kleider hindurch sichtbar und erschüttert den ganzen Brustkorb.

Auch gegen die Herzerweiterung, gegen die Ausbauschung der Herzkammer hat die Wissenschaft bereits in Form der von kundiger Hand angewendeten Bewegungsheilmethode vorgehen können, und es ist gewiß tröstlich, daß man heutzutage erfolgreich Herzübel zu bekämpfen ver-

mag, gegen welche die Menschheit ehedem geradezu machtlos war. Aerztlich angeordnete vorsichtige Gymnastik, Massage, mäßiges Bergsteigen, kurzum die Bewegungsheilmethode, dazu noch Wasser und etwelche Arznei haben schon manchen Menschen auf die Beine gebracht, den man in früherer Zeit als bereits halb im Grabe liegend betrachtet hätte. —

Wie bei den Einen das Herz krank wird, weil es zu viel arbeiten muß, so beschwert es sich wieder bei Anderen, weil es zu wenig zu arbeiten hat. Ueber unserem Körperwohlsein walten bestimmte Gesetze, deren Außerachtlassung nicht ungestraft hingeht. Ein Pumpwerk, das zu viel arbeiten muß, erlahmt, und ein solches, das zu wenig zu arbeiten hat, rostet. Wenn der Herzmuskel zu wenig Arbeit zu verrichten hat, speichert er die ihm zugehende überschüssige Kraft in einer Speckschicht um sich herum auf. Dieses Uebel der Herzverfettung stellt sich zumeist bei Menschen ein, die gut und viel essen und trinken, dabei einen phlegmatischen Charakter haben, aber ohne ausgiebige Bewegungen des Körpers und ohne rechte Hautthätigkeit sind. Unnütz zu sagen, daß auch dieser Zustand am besten durch die Bewegungsheilmethode, durch Anregung der Haut- und Muskelthätigkeit beseitigt wird.

Die einzig wahre und gründliche Heilung einer Krankheit ist stets am besten aus den Ursachen abzunehmen, welche diese Krankheit hervorgerufen haben. Erkrankte das Herz, weil man ihm zu viel Arbeit aufbürdete, so muß man ihm das Zuviel wieder abnehmen, erkrankte es, weil ihm zu wenig Kraft abverlangt wurde, so geht die

Aufgabe dahin, ihm die gebührenden Leistungen aufzuerlegen.

Gegenüber der Häufigkeit der Klagen, die dermalen über Herzbeschwerden verlautbaren, ist nichts nothwendiger, als die Ausbreitung der Lehre von den Verrichtungen des menschlichen Körpers, von den Beziehungen der einzelnen Theile unseres Organismus zu einander. Haben die Menschen erst erkannt, daß das wundersame Triebwerk in ihrer Brust, das sie Herz heißen, der winzige, aber gewichtige Mittelpunkt eines lebendigen Kunstwerkes ist, dessen längere oder kürzere Dauer von dem mehr oder minder regelrechten Ineinandergreifen seiner einzelnen Theile abhängt; haben sie erfahren, aus wie geringfügigen Ursachen oft erhebliche Störungen des Blutlebens und also auch des Herzens zu Stande kommen; haben sie erfahren, wie einfach die Bahn zu ebnen ist, deren dieser Urquell des Lebens zu flottem, segensreichem Dahinströmen benöthigt, dann dürfte die Heerschaar Derjenigen, denen es heute um das Herz herum nicht so ganz wohl ist, zu einem kleinen Häufchen zusammenschmelzen, dann dürfte die Zahl Derer, die sich eines munter pochenden, kräftig und regelrecht zum Wohlsein des ganzen Körpers sein Werk verrichtenden Herzmuskels erfreuen, schnell in die Höhe gehen.

Frankreich nach der großen Revolution.

Schattenbilder aus schwerer Zeit.

Von

Hanns v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Am 5. Mai 1889 ist in Versailles der hundertjährige Gedenktag der Einberufung der Generalstände, welche die Einleitung zu der gewaltigen Tragödie der großen Revolution bildete, feierlich begangen, und am nächsten Tage die Weltausstellung eröffnet worden. Der politische Charakter, welchen das heutige Frankreich dieser sonst so gelungenen Weltausstellung gegeben hat, verhinderte natürlich die monarchischen Staaten Europa's, in offizieller Weise daran Theil zu nehmen; sie konnten einer Umwälzung, welche selbst die Häupter der Königsfamilie nicht schonte, ja unmöglich ihre Anerkennung zu Theil werden lassen, um so weniger, als alle radikalen Elemente Frankreichs, ja Europa's, in überschwänglicher Weise und mit lauter Stimme die Helden der Revolution verherrlichten, und aus den Errungenschaften derselben, oft unter Verleugnung aller historischen Wahrheit, für ihre Zwecke Kapital zu schlagen suchten.

Aber nicht nur den radikalen Parteien erscheint die

französische Revolution in einem ganz falschen Lichte, in den weitesten Kreisen der Gebildeten sind über die damaligen Vorgänge selbst, wie über ihre unmittelbaren Folgen durchweg schiefe Anschauungen verbreitet, die erst in jüngster Zeit durch die Forschungen unbeeinflußter Geschichtsschreiber langsam ihre Berichtigung zu erfahren beginnen.

Wohl sind Jedermann die entsetzlichen Greuelscenen der Schreckensherrschaft, der Hinschlachtung von Tausenden gegenwärtig, aber während man derartige Unthaten der Pöbelwuth und des Wahns verdammt, geht doch Hand in Hand damit die festgewurzelte Vorstellung, daß zwar durch die Revolution über eine gewisse Anzahl von Personen Leiden und Tod verhängt wurde, die große Masse des ganzen Volkes aber unmittelbar dadurch zu Freiheit, menschenwürdigem Dasein und Wohlstand gelangte. Dies ist ein Irrthum. Die segensreichen Folgen der gewaltigen Umwälzung traten erst sehr spät und sehr allmählig auf, die unmittelbare Wirkung dagegen war eine vollständige Unterdrückung der vielgenannten Menschenrechte zu Gunsten einiger Machthaber, die schroffste und schrecklichste Willkürherrschaft, der sittliche Verfall der französischen Nation, ihr politischer Ruin und der jähe Sturz aller reichen Hilfsmittel des Landes. Frankreich stand am Schluß der Revolutionsperiode so hart am Rande des Abgrundes, wie nie vorher und nie später.

Zweifellos waren die Zustände während der letzten Jahrzehnte des Königreichs unerträgliche; lange Kriege, eine elende Finanzwirthschaft und die durch nichts zu be-

schönigende Verschwendung des Hofhaltes hatten dem Wohlstand des Landes schwere Wunden geschlagen; fast die ganze Last der Steuern ruhte auf dem gemeinen Manne, Adel und Geistlichkeit waren von den staatlichen Abgaben mehr oder minder befreit. Auf der anderen Seite hatte das Königthum aber Frankreich eine wohlgeordnete Verwaltung, die gut funktionirte, gegeben, Gesetz und Recht waren durchaus gesichert, denn die Fälle, in denen der Wille des Königs in den Gang der Justiz eingriff, in denen eine lettre de cachet, ein königlicher Haftbefehl, die persönliche Freiheit beschränkte, waren unter Ludwig XVI. thatsächlich höchst selten, fast nie vorgekommen. Und als der Sturm auf die verhaßte Bastille, die in Wirklichkeit nur noch ein höchst harmloses Gefängniß war, am 14. Juli 1789 die Revolution einleitete, da hatte der wohlwollende König auch bereits seine bestimmte Absicht zu erkennen gegeben, die wirklich vorhandenen Mißstände abzustellen. Als das Königthum selbst zertrümmert wurde, waren längst mit der Zustimmung des Monarchen die Garantien eines modernen Staatswesens für Frankreich gesichert. Die Revolution, wie sie sich dann ausgestaltete, baute aber vorerst nichts Haltbares auf, sie zerstörte und vernichtete nur Bestehendes. Nichts ist bezeichnender, als daß von den zehntausend Gesetzen, die seit 1789 erlassen wurden, gegen Ende des Jahres 1796 nur noch siebenzig in Kraft waren.

Die finanzielle Lage des Königreichs war ohne Zweifel niederdrückend genug gewesen, ja man wird in dem Mißverhältniß zwischen Ausgaben und Einnahmen wohl nicht

mit Unrecht die Hauptursache des Ausbruchs der Revolution suchen können. Aber der Kredit Frankreichs war noch wenige Jahre vor dem Zusammenbruch nur wenig erschüttert, die Zinsen der Staatsschulden wurden regelmäßig bezahlt, noch 1781 wurde ein ziemlich hohes Anlehen vielfach überzeichnet. Die Finanzwirthschaft der Republik aber war geradezu trostlos. Die Republik sparte zwar die Ausgaben für die königliche Hofhaltung, die jährlich etwa 34 Millionen Franken erfordert hatte, sie sparte die Ausgaben für die vom König bewilligten Pensionen im Betrage von circa 28 Millionen, und sie hätte bei einigermaßen redlicher und verständiger Verwerthung der eingezogenen Domänen, der Güter des Klerus und der Besitzungen der Emigranten Milliarden zur Verfügung haben müssen. Trotz alledem ist die ganze Geschichte der Republik eigentlich nur die Geschichte ihrer Geldverlegenheiten. In keinem Staate der Welt ist die Banknotenpresse in eine so sinnlose Thätigkeit versetzt worden, als in dem Frankreich der Revolution; die Gesammtsumme der „Assignaten", des Papiergeldes, überstieg schließlich den Betrag von 47 Milliarden, und als endlich 1796 der Entschluß gefaßt wurde, mit der Ausgabe von Papiergeld aufzuhören, ließ man, ehe die Assignatenplatte feierlich vernichtet wurde, aus Vorsicht noch 12 Milliarden Franken dieses famosen Papiergeldes abziehen. Keine Zwangsmaßregeln vermochten schließlich diese Papiere in ihrem Werthe zu erhalten; im August 1794 war ihr Kurs bereits auf 33 Prozent gefallen, im Januar des nächsten Jahres auf 18 Prozent des Nominalbetrages,

und kaum ein Jahr später war ihre Entwerthung derart, daß man ein Mittagsmahl von zehn Gedecken mit 100,000 Franken Papier bezahlte, und die Pariser Lohnkutscher 5000 Franken für eine einstündige Fahrt forderten und erhielten; das Pfund Brod kostete 50, das Pfund Lichter 180, der Scheffel Kartoffeln 280 Franken — der Rest war der Staatsbankerott.

Wie sah es also um den Wohlstand Frankreichs aus? Unter dem Königreich war allerdings der gewöhnliche Mann hart gedrückt gewesen, die Lage, besonders des Bauernstandes, war in den meisten Provinzen kläglich. Dagegen verfügte Frankreich über eine hochentwickelte Industrie, der Handel blühte trotz vieler schweren Zölle und Abgaben, der Mittelstand fand, ganz abgesehen von den glücklichen oberen Zehntausend, fast überall sein reichliches Auskommen. Am Ende der Republik war natürlich der Adel so gut wie vernichtet und, wo er noch ein heimliches, verstecktes Dasein fristete, verarmt, der Handel und die Industrie stockten gänzlich; das reiche Lyon war auf Befehl des Konvents, weil es sich dessen Launen nicht fügen wollte, in einen Schutthaufen verwandelt worden, der Krieg mit den festländischen Staaten Europa's, den die Jakobiner heraufbeschworen hatten, verschloß alle Grenzen, der Krieg mit England machte den Seeverkehr unmöglich, die Unsicherheit aller Zustände lähmte jede Unternehmungslust; der übliche Zinsfuß, der vor der Revolution zwischen 4 und 6 Prozent geschwankt hatte, stieg bis auf 84 Prozent im Jahre.

Erntete nun wenigstens der Bauer, der kleine fleißige

Landmann, wirklich den verheißenen Segen — er, der ehedem fast die ganze Last des Staatswesens getragen und der jetzt mit einem Schlage von dem größten Theil der Steuern, von der Hörigkeit, von allen drückenden Frohnden befreit worden war? Mit Nichten: auch der Bauer wurde dem Ruin entgegengeführt, die Revolution brachte es fertig, nachdem sie die großen Vermögen zerstört hatte, auch die kleinen zu vernichten, indem sie die Arbeit, den Erwerb überhaupt unmöglich machte. Für alle Lebensmittel, die der Landmann zum Verkauf bringen konnte, wurden Maximalpreise aufgestellt, gleichzeitig wurden Bestimmungen getroffen, daß kein Produzent mehr für sich behalten dürfe, als er für seinen Privatgebrauch nöthig habe — die Todesstrafe drohte dem Zuwiderhandelnden. Die Maximalpreise aber wurden derart festgesetzt, daß die Arbeit nicht mehr lohnte, bald hielten die fleißigen Hände daher inne, der Müller ließ die Mühle stehen, der Bauer aß seine Früchte selbst auf, anstatt sie zu Markt zu bringen, ja unterließ es überhaupt, zu ernten.

Zu gleicher Zeit brach die Zeit der rücksichtslosen Requisitionen für die Armee über den Landmann herein; zuerst wurden ihm die Pferde fortgenommen, dann das Getreide und das Heu, „schließlich schlachtete er," wie ein amtlicher Bericht meldet, „lieber sein Vieh und steckte es in's Pökelfaß, um wenigstens etwas zu retten." Schon im Jahre 1794 herrschte fast in ganz Frankreich Hungersnoth; aus Rouen meldete der Regierungskommissär: „Seit drei Monaten schläft das Volk vor den Bäckerläden, um Gelegenheit zu haben, ein schlechtes Brod sehr theuer zu bezahlen,

aber auch das schlechte Brod bekommt man selten." Im Bezirk Cadillac „essen die Landleute Brod aus Quecken und graben auf der Haide nach Wurzeln", in Indre „nähren sich die Bewohner von Eicheln und Klee". Selbst in Paris, für dessen Verproviantirung fortgesetzt halb Frankreich ausgesogen wurde, trat Mangel ein: „Das Brod wird so verfälscht, daß es Krankheiten erzeugt",*) „die im Staatsdienst stehenden Waffenarbeiter haben seit langer Zeit nur von Brod und Käse gelebt", „eine armselige Mohrrübe kostet zwei Sous", „auf den Straßen und Märkten begegnet man nur den ausgehungerten Gestalten der Bürger, die Thränen vergießen, Rufe der Verzweiflung ausstoßen und ein Bild des jammervollsten Elends darbieten".

Wo war nun der ehemalige Wohlstand, wo waren die Hunderte von Millionen geblieben, welche der Staat aus den Gütern der Geistlichkeit und des Adels gezogen hatte, wo blieben die Erträgnisse der fortgesetzten Kontributionen und Erpressungen, die in den verschiedensten Gestaltungen jedem Besitz auferlegt wurden?

Große Summen verschlangen vor Allem die Kriege, in welche die Revolution das unglückliche Land verwickelt hatte; im ersten Halbjahr 1793 kostete das Heer monatlich 140, später 180 Millionen, im nächsten Halbjahr bereits 300 Millionen. Gewaltige Summen erforderte die Verpflegung der unersättlichen Metropole Paris und ihres Proletariats, auf dessen moralischer oder richtiger unmoralischer Unterstützung die Existenz der Revolution

*) Wir geben hier nur amtliche Daten wieder.

beruhte. Noch gewaltigere Summen wurden einfach — gestohlen.

Es ist überhaupt durch die Republik mit noch weit größerer Gewissenlosigkeit mit Staatsgeldern verfahren worden, als durch das Königthum. Schon in ihrem ersten Jahre war das alte französische Beamtenthum gänzlich aus seinen Stellungen vertrieben, der Abschaum der Gesellschaft hatte sich in alle einträglichen Posten eingenistet, oder es waren neue für ihn geschaffen worden: „In Paris," schreibt ein Zeitgenosse, „gibt es über 30,000 Regierungsbeamte; höchstens 6000 bewältigen die nothwendige Schreibarbeit, von den Uebrigen kann man nur sagen, daß sie Federn schneiden, Tinte verbrauchen und Papier ruiniren." Bei der allgemeinen Willkür fehlte jede Kontrole, die sogenannten Revolutionsausschüsse hoben die außerordentlichen Steuern oft ohne Steuerrollen und Zahlungslisten aus, und nur einzelne Tröpflein von dem reichlich fließenden Saft der ausgepreßten Citrone Frankreich gelangten wirklich in den Staatssäckel; die Städte Beaugency und La Rôle wurden, um nur zwei aktenmäßige Beispiele anzuführen, um je eine halbe Million gebrandschatzt, von denen zusammen gerade 77,650 Franken zur Ablieferung kamen, von gegen 3½ Millionen in den Rheinprovinzen innerhalb eines Monats des Jahres 1795 erpreßten Steuern flossen nur 138,000 Franken in die öffentlichen Kassen.

Sehr ergiebig war vor Allem auch jede Stellung bei den Gerichten. Taine hat aus alten Akten geradezu haarsträubende Geschichten über den fast offenkundig betriebenen

Schacher, der mit Freiheit und Leben getrieben wurde, ausgegraben: es gab z. B. in Paris ein Gefängniß, in welchem reiche Gefangene gegen hohen Tagessatz Aufnahme fanden und in dem sie, so lange sie diesen zahlten, gesicherter waren, als in der Freiheit. Ein Gerichtspräsident Lacombe in Bordeaux erpreßte von acht Angeklagten durch Freisprechungszusagen fast eine halbe Million, und selbst der berüchtigte Ankläger am höchsten Gerichtshof, das Scheusal Fouquier-Tinville, scheute sich nicht, eine monatliche Pension von 1000 Thalern von der reichen Familie Boufflers dafür anzunehmen, „daß in den Aktenfascikeln die Papiere der Angehörigen jener Familie zu unterst gelegt wurden." Freilich stand ein solches Verfahren völlig auf der Höhe der sonstigen revolutionären Justiz. Schuld oder Unschuld war ja Nebensache, der Parteistandpunkt entschied allein über Leben und Tod, und schließlich hielt man sich überhaupt nicht mehr mit Vernehmungen auf: „Mehr als vier Minuten Zeit darf ein einzelner Kopf nicht kosten."

Ein Pariser Geschworener pflegte, wenn die Mittagszeit herannahte, und die Verurtheilungen noch nicht beendet waren, zu sagen: „Die Angeklagten sind von jetzt an doppelt schuldig, denn sie konspiriren gegen meinen Bauch, meine Suppe wird kalt!" Der berüchtigte frühere Schauspieler Collot war als Nationalagent nach Lyon gesandt, um die Stadt „zu säubern", und hatte unter Anderen die Verhaftung eines jungen Mannes aus guter Familie befohlen. Als der Herr Vertreter der Staatsgewalt gerade bei Tische saß — in seiner üblichen Gesellschaft von Possen-

reißern und Henkern — trat einer der Richter des Tribunals ein und meldete, daß jener Jüngling verhört und gänzlich unschuldig befunden, daher wohl zu entlassen sei. „Was?“ brauste Collot auf. „Ich habe angeordnet, daß dieser Mensch bestraft werde, und ich wünsche, daß er heute noch sterbe!“ Und dann fügte er den klassischen Satz hinzu: „Wollte man die Unschuldigen verschonen, so würden zu viel Schuldige der Bestrafung entgehen.“ In der nächsten Stunde war der junge Mann erschossen. — Aus Marseille meldete der öffentliche Ankläger nach Paris: „Ich habe den Henker Soubrié in's Gefängniß setzen lassen, weil er bei der Hinrichtung der Revolutionsfeinde, die wir zum Tode verurtheilten, weinte!“

Wahrlich, dahin mußte es kommen, daß die Henker die Richter beschämten!

Eine der wichtigsten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft ist die Religion. Dies wußten auch die Häupter der Revolution, nur sollte die Religion des republikanischen Frankreichs nicht das „veraltete und überlebte“ Christenthum sein. Dem Jahre 1793 blieb es vorbehalten, die „neue Religion der Vernunft“ zu erfinden; am 10. November fand auf Befehl des Pariser Stadtrathes das erste große öffentliche Fest zu Ehren der Göttin Vernunft, dargestellt durch eine bildschöne Tänzerin der großen Oper, Fräulein Maillard, statt, und der ganze Konvent spielte in dieser Theaterscene mit. Damit begann dann zugleich eine Aera roher Kirchenschändungen: es wurde sogar beschlossen, alle Kirchthürme abzutragen, weil sie „durch ihr Hervorragen dem Prinzip der Gleichheit widersprechen,“

und alle Heiligthümer zu vernichten, Beschlüsse, die allerdings nur theilweise zur Ausführung kamen. —

Die zweite wichtige Stütze der menschlichen Gesellschaft ist die Familie. Auch an sie wagte sich die Republik heran, sie untergrub geflissentlich den inneren Halt der Familienbande. Die Ehescheidung wurde in jeder Weise erleichtert, die Autorität des Ehegatten vernichtet, die väterliche Gewalt abgeschafft. „Wir wagen es nicht mehr," schrieb ein Zeitgenosse, „unsere Kinder zu schelten oder gar zu züchtigen, sie würden uns einfach antworten: was unterstehst Du Dich? Wir sind frei, die Republik ist unser einziger Vater," und Danton erklärte in einer Konventssitzung geradezu: „Ehe die Kinder ihren Eltern gehören, gehören sie der Republik."

Indessen, was sprechen wir von der menschlichen Gesellschaft? Nach dem Willen der Schreckensmänner sollte und durfte es überhaupt keine „Gesellschaft" mehr geben — nur gleichgestellte Individuen. Jeder, der geistig, sittlich oder auch nur äußerlich hervorzuragen schien, sündigte gegen die Grundsätze der Revolution und war mehr oder minder in seiner Freiheit, in seinem Leben bedroht. Wer zwei gute Anzüge besitzt, ist ein Aristokrat, ein „Bisamdufter" sagte man damals, wer Wohnungsmiethe empfängt, ist ein Bedrücker des Volkes, wer ein Kapital besitzt, ein Feind des Vaterlandes. „Hundertdreißig Bisamdufter," lautet wörtlich ein amtlicher Bericht über einen Streifzug auf Verdächtige, „wurden heute verhaftet, es waren sicher keine Patrioten, denn sie sind dick und fett!"

Vermögen nicht nur, auch Bildung reichte hin, verdäch-

tig zu machen. Der berühmte Chemiker Foucroy erklärte: „Man verfolgte alle gebildeten Menschen; man brauchte nur Kenntnisse zu haben, um als Aristokrat verhaftet zu werden, man lähmte den Unterricht und wollte die Bibliotheken verbrennen.“ Und ein anderer Zeitgenosse schrieb: „Gute Erziehung, liebenswürdige Eigenschaften, ja ein sanfter Gesichtsausdruck waren Aechtungsgründe; wer nicht die schmutzigen Manieren und Gewohnheiten, den Ton und die Kleidung der Sansculotten annahm, galt für einen Aristokraten.“ Es kam so weit, daß in der That die Gefängnisse allein die Sammelplätze der guten Gesellschaft waren, denn in ihnen befand sich zeitweise die ganze Elite der Nation, soweit sie sich nämlich nicht rechtzeitig dem drohenden Verderben durch die Flucht entzogen hatte.

Wie konnte aber ein Land gedeihen, dessen beste materiellen und geistigen Kräfte geflissentlich brach gelegt wurden? Wahrlich, es gibt nichts Bezeichnenderes für die Sinnesart der damaligen Machthaber, als die Antwort, die der Vorsitzende des ersten Gerichtshofes dem Bahnbrecher der modernen Chemie, Lavoisier, gab, als dieser, zum Tode verurtheilt, einen Aufschub von zwei Wochen erbat, um ein begonnenes wichtiges Experiment zu beenden: „Die Republik bedarf keiner Gelehrten!“

Die Revolution hatte in ganz Europa die Kriegsfurie entzündet, die Republik war während der ganzen Dauer ihrer Existenz in fortwährende Kämpfe verwickelt. Es lohnt daher wohl, auch einen Blick auf die vielgerühmten Heere, die sie in's Feld stellte, zu werfen. Die Revolution hatte die alte königliche Armee ohne Waffengewalt ver-

nichtet; mit dem Jahre 1791 hatte die freiwillige Auswanderung oder die gewaltsame Ausmerzung fast aller alten Offiziere begonnen, die Kadres der bisherigen Armee waren zerstört worden; anfangs etwa die Hälfte des Heeres, dann mehr als diese setzte sich aus jungen Mannschaften zusammen, die nicht ausgebildet und nicht disziplinirt waren. Um die Heldenthaten dieser „Volontärs" hat eine eigenartige Geschichtsfälschung die buntschillerndsten Legendenkränze gewunden, thatsächlich aber bedeckten sie sich bereits in dem ersten Feldzuge des Jahres 1792 geradezu mit dem Fluch der Lächerlichkeit — sie liefen nämlich schon davon, noch ehe sie angegriffen wurden; Belgien, das Ziel des Krieges, wurde durch wenige österreichische Kanonenschüsse von ihnen befreit.

Wenig anders gestalteten sich die Dinge in den nächsten Jahren, und es war wahrlich nicht die Schuld der französischen Armeen, wenn die Verbündeten nicht in einem Anlauf das ganze Land eroberten; wenige Tage vor der Schlacht von Valmy flüchteten 10,000 Franzosen vor 1500 preußischen Husaren in vollster Auflösung, und nur die unentschlossene Kriegführung, die mangelhafte, uneinige Politik der Gegner retteten Frankreich. Wie arg die Verderbniß in der Revolutionsarmee war, erhellt vielleicht am besten aus der Thatsache, daß ihre Kopfzahl sich einmal in vier Wochen durch Desertion um ein Drittel der Gesammtstärke, um 60,000 Mann nämlich, verringerte, und nicht minder bezeichnend ist auch der Umstand, daß einer der republikanischen Kriegsminister, Pache, nach kaum vierwöchentlicher Verwaltung wegen eines Kassendefektes

von 150 Millionen seines Amtes enthoben wurde. Da Monsieur Pache aber im Uebrigen ein sehr „gesinnungstüchtiger" Mann war, so machten seine Freunde ihn bald darauf zum Maire von Paris.

Nur sehr, sehr langsam besserten sich die Verhältnisse, sie besserten sich besonders dann, als man sich entschloß, eine regelrechte Aushebung einzuführen, und die neuen Truppen mit den alten Linientruppen direkt zu verschmelzen, als der Republik in dem genialen Carnot ein großer Organisator erstand, wie später in Bonaparte ein gewaltiger Feldherr. Immerhin muß man, um gerecht zu sein, das Eine anerkennen, daß Frankreich in jenen Jahren der höchsten Noth ein neues Element der Kriegführung schuf: das moderne Massenheer. Seine Verwendung freilich lehrte erst Napoleon.

Das Jahr 1796 sah den jungen General zum ersten Male an der Spitze einer selbstständigen Armee; aber wie war diese Armee von Italien beschaffen? Er selbst hat uns ihr Bild gegeben: sie war schlecht ausgerüstet und bekleidet, die Soldaten hungerten, die Disziplin war gelockert — er erst schuf sie zu dem Organ um, das unter seiner Führung von Sieg zu Sieg eilte, und dessen Erfolge die Republik noch einmal retteten! Gerade damals stand in der That ihre ganze Existenz auf dem Spiel; die Rheingrenze war bedroht, die Küsten standen einer englischen Landung offen, in der Vendée loderte der offene Aufstand empor — ohne die Siege Napoleon's und ohne deren moralische Nachwirkung wäre die Republik unrettbar in Trümmer zerfallen. Wie im Fluge eroberte er das

reiche Norditalien, und zum ersten Male seit langer, langer Zeit füllten sich auch wieder die leeren Kassen des französischen Staates — freilich durch schamlosesten Raub. Es klang den Herren des Direktoriums, der vollziehenden Staatsbehörde, wie helles Glockengeläut einer besseren Zukunft, als Napoleon z. B. schrieb: „Zwei Millionen in Gold sind unterwegs nach Paris; der Finanzminister kann für weitere vier oder fünf Millionen Wechsel ziehen, die pünktlich bezahlt werden sollen. Morgen gehen von Mailand hundert der schönsten Wagenpferde ab, sie mögen die schlechten Klepper ersetzen, die vor eure Wagen gespannt sind ... Der Papst soll uns 5½ Millionen geben" u. s. w. Es waren nicht zuletzt goldene Stufen, mit denen sich Napoleon den Emporstieg zur Macht vorbereitete.

Aber die Hauptsache war doch: Frankreich war der Republik müde. Das Land war so gut wie ruinirt, eine kleine Minderzahl schlauer und gewissenloser Spekulanten hatten allein Vermögen gesammelt oder, richtiger gesagt, gestohlen und erpreßt, und selbst diese sehnten sich nach der Stunde, in der sie endlich die Früchte ihrer „ehrlichen Arbeit" in Ruhe genießen könnten. Nichts ist bezeichnender, als daß trotz alles Druckes schon im Jahre 1798 von 84 Departements allein 66 nur Kandidaten von ausgesprochen antirepublikanischer Gesinnung wählten, 8 Departements stellten politisch farblose Wahlmänner auf, und nur 10 wirkliche Republikaner kamen zur Wahl. Ein Bericht des Polizeiministers aus dem Jahre 1799 entwirft folgendes Bild von dem Zustand des Landes:

„In 45 Departements herrscht die Anarchie oder der Bürgerkrieg; Räuberbanden erbrechen die Gefängnisse, morden die Steuereinnehmer, brandschatzen die Gutsbesitzer. Die Dienstpflichtigen rotten sich zusammen und widersetzen sich der Rekrutirung. Ueberall weigert man dem Gesetz den Gehorsam."

Die Schwäche der Regierung war ebenso groß, wie der Widerwille der Bevölkerung gegen sie. Der Staat war völlig aus den Fugen gegangen, das gepriesene System der Republik war gänzlich gescheitert — es war gescheitert nach einem Bestand von kaum 7 Jahren, und das Resultat, das es zurückließ, war eine mehr als verzehnfachte Schuldenlast, die nur durch die Bankerotterklärung des Staates aus der Welt geschafft werden konnte, war der wirthschaftliche Ruin des ganzen Landes, war der Krieg in Permanenz, ein Krieg, dem schon 1798 fast ein Viertel aller waffenfähigen Männer Frankreichs geopfert worden waren. Der gesammte Verlust an der Bevölkerungsziffer des Staates wird eher zu niedrig, als zu hoch auf 1,200,000 Menschen angegeben. Das ganze Land wünschte daher nach dem begeisterten Freiheitsrausche jetzt dringend die Wiederkehr einer festen, leitenden Hand. Es wollte Ruhe, Sicherheit des Besitzes, strenge Gerechtigkeit, es wollte wieder arbeiten und sich des Lohnes der Arbeit freuen können, es wollte die Schreckensherrschaft der Jakobiner ein- für allemal beendet sehen, es wollte Ordnung in der Verwaltung, im Steuerwesen — mit einem Wort, es wollte einen Monarchen.

Als daher der Mann kam, der die Republik zu Grabe

läutete, als Napoleon den gesetzgebenden Körper mit den Bajonetten seiner Soldaten auseinander trieb, jubelte ihm ganz Frankreich wie einem Erretter zu. Und in der That, er hielt, was man von ihm gehofft hatte. Mit eiserner Hand brachte er den ausgerenkten Staatskörper wieder in Ordnung, mit drakonischer Strenge richtete er auf den Trümmern der Republik sein Staatswesen auf, das Taine ebenso treffend wie scharf „eine unvergleichlich aufgeputzte Kaserne" nennt. Frankreich erhielt durch ihn den inneren Frieden wieder, Handel und Wandel blühten unter ihm neu auf, und eine in der stolzesten Zeit der Bourbonen nie geahnte „Gloire" erfüllte und begeisterte die ganze Bevölkerung. Dafür aber legte der große Kriegsmann seinem Reich eine Blutsteuer auf, wie sie nie ein Volk getragen hat — er beugte Frankreich in den Dienst seines unersättlichen Ehrgeizes, seiner maßlosen Herrschbegier und Kriegslust. Und dasselbe Volk, das seinen wohlwollenden König vom Thron gerissen und ermordet hatte, dasselbe Volk trug jetzt geduldig die eiserne Herrschaft des fremden Emporkömmlings.

So waren also eigentlich die Erfolge der Staatsumwälzung zuerst nur negative, an Stelle des alten Elends trat neueres, viel schlimmeres. Wenn wir daher, die wir die segensreichen Folgen der französischen Revolution genießen, dieser gewaltigen Erscheinung gern rühmend gedenken, so wäre es doch auch gut, wenn wir uns stets dabei erinnerten, welch' namenloses Elend sie über die Mitlebenden gebracht hat.

Nationale Lieblingsspeisen.

Kulinarische Skizze

von

Eugen Schmitt.

Nationalgerichte findet man eigentlich nur bei den civilisirten Völkern, und zwar kann man behaupten, daß der Geschmack an gut zubereiteten Speisen wächst mit dem Fortschreiten der Kultur, und daß auf der anderen Seite die Zubereitung der Speisen zu Verirrungen führt, sobald sich eine gewisse „Ueberkultur" geltend macht, wie wir sie zu wiederholten Malen in der Geschichte bei gewissen Völkern eintreten sahen. Wenn wir ein klassisches Beispiel dafür haben wollen, wie der Geschmack beschaffen war, als sich selbst das größte Kulturvolk des Alterthums, die Griechen, noch im Stadium ihrer Entwickelung befand, so brauchen wir nur den alten Homer nachzuschlagen, in dem wir hin und wieder genaue Beschreibungen der Zubereitung von Speisen und Getränken finden.

Ein einziges Beispiel wollen wir hier anführen, das Rezept, welches Homer von der Zubereitung des „Kykeon" gibt, eines Mischdinges zwischen Speise und Getränk. Nach Homer bereitet man diesen Kykeon, indem man in

ein Gefäß zuerst eine gehörige Quantität geriebenen Ziegenkäse streut; darauf schichtet man eine gleiche Menge geschnittener Zwiebeln und Lauch, darauf eine gleiche Schicht Mehl, worauf das Ganze mit Harzwein flüssig und je nach Belieben eß- oder trinkbar gemacht wird.*) Feinschmecker unter den alten Griechen fügten diesem Mischmasch noch Honig hinzu. Wen befällt nicht ein Grauen, wenn er daran denkt, daß er an einer solchen klassischen Bowle hätte theilnehmen müssen?

Ein anderes Beispiel, zu welchen Auswüchsen in der Zubereitung der Speisen man gelangen kann, liefert uns das unten folgende klassische Kochrezept, welches von dem römischen Schwelger Apicius herstammt, der zur Zeit des Augustus und des Tiberius lebte. Wenn wir die Rezepte betrachten, die ein gewisser Coelius nach den Rathschlägen des Apicius verfaßt hat, so finden wir, daß der Gaumen der damaligen schlemmenden Römer derart gegen alle Genüsse abgestumpft war, daß man selbst zur Asa foetida, zu jenem Harz, das heute noch in den Apotheken unter dem bezeichnenden Namen „Teufelsdreck“ zu kaufen ist, greifen mußte, um die Speisen „pikant“ zu machen. Man suchte mit aller Gewalt die Speisen damals nicht in natürlicher Weise auf den Tisch zu bringen, sondern sie durch Vermischen, Zerstoßen, Trocknen u. s. w. so umzuändern, daß eigentlich kein Mensch mehr ihren früheren Geschmack herausfinden konnte.

*) Dieser mit Harz versetzte und verbitterte Wein findet sich noch heute in Griechenland vor.

So überliefert uns Coelius ein Rezept über die Zubereitung der Schweinsleber, aus welchem hervorgeht, daß das Gericht, welches entstand, nach allem Anderen schmeckte, nur nicht nach Schweinsleber. Wenn eine der lesenden Hausfrauen etwa auf die kühne Idee kommen sollte, es zu erproben, so mag sie dasselbe in Folgendem finden:

„Brate Schweinsleber und reinige sie darauf von allen Häuten, vorher jedoch zerreibe Pfeffer, Raute und Fischsülze und darein thue Deine Leber, und vertreibe und mische Alles, wie die Fleischklöße. Bilde Klöße daraus, wickle sie mit einzelnen Lorbeerblättern in die Netzhaut und hänge sie in den Rauch, so lange, als Dir beliebt. Wenn Du sie essen willst, so nimm sie aus dem Rauch und brate sie von Neuem. Wirf sie in einen trockenen Mörser, auch Pfeffer, Liebstöckel, Majoran, und zerstoße sie. Gieße etwas Fischsülze daran, thue gekochte Gehirnlein dazu, vertreibe es fleißig, damit es keine dicken Stücke mehr habe. Wirf fünf Eidotter dazu, und treibe es gut zusammen, so daß es einen einzigen Körper bilde, mische es wieder mit Fischsülze, schütte es in eine eherne Pfanne und koche es darin. Wenn es gekocht ist, so schütte es auf einen reinen Tisch und schneide es in kleine Würfel. Wirf Pfeffer, Liebstöckel und Majoran in einen Mörser und zerstoße es. Mische Alles in einen Breikessel und lasse es darin heiß werden. Nachdem es heiß geworden, ziehe es hervor, zerarbeite es, wende es und schütte es in eine Schüssel. Streue Pfeffer darüber und trage es auf."

Gesegnete Mahlzeit! —

Für die Behauptung, daß die Feinschmeckerei eines Volkes mit der Kultur zunimmt, kann eine gastrosophische Autorität citirt werden, nämlich der Deutsche v. Rumohr, welcher in seiner Einleitung zum „Geist der Kochkunst" sagt:

„In der That möchte die Behauptung nicht gewagt sein, daß die Bildungsstufe eines Volkes jedesmal an dem Sinn und Verstand erkannt werden könne, der in der Wahl und Zurichtung seiner üblichen Speisen dem geschichtlichen Blicke sich darlegt. Von der ekelhaften Nahrung eines Eskimo oder Korjäken bis zu der schmackhaften und reinlichen Frugalität eines gebildeten, aber noch lange nicht überbildeten Volkes gibt es unendlich viele Mittelstufen, welche, wenn man nur darauf Bedacht nehmen wollte, jederzeit der gesammten sinnlich-sittlichen Bildung der Nation Stück für Stück entsprechen. Stumpfsinnige, für sich hinbrütende Völker lieben mit schwer verdaulicher, häufiger Nahrung gleich den Mastthieren sich anzustopfen. Geistreiche, aufsprudelnde Nationen lieben Nahrungsmittel, welche die Geschmacksnerven reizen, ohne den Unterleib sehr zu beschweren. Tiefsinnige, nachdenkende Völker geben gleichgiltigen Nahrungsmitteln den Vorzug, welche weder durch einen hervorstechenden Geschmack, noch durch eine schwerfällige Verdauung die Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nehmen." —

So dürfte es denn nicht allein ein Kücheninteresse haben, einmal die Nationalgerichte der hauptsächlichen jetzt lebenden Kulturvölker durchzugehen, vielmehr würde man aus einer solchen Betrachtung entschieden Material für die Völker-Psychologie und die Kulturgeschichte schöpf-

können. Beschäftigen wir uns vorerst mit den deutschen Nationalgerichten.

Unsere westlichen Nachbarn behaupten, daß wir nur ein Ideal kennen, nämlich Sauerkohl oder Sauerkraut. Und doch ist diese Behauptung, wie fast Alles, was von französischer Seite über Deutschland geschrieben wird, höchst thöricht. Denn erstens ißt man z. B. in Rußland viel mehr Kohl, als in Deutschland, und ebenso pflegen auch die anderen Nationen, insbesondere auch die französische, das Sauerkraut ebensowenig zu verachten, als die deutsche. Selbst den Vorwurf hat man uns gemacht, daß wir „Wurstesser" seien, und man wollte sogar versuchen, aus der Vorliebe des Deutschen für Wurst seine Unfähigkeit für alle feineren Genüsse der Kochkunst herzuleiten. Auch war es Jahrhunderte lang bei den anderen Nationen üblich, von dem Deutschen zu behaupten, daß er ein „Vielfraß" sei, der sich ganz und gar nicht darum kümmere, ob das, was er genieße, auch wohlschmeckend zubereitet sei, wenn es eben nur recht viel war.

In der That hatte der Deutsche früher keine eigene Nationalküche, sondern er kopirte bald die französische, bald die spanische, italienische und englische Küche, und erst seit ungefähr einem Jahrhundert kann man von einer eigentlichen „deutschen Küche" sprechen. Um aber in aller Geschwindigkeit für die uns so theure Wurst ein paar anerkennenswerthe Worte zu sagen, sei nur erwähnt, daß die größten Feinschmecker des Alterthums, die römischen Schlemmer aus der Kaiserzeit, sich auch schon für die Wurst auf das Lebhafteste interessirten, und daß ins-

besondere bei großen Gastmählern ganze gebratene Schweine, die mit Würsten gefüllt waren, als ein Triumph der Küchenkunst galten. Heute ist Deutschland in der That das Haupt-Wurstland, und die Namen der Wurststädte Braunschweig, Gotha, Göttingen, Jena, Jauer, Regensburg, Nürnberg und Wien haben bis über Europa's Grenzen hinaus einen guten Klang. Aber auch Frankreich liefert vortreffliche Würste, und insbesondere kommen diese von Lyon und von Arles, während in Italien Bologna und Mailand die besten und bekanntesten Würste liefern.

Wir Deutschen aber wissen nur zu genau, daß nicht Sauerkraut und Wurst unsere Nationalgerichte sind, sondern daß sich im Gegentheil in Betreff unserer Gerichte eine Spaltung, eine Stammesverschiedenheit zeigt, die noch auf Jahrhunderte hinaus an den Partikularismus vor der Einigung des neuen deutschen Reiches erinnern wird. Welch' ein Unterschied zwischen den Spätzle mit Kraut, die der Schwabe liebt, und den Erbsen mit Speck, welche in ganz Norddeutschland ein so außerordentlich beliebtes Gericht sind; welche Kluft zwischen den Käsekeulchen des Sachsen und den Leberknödeln des Bayern. Hatten wir doch in Deutschland nicht einmal ein einheitliches nationales Getränk, bevor von München aus das bayerische Bier seinen Siegeslauf angetreten hatte.

Betrachten wir die Nationalgerichte der anderen Kulturvölker, namentlich aber der europäischen, die auf eine Jahrhunderte alte Küche und Kultur zurücksehen können. Der Spott nennt den Franzosen „Jean Potage“ und den Engländer „John Bull“, weil der Erstere ein leidenschaftlicher

Verehrer der Suppe ist, und Letzterer das Rindfleisch in allen Formen, insbesondere aber in der des Beefsteaks ißt.

Der Suppentopf ist aber in Frankreich erst seit ungefähr hundert Jahren zu Ehren gekommen, denn eine Zeit lang hatte es geschienen, als sollte die französische Küche gänzlich von der englischen erdrückt werden. Als aber das französische Nationalbewußtsein immer mehr wuchs, kam auch die Suppe in Frankreich auf, und sie ist das eigenthümliche Nationalgericht bis heute geblieben. Nur das Ragout in hunderterlei verschiedenen Arten macht ihr Konkurrenz, und dem Leser möge es überlassen bleiben, aus dieser Vorliebe der Franzosen für Suppen und Ragouts Schlüsse auf den französischen Nationalcharakter zu ziehen. Originell dürfte es übrigens sein, daß der Mann, der die Suppe zuerst in Paris wieder zu neuen Ehren brachte, der sich auch zuerst den Titel „Restaurateur" beilegte, Boulanger hieß, genau so, wie der jetzige Kocher der sogenannten Revanche-Suppe, die wir mit den Franzosen über kurz oder lang werden auslöffeln müssen.

Der Engländer schwärmt, wie oben erwähnt, für das Rindfleisch, d. h. er verachtet auch das Hammelfleisch nicht, und die Nationalgerichte der Engländer sind Fleisch und abermals Fleisch. Man bekommt aber auch in der ganzen Welt nirgends so gutes Fleisch, als in England. Solche Rinderfilets, solche Hammelrücken kann man nur in England finden, wo durch eine Jahrhunderte lange Zucht das Vieh dazu gebracht ist, einen unübertrefflichen Braten und eine vorzügliche Fleischfaser zu liefern, die wiederum nur erzeugt wird durch die vortrefflichen Weiden,

die den großen Heerden zur Verfügung gestellt sind. Das Klima bringt es übrigens auch wohl mit sich, daß der Engländer so viel Fleisch verzehrt.

Die Pflanzenkost herrscht dagegen vor in den Nationalgerichten vieler im Süden gelegenen Länder.

Der Italiener liebt die Polenta, d. h. einen aus Maismehl gebackenen Kuchen, vor Allem aber die Maccaroni, Nudeln von allen Größen, und Grünzeug — Zwiebeln, Bohnen, Erbsen, unreife Mandeln 2c. — das als Dessert roh gegessen wird. Der „Risotto" allein, das Reisgericht des Italieners, macht den Maccaroni Konkurrenz, da es in letzter Zeit in Italien eine Verbreitung gefunden hat, wie nie vorher. Hunderterlei Rezepte gibt es, um diese Mischung von Reis und Käse, wohl auch Geflügel oder anderem Fleisch herzustellen, und selbst der Komponist Rossini war stolzer auf seine Erfindung eines neuen Risotto-Rezepts, als auf seine Opern.

Das spanische Nationalgericht ist die Olla, und das spanische Sprichwort sagt: „Nach Gott die Olla!"*) In diesem Gericht spiegelt sich so recht die geschichtliche Entwickelung des spanischen Nationalcharakters wieder. Dasselbe ist nämlich halb orientalisch, halb occidentalisch, halb europäisch, halb afrikanisch, und unwillkürlich muß man an die Invasion der Mauren in Spanien denken, wenn man die Begeisterung sieht, mit welcher der sonst so vornehme Spanier sich für ein Gericht interessirt, das eigent-

*) Der Zusatz podrida ist eigentlich wenig appetitlich; olla podrida wörtlich übersetzt heißt „Faultopf".

lich erst dann seinen größten Werth erhält, wenn es ein wenig in Fäulniß übergegangen ist. Diese Olla ist nämlich ein Gemisch von Hammelfleisch, Schweinefleisch, Rindfleisch, Garbanzos (Kichererbsen), von einer geräucherten Wurst, von Tomaten, von Zwiebeln, von Knoblauch, von Speck, von Schinken, Fischen und allerlei Gemüsen. Diese Zusammensetzung soll an und für sich gar nicht einmal so übel sein, wenn die Olla frisch ist und wenn durchaus frisches Material zu ihrer Zubereitung verwendet wird. Wie bereits erwähnt, liebt aber der Spanier keineswegs diese Frische, wenigstens nicht am Fleisch, und die Gährung, die durch den reichlichen Zusatz von allerlei Lauch- und Zwiebelarten in diesem Gerichte entsteht und dasselbe säuerlich und fast übelriechend macht, verleiht der Olla in seinen Augen erst die höchste Pikanterie. Daß dieses Nationalgericht aber dadurch hergestellt wird, daß, besonders in den unteren Volksklassen, alle Küchenabfälle in einen Topf geworfen werden, in dem sie dann allmählig in Gährung übergehen sollen, ist eine gastronomische Verleumdung, fast ebenso schlimm wie diejenige, die man den Chinesen anthut, indem man von ihnen behauptet, sie äßen mit Leidenschaft marinirte Rattenschwänze.

Die chinesische Küche ist ja sehr orginell, und Haifischflossen gelten für eine vorzügliche Delikatesse, im Allgemeinen aber ist die chinesische Küche — d. h. bei den Vornehmen, denn die niedere Bevölkerung lebt fast nur von Reis und jungen Bambussprossen — eine sehr saubere und schmackhafte. Die Chinesen verstehen nämlich Seemuscheln, Fische, Pilze und verschiedene Gemüse durch

außerordentlich pikante Saucen so zuzubereiten, daß selbst ein Europäer dieser Küche Geschmack abgewinnen kann, wenn man ihn nicht zwingt, alle Gänge eines chinesischen Diners mitzuessen, bei welchem gewöhnlich dreißig bis vierzig verschiedene Gerichte aufgetragen werden.

Bezeichnend wiederum für die Kulturstufe des Russen, insbesondere des echten europäischen Russen, ist das Nationalgericht, das er über Alles liebt, der „Schtschi", die Kohlsuppe. Wie auf den Italiener das Wort Maccaroni, wirkt auf den Russen das Wort „Schtschi" begeisternd. Um dieser Kohlsuppe willen läßt er jedes andere Gericht der russischen Küche, die insbesondere auch eine Menge, allerdings sehr fett zubereiteter Mehlspeisen kennt, stehen. Dieses russische Nationalgericht wird folgendermaßen zubereitet: Man zerhackt einen Weißkohlkopf fein, nimmt ebenso viel Sauerkraut, wie frisches Kraut vorhanden ist, vermischt dasselbe, gibt zwei geschnittene Zwiebeln hinzu und kocht den Kohl in einer Brühe weich, die halb aus Rindfleisch und halb aus Schweineschinken gezogen wird. Dann wird saure Milch und etwas gehackte Petersilie hinzugethan, und die Suppe ist zum Auftragen fertig. Nur ein russischer Magen vermag natürlich sich für dieses Gericht zu begeistern.

Wollen wir noch einen Beweis dafür, daß die Nationalgerichte die Kulturstufe des betreffenden Volkes repräsentiren, so brauchen wir nur nach der Türkei zu blicken. Auch dort spiegelt sich der Marasmus, in welchem das große ottomanische Reich bereits seit Jahrhunderten steckt, auch in dem einzigen Nationalgerichte wieder, das der

Türke kennt und liebt, in dem Pilav, d. h. Reis mit Hammelfleisch. In der That leben zwei Drittel der Türken jahraus jahrein von nichts Anderem, als von Reis und Hammelfleisch. Die vornehmen und reichen Türken haben zwar theilweise europäische Köche angenommen, und lassen sich auch durch ihre türkischen Köche allerlei andere Speisen zubereiten, aber das Pilav fehlt selbst auf der Tafel des Sultans keinen Tag. Allerdings verstehen die Türken den Reis in ganz vortrefflicher Weise zu kochen. Das Rezept für dieses einfache Kochen des Reises, der in der Türkei nur gedünstet wird, ist so werthvoll, daß es zu Nutz und Frommen der Leserinnen in Folgendem veröffentlicht werden soll:

„Bester egyptischer oder italienischer Reis wird mehrmals gewaschen, auf ein Sieb zum Ablaufen gebracht und dann so in einen Topf geschüttet, daß er sich in demselben aufhäufelt. Dann wird höchst vorsichtig vom Rande aus Wasser so in den Topf gegossen, daß die Reiskörner nicht aus der Lage gerathen, und zwar rechnet man auf ein Pfund Reis ungefähr zwei Liter Wasser. Der Topf wird dann gut zugedeckt und an ein mäßiges Feuer gesetzt. Bevor das Wasser ganz verdunstet ist, wird der Reis vom Feuer abgerückt und an einer warmen Stelle gelassen, bis alle Feuchtigkeit verdampft ist. Er wird darauf mit geschmolzener Butter — ein halb Pfund Butter auf ein Pfund Reis — vermischt und bis zum Auftragen an einer warmen Stelle des Herdes gelassen, während welcher Zeit er indeß mindestens alle zehn Minuten ordentlich mit einem hölzernen Löffel durcheinander gerührt werden muß.“

Erwähnt mag noch werden, daß dieser Pilav von den vornehmsten wie von den ärmsten Türken mit den Händen gegessen wird, denn Messer und Gabel kennt man nur in den Häusern der Reformtürken, und diese Art und Weise des Essens hat auch an und für sich nichts Unappetitliches, da der Türke sich nach der Vorschrift des Korans nicht nur täglich mehrmals wäscht, sondern auch unmittelbar vor der Mahlzeit ein Händewaschen der Versammelten stattfindet, ebenso wie selbstverständlich nach der Mahlzeit die Hände wieder von den Speiseresten durch Waschen gereinigt werden. —

Was nun von den Nationen im Allgemeinen gesagt worden ist, das gilt auch von den einzelnen Individuen, und wenn auch nicht mit Sicherheit, so kann man doch einigermaßen auf die Charaktereigenthümlichkeiten eines Menschen schließen, wenn man weiß, welches seine Lieblingsspeisen sind. Selbst im Volkswitz drückt sich ja eine ähnliche Anschauung aus, indem derselbe Rosinen und Mandeln „Studentenfutter" nennt, wahrscheinlich der Ansicht huldigend, daß Menschen, die geistig angestrengt sind und etwas leisten sollen, auch nur mit derartigen Leckereien genährt werden dürfen.

Mannigfaltiges.

Der kürzeste Rechtsweg. — König Friedrich der Große, der eigentliche Begründer der Oper in Berlin, war bekanntlich ein großer Freund musikalischer Talente. Ausgezeichnete Musiker oder Sänger und Sängerinnen wurden oft reichlich von ihm beschenkt, so sparsam er auch sonst war.

Während der Aufführung einer neuen Oper, deren Handlung Persien zum Schauplatz hatte, war der König in heiterer Stimmung und applaudirte mehrfach.

Die Heldin der Oper, die italienische Sängerin Signora Astrua, sang in der Rolle einer persischen Prinzessin zum Entzücken, so daß, als auch der König in seiner Loge Beifall klatschte, sich im ganzen Hause ein mächtiger Beifallssturm erhob. Alle Blicke hafteten nun an der königlichen Loge und dem König, der in offenbar guter Laune sich befand. Auf letztere wurde nun sofort von zwei Damen spekulirt. Die erste von ihnen war die Heldin des Abends, die gefeierte Sängerin selbst. Der König hatte ihr vor Jahresfrist eine bedeutende Gagenerhöhung zugebilligt, die ihr aber durch mancherlei Kabalen bisher entzogen geblieben war. Mehr aus Entrüstung darüber, als des Gewinnes wegen, faßte nun die Künstlerin den Entschluß, die günstige Gelegenheit wahrzunehmen. Sie warf daher, als kaum der Vorhang gefallen war, einen Mantel über ihr Theaterkostüm und eilte nach der Königsloge, wo sie dem eben aus derselben tretenden Monarchen ihre Beschwerde nicht ohne eine gewisse Keckheit vortrug, die Friedrich nicht eben sehr zu gefallen schien. Denn als die Sängerin sich

verneigte und ihren Mantel dabei auseinanderschlug, so daß ihr glänzendes Prinzessinnengewand hervorschimmerte, entgegnete der geistreiche König mit verweisendem Tone: „Prinzessin von Persien! Ich mische mich nie in die Angelegenheiten fremder Höfe!“ und stieg dann die Treppe hinab.

Doch bevor er den Wagen erreichte, hemmte eine zweite Bittstellerin, das bejahrte Fräulein v. Sydow, seinen Weg. Dieser, einer altadeligen Familie entsprossenen Dame, war vor etwa 25 Jahren eine reiche Erbschaft zugefallen. Bevor sie aber in den Besitz derselben gelangen konnte, hatten sich habgierige Verwandte derselben bemächtigt, worauf ein Zeit und Geld raubender Prozeß sich entsponnen hatte. Mit dem Anwachsen der Akten hatten sich auch die Jahre angehäuft, ganz wie es jene Konkurrenten gewünscht, die sich zur Erreichung dieses Zweckes manches unlauteren Mittels bedient hatten. Das Lebensglück des armen Fräuleins hing von dem glücklichen Ausfall dieses endlosen Prozesses ab. Kein Wunder, daß die Bittstellerin dem König den Schneckengang, welchen ihr Prozeß bei der damaligen Regierung in Marienwerder nahm, mit ungewöhnlicher Zungenfertigkeit schilderte und um Gewährung eines gerechten Verfahrens bat.

„Ich werde mich der Sache erinnern,“ entgegnete Friedrich.

„Aber werden Euer Majestät auch nicht vergessen?“ warf die Dame dreist ein.

Unwillig wandte Friedrich der Aufdringlichen den Rücken, und als sie ihn selbst noch beim Einsteigen in den Wagen mit ihren Klagen verfolgte, rief er: „Nehm' Sie sich in Acht, daß Sie nicht unter die Räder kommt!“

Ein Jahr war seit diesem Auftritt verflossen, aber der Prozeß ging noch immer seinen alten Gang. Der Sängerin war längst die bewilligte Gagenzulage mit dem ganzen Rückstande gezahlt worden. Des Fräulein v. Sydow's Gnadengesuch dagegen schien vergessen zu sein.

Um diese Zeit hatte der König die Reise nach Mockrau zur Revue angetreten. Bei dem Manöver bemerkte Friedrich's Scharfblick einen stattlich gekleideten Reiter, der, als gehöre er in des Königs Gefolge, sich in seine Nähe drängte. Der Reiter trug einen dreieckigen, mit breiten Goldtressen besetzten Hut und war mit einem violettfarbenen, goldgestickten Rock und einer reichgestickten farbigen Weste bekleidet.

„Komm Er 'mal näher!" rief der König plötzlich. „Wer ist Er?"

„Mein Name ist Neumann. Durch Euer Majestät Gnade bin ich Oberamtmann," versetzte der Gefragte.

„So! Warum hat Er denn Seine Bauern verlassen? Ist auf dem Amt kein Geschäft mehr für Ihn?" fragte Friedrich weiter.

„Meinen großen König von Angesicht zu Angesicht einmal zu sehen, war stets mein sehnlichster Wunsch. Er ist jetzt erfüllt," erwiederte der Oberamtmann.

„Nun, dann pack' Er sich wieder nach Hause," sagte der König.

„Wie Euer Majestät befehlen!" entgegnete der Reiter, wandte seinen Schimmel und sprengte davon.

Friedrich setzte lachend seine strategischen Beobachtungen fort. Nach einiger Zeit aber verfinsterte sich des Monarchen Blick. „Reit' Er einmal," befahl er einem Adjutanten, „nach jener Waldecke, wo jetzt die Kavalleriebrigade hält, und bring Er mir den Gaffer mit dem Tressenhut und der rothen Weste, der sich dort auf seinem Schimmel tummelt, her, damit ich ihn zu seinen Bauern transportiren lasse."

Nach wenigen Minuten kehrte der Adjutant mit dem Schimmelreiter zurück, den der König in der Entfernung für den Oberamtmann von vorhin gehalten hatte. Es war indeß zwar ein auf ähnlichem Pferde sitzender, gleich gekleideter, doch anderer, ganz junger Mann.

Der König, voll Verdruß, sich geirrt zu haben, fuhr den Reiter an: „Wer ist Er? Und was will Er hier?"

„Euer Majestät halten zu Gnaden! Ich bin der Kammergerichts-Referendarius Peters aus Marienwerder. Um der kriegerischen Uebung beizuwohnen, besonders aber, um des Glückes theilhaftig zu werden, Euer Majestät zu sehen, habe ich den Ritt unternommen.“

„So seh' Er mich denn recht an!“ entgegnete der König dem stattlichen jungen Mann, wobei sein Unmuth in Wohlgefallen überging. „Dann reite Er augenblicklich nach Marienwerder zurück und melde dort Seinem Präsidenten: ich würde morgen Nachmittag um 4 Uhr in Marienwerder eintreffen, und fände ich dann den Sydow'schen Prozeß nicht beendet, so solle ihn, den Präsidenten, der Teufel holen!“

Der Referendarius verneigte sich und ritt von dannen. Der Abend dämmerte schon, als der junge Mann in Marienwerder eintraf. Ohne Säumen ließ er sich beim Präsidenten melden. Obgleich Excellenz eben Gesellschaft gab, wurde doch der Referendarius, als „Ueberbringer eines königlichen Befehls“ vorgelassen.

„Sie haben den großen Monarchen gesehen und gesprochen?“ redete der Präsident den jungen Mann an. „Wie befindet sich der erhabene Herr?“

„Sehr wohl!“ entgegnete der Gefragte und meldete nun wörtlich den Befehl bis auf das „so soll ihn“, wo er stecken blieb. Schließlich mußte er der Aufforderung seines Vorgesetzten, Alles zu sagen, aber doch nachkommen.

Der Präsident stutzte nicht wenig, doch suchte er sich zu fassen und befahl dem Referendar, die Drohung des Königs geheim zu halten. Dann ließ er sofort die Herren Räthe und Assessoren zusammenrufen. Und siehe da! Noch in derselben Nacht wurde eine große Sitzung abgehalten, wobei das voluminöse Aktenstück des Sydow'schen Prozesses der Gegenstand der Debatte war.

Am folgenden Nachmittag 4 Uhr traf der König in Marien-

werder ein. Er wurde vom Präsidenten in großer Galauniform empfangen.

„Ist der Sydow'sche Prozeß beendet?" war des Königs erste Frage.

„Zu Befehlen, ja, Euer Majestät!" antwortete der Präsident. „Dem Fräulein v. Sydow, das ungeschmälert das Erbtheil und Ersatz für alle gehabten Kosten erhält, ist bereits das Erkenntniß ausgehändigt."

„Wie geht es sonst, mein lieber Präsident?" fragte Friedrich sehr freundlich und gab damit dem Gespräch eine andere Wendung. E. K.

Eine gestörte Badekur. — Einer der lieblichsten Kurorte des Rheingaues ist das reizend in stillem, schattigem Thalgrunde zu beiden Seiten eines Bächleins zwischen waldigen Höhen sich hinziehende Schlangenbad, dessen helle Häuser sich malerisch von dem saftigen Laub- und Wiesengrün des Hintergrundes abheben. Schon der Landgraf Karl von Hessen-Kassel, der kunstsinnige, aber verschwenderische Fürst, welcher die weltberühmten großartigen Wasserkünste von Wilhelmshöhe in's Leben gerufen hat, wendete dem Orte als Eigenthümer der hier dem Boden entsprudelnden Mineralquellen seine besondere Gunst zu, indem er 1694 auf dem linken Ufer des Baches das inzwischen vielfach umgebaute „obere" Badehaus errichtete. Ein nicht geringeres Interesse für die Hebung Schlangenbads legte Kurfürst Franz von Mainz als Besitzer des rechten Ufers an den Tag, welcher sieben Jahre später den „Mainzer Hof" (den jetzigen „Nassauer Hof") bauen ließ. Der Erstgenannte gab sich besondere Mühe, die vornehmen Besucher des benachbarten, damals in hoher Blüthe stehenden Bades Schwalbach herüberzuziehen, mit dessen Besitzer, dem Landgrafen von Hessen-Rothenburg, er in stetem Hader lebte. Durch Bauten sorgte er für eine hinreichende Zahl von comfortablen Wohnungen, die Badeeinrichtungen wur-

den verbessert, auch Hainbuchen- und Lindenalleen gepflanzt; zugleich stellte er einen besonderen Badearzt an, welchem ein Chirurg und ein Apotheker beigegeben wurden. So wurde das reizende, neu und geschmackvoll dekorirte Schlangenbad bald ein Lieblingsaufenthaltsort für die vornehme Welt. Die Kurfürsten von Hessen und von Mainz hielten hier förmliche Hoflager.

Während des spanischen Erbfolgekrieges ließ nun im Jahre 1709 eine der französischen Freibeuterbanden, welche damals das linke Rheinufer unsicher machten, durch die Schilderungen, welche man ihr von dem Glanz jenes Badelebens entworfen hatte, sich dazu verlocken, auch einmal dem rechten Rheinufer einen Besuch abzustatten. In Schlangenbad lebten die Badegäste in tiefem Frieden ganz ihrer Gesundheit und ihrem Vergnügen. Von glänzenden Namen waren der Deutschmeister Fürst Ludwig von Pfalz-Neuburg, der Prinz von Mecklenburg, der Graf von Braunfels und Andere vertreten. Da fanden sich eines Morgens — es war am 17. Juli — in der Frühe die beiden Badehäuser von den Feinden umstellt. Die Bewohner hatten kaum Zeit, sich nothdürftig anzukleiden und sich zu gemeinsamer Vertheidigung in einem der Zimmer zu sammeln, als die Franzosen zum Angriff schritten. Die Thür war schnell gesprengt, der energische Widerstand der Badegäste durch die feindliche Uebermacht bald überwunden. Dabei wurde der feindliche Führer Lacroix (auch Kleinholz genannt) von dem Deutschmeister durch einen Pistolenschuß getödtet; der Letztere verlor aber dafür seinen Marschall v. Westernach und seinen Mundschenk. Die schnell zusammengerafften Werthgegenstände genügten der Habgier der Franzosen nicht; sie hofften noch ein hohes Lösegeld für die vornehmen Gefangenen herauszuschlagen, welche nur halb angekleidet gefesselt in der Richtung nach Kiedrich fortgetrieben wurden. Am meisten hatte dabei der Deutschmeister zu leiden, welcher nur mit einem Schuh bekleidet war, und nun beim Gehen auf

den steinigen Waldpfaden die heftigsten Schmerzen auszustehen hatte.

Der Verlust ihres Führers sollte aber für die Freibeuter verhängnißvoll werden. Da es ihnen an jeder Kenntniß des Terrains fehlte, verirrten sie sich auf dem Rückwege nach dem Rhein in den Thälern zwischen Kiedrich und Rauenthal. Inzwischen war in den benachbarten Dörfern Sturm geläutet worden, die Bauern bewaffneten sich mit Mistgabeln und Dreschflegeln und sammelten sich, um den Franzosen ihre Beute wieder abzujagen. Die Freibeuter verlangten freien Durchzug, indem sie sich darauf beriefen, daß der Landesherr, der Kurfürst von Mainz, ein Vasall Frankreichs sei. Die Bauern aber wollten von derartigen Rücksichten auf die Politik nichts wissen (obwohl allerdings Kurmainz zwei Jahre vorher, um sich vor künftigen Brandschatzungen zu schützen, sich zu einer Abgabe an Frankreich verpflichtet hatte) und es kam zu einem blutigen Kampfe. Erst nach harten Verlusten gelang es den Bauern, die Feinde zu überwältigen und die Gefangenen zu befreien, worauf man die Franzosen nun ihrerseits fesselte und nach Mainz abführte. Dort fanden die Bauern die beste Aufnahme und man dankte ihnen für ihre patriotische Aufopferung. Zugleich wurde ihnen Erleichterung der Abgaben und anderweitige Belohnung zugesichert. Indeß geriethen diese Versprechungen später in Mainz zum großen Verdrusse der Bauern in Vergessenheit. —

Jener feindliche Ueberfall ließ es nun doch als wünschenswerth erscheinen, für die Zukunft Schlangenbad nicht ohne jeden militärischen Schutz zu lassen, so daß von da ab in jedem Sommer auf dem linken Ufer des Baches eine kurhessische, auf dem rechten Ufer eine kurmainzische Wachtmannschaft stationirt wurde. Schlangenbad aber blieb eines der besuchtesten Luxusbäder Deutschlands bis zur französischen Revolution, mit welcher für alle westdeutschen Kurorte eine Zeit des Verfalls begann. Erst im Laufe

dieses Jahrhunderts, seitdem das ganze (nachmals an Preußen gefallene) Gebiet unter nassauische Herrschaft kam, ist es neu emporgeblüht, so daß es gegenwärtig wieder namentlich von der vornehmen Welt mit Vorliebe aufgesucht wird. A. G.

Das Wachsthum des Menschen. — Man glaubt gewöhnlich, daß der Wuchs des ausgewachsenen Menschen unveränderlich bleibe, und daß wir stets am Morgen und am Abend und zu jeder Stunde des Tages die nämliche Größe besitzen. Allein das ist eine große Täuschung. Wenn man sich früh beim Aufstehen und dann wieder vor dem Niederlegen mit möglichster Genauigkeit mißt, so wird man schnell gewahr werden, daß wir im Allgemeinen an Größe abnehmen, je mehr der Tag vorschreitet. Professor Martel theilte oft wiederholte genaue Messungen mit, aus denen hervorgeht, daß der Wuchs des Menschen je nach der Tageszeit gar merklich wechselt. Der Eine verliert den Tag über nur 3 bis 4 Millimeter, der Andere 5 bis 6, die er bis zum nächsten Morgen wieder gewinnt. Dr. Parville berichtet von einem Radfahrer, der am Morgen 1,72 Meter und am Abend nach vollendeter Tour von gegen 40 Kilometer auf seinem stählernen Reitpferd nicht mehr als 1,70 Meter maß. Man verdichtet sich eben mehr oder weniger nach den Beschäftigungen, denen man sich unterzieht, oder nach der Rast, der man sich überläßt.

Personen, die nur eine geringe Beschäftigung haben oder den größten Theil des Tages sitzend auf dem Ruhesessel zubringen, werden immer nur eine sehr schwache Größenabnahme erleiden, während diejenigen, die viel marschiren und anstrengende körperliche Arbeiten verrichten, täglich mindestens an 5 Millimeter abnehmen. Wir finden die Erklärung dieser Thatsache darin, daß der Körper, wenn er durch Anstrengung ermüdet ist, sich zusammenzieht, gleichsam einschrumpft; er hat einen Theil von seiner Substanz und von seinem Fett ausgegeben; die Knorpel haben

an Umfang wie an Elastizität verloren; die fetten, faserigen Polster, welche die Organe der Ortsbewegung unterstützen, besitzen nicht mehr die frühere Dicke; der organische Verlust kann aber nicht ersetzt werden, so lange der Mensch des Schlafes beraubt ist.

Unser Wachsthum währt ungefähr 25 Jahre hindurch. Man nimmt an, daß ein Kind von drei Jahren die Hälfte seiner Körperlänge erreicht hat. Das Gewicht des ausgewachsenen Individuums ist 20mal größer als das Anfangsgewicht, und die Größe beträgt circa 3¼ mehr, als diejenige bei der Geburt. Das Kind, das bei seiner Geburt durchschnittlich 490 Millimeter mißt, wächst im 1. Jahre ungefähr 20 Centimeter, d. i. ziemlich $^1/_{16}$ des Gesammtwachsthums. Im 2. Jahre wächst es kaum 10 Centimeter. Vom 4. Jahre bis zum Alter der Pubertät beträgt das Wachsthum ungefähr $^1/_{21}$ der Gesammtzunahme. Das sind freilich nur Durchschnittsziffern, denn es gibt vorauseilende und auch verzögerte Zunahmen im Wachsthum. Ebenso ist bei vielen Personen das Wachsthum bis zum 25. Jahre durchaus nicht abgeschlossen; sie wachsen bis zum 30., ja selbst bis zum 32. Jahre fort.

Uebrigens ist auch das Wachsthum bei beiden Geschlechtern sehr ungleich. Im Allgemeinen sind die Knaben von 11 bis 12 Jahren größer und schwerer, als die gleichalterigen Mädchen; aber von diesem Alter an schreitet die Entwickelung des weiblichen Geschlechts weit schneller vorwärts; dann gewinnen von 16 Jahren an die Knaben an Gewicht und Größe wieder einen Vorsprung über die Mädchen, die von da an oft nur noch wenige Fortschritte machen.

Vom 25. bis zum 55. Jahre tritt ein Stillstand ein, und erst mit dem 60. Jahre zeigt sich wieder eine Veränderung, welche namentlich von einer Krümmung der Wirbelsäule abhängt. Man findet diese Thatsache selbst bei recht kräftigen Greisen bestätigt, die noch eine sehr aufrechte Haltung sich bewahrt haben.

Die Größe kann so 4, 5 und selbst 7 Centimeter abnehmen. Diese Abnahme geschieht theils durch die Abplattung der Fettpolster, der Gelenkknorpel und der Wirbelsäule, theils durch die Veränderung der Form des Schenkelbeinhalses, der bei einem Erwachsenen einen Winkel von ungefähr 135 Grad bildet, während er bei einem Greise mehr dem rechten Winkel sich nähert, was natürlich zur Verminderung der Größe beitragen muß.

L. Haschert.

Gute Deutung. — Vasco de Gama war von König Johann III. (1524) als Vicekönig nach Indien gesandt worden, wohin er sechsundzwanzig Jahre zuvor den Seeweg entdeckt hatte. Seine Flotte lag an der indischen Küste vor Anker, doch zögerte Vasco de Gama mit der Landung, da seine Leute nicht den rechten Muth zeigten, den Indern entgegenzutreten. Da — es war ein heiterer und stiller Septemberabend — wurden plötzlich alle Schiffe von einer heftigen, unregelmäßigen Bewegung ergriffen. Dieses überraschende Ereigniß brachte die größte Verwirrung hervor, von allen Schiffen ertönten Nothschüsse, man stürzte schon nach den Booten. Da erkannte Vasco de Gama, anfangs selber besorgt, daß man es mit den Wirkungen eines Erdbebens zu thun habe, welches die seltsame Bewegung verursachte. Er benutzte aber den Vorgang auf eine Weise, die den großen Seefahrer so recht charakterisirt. Er beruhigte nämlich sein Schiffsvolk mit den Worten: „Muth gefaßt, Kinder! Die indische Erde zittert, und das ist ein gutes Zeichen! Sie fürchtet uns!" — Anderen Tages schon konnte er die Landung unternehmen. R. F.

Eingemauerte Vögel. — Eine ganz absonderliche Weise zu nisten und zu brüten hat ein afrikanischer Nashornvogel, Korwé genannt, ein Vogel etwas größer wie eine Elster, schwarz und weiß gesprenkelt, mit rothem, großem und gebogenem Schnabel, der oben einen Auswuchs, eine Art von Horn hat. Sehr scheu, nisten diese sonderbaren Vögel in Baumhöhlen, welche sie förm-

lich zumauern, um das brütende Weibchen gegen Raubthiere und Baumschlangen zu schützen. Nachdem das Weibchen des Korwé das Nest in der Höhlung des Baumstammes von seinen eigenen Federn verfertigt hat, setzt es sich hinein, um seine Eier dort zu legen, sie auszubrüten und die Jungen zu behüten, bis diese flügge geworden sind. So lange aber ist und bleibt es eine vollkommen eingesperrte Gefangene, denn sobald es im Nest Platz genommen, um den mütterlichen Pflichten nachzukommen, mauert der zärtliche Gatte es im wahrsten Sinne des Wortes ein, indem er den Eingang bis auf eine schmale Spalte mit Thon verklebt und diese Spalte, die etwa die Form eines herzförmigen Loches hat, genau nach seinem Schnabel abpaßt, denn seine Obliegenheit ist es ja, nun zwei bis drei Monate hindurch das Weibchen und die Jungen zu füttern. Diese Anstrengung entkräftet das arme Männchen meist in so hohem Grade, daß es ganz elend und abgemagert wird und zuweilen gar vor Erschöpfung und Kälte niederfällt und stirbt, falls durch einen schnellen Regenguß das Wetter sich plötzlich abkühlt, während das eingesperrte Weibchen meist so fett wird, daß die Eingeborenen es als Leckerbissen zu betrachten pflegen und die Nester daher ausnehmen, wo sie solche finden.

K. R.

Amerikanische Reklame. — In Baltimore, erzählt der Verfasser von „Across the Atlantic“, besuchte ich den Friedhof, der an schönen und prunkvollen Monumenten reich ist. Ein Grabdenkmal vor allen anderen fesselte meine Aufmerksamkeit durch den Reichthum seiner Verzierungen. Der hier begraben liegt, dachte ich, muß zu den ersten Männern der Stadt gehören, und ich begann die Grabschrift zu lesen, deren goldene Buchstaben, wie gewöhnlich, nichts als Gutes dem verstorbenen John Brown nacherzählten, bis ich an eine auffallende Lücke kam: das Datum seines Todes war nicht ausgefüllt. „Wie kommt das?“ fragte ich meinen Führer.

„Ganz einfach," entgegnete dieser; „der Mann lebt und ist frisch und gesund. Er hat sich den Stein vor fünf Jahren setzen lassen, am Tage seiner Hochzeit und der Eröffnung seines Geschäftes."

„Wer ist dieser seltsame Kauz?" fragte ich.

„Sehen Sie," entgegnete mein Führer, „weiter will der Mann nichts, als daß die Fremden, wenn sie unseren schönen Kirchhof besuchen und sein Denkmal sehen, neugierig werden und nach ihm fragen. Es ist ein Mr. Brown in Puffstreet Nro. 42, der die beste Schuhwichse und Seife in Baltimore fabrizirt. — Der Grabstein hat ein gut Stück Geld gekostet, aber er rentirt sich." C. T.

Ein merkwürdiger Ring. — Im Palaste des Fürsten Schwarzenberg zu Wien ist seit Mitte April d. J. eine Ausstellung von hervorragenden Arbeiten der Goldschmiedekunst aller Zeiten und Länder eröffnet, welche unter anderen interessanten Objekten auch eine wundervolle, den Kopf des römischen Diktators Sulla († 78 v. Chr.) darstellende Camée enthält. Diese Camée hat nun, abgesehen von ihrem hohen künstlerischen Werthe, eine sehr interessante Geschichte. Als nämlich Napoleon Bonaparte, Konsul der französischen Republik, 1798 in Egypten weilte, gerieth er auf jener von den Ruinen der einst so mächtigen Stadt Pelusium bedeckten Stätte, wo im Jahre 525 v. Chr. der persische König Kambyses, ein Sohn des Cyrus, den Beherrscher Egyptens, Psammenit, nach heißem Ringen besiegte, mit dem General Andreossi in Streit darüber, aus welcher Epoche das Haus, auf dessen Trümmern Beide standen, herrühre. Napoleon stimmte für das römische Zeitalter, Andreossi war jedoch anderer Ansicht und vertheidigte dieselbe so lange, bis Napoleon, mit seiner Degenscheide im Schutte wühlend, plötzlich einen hellfunkelnden Gegenstand zu Tage förderte, der sich bei näherer Betrachtung als eine Camée erwies, die den Kopf des vorerwähnten römischen

Diktators vorstellte und nicht nur als Beweis der obigen Behauptung Napoleon's, sondern auch deshalb merkwürdig war, weil die Aehnlichkeit der Züge Sulla's mit denen des Korsen sofort in die Augen sprang. Dieser hielt, abergläubisch wie er war, den Fund umsomehr für ein günstiges Vorzeichen des Feldherrnglückes, das er in Egypten suchte, als rings um den Kopf die Buchstaben „F. E. L. I. X." (glücklich) deutlich ersichtlich waren. Deshalb behielt er den Stein anfangs in der Absicht für sich, denselben fortan als einen Talisman zu betrachten. Allein bald schenkte er ihn seiner Gemahlin Josephine, welche ihn in einen Ring fassen ließ. Aber auch sie trennte sich schon nach kurzer Zeit von dem Kleinode, indem sie es ihrem Privatsekretär Grafen Gaetano Brunnetti überließ. Dieser beschloß, sich von dem Ringe nie zu trennen, trug denselben Zeitlebens und bestimmte, daß derselbe nach seinem Tode dem Hausschatze seiner Familie als ein unveräußerliches Erbstück einverleibt werde. Als solches wurde der Ring denn auch bis vor Kurzem im Palazzo Brunnetti's zu Bologna aufbewahrt und wäre ohne den Eingangs erwähnten Anlaß einem größeren Publikum wohl nie wieder zu Gesicht gekommen. Es ist übrigens ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß der von Napoleon als glückliches Vorzeichen betrachtete Fund gerade im Palaste desjenigen Adelsgeschlechtes seine Auferstehung aus dem Reiche der Vergessenheit feiert, dessen Sprossen einst das Unglück des Korsen so mächtig fördern halfen. E. Sch.

Eigenartiger Maßstab. — Ein in der Schlacht bei Lützen (1632) gefangener österreichischer Soldat wurde in's schwedische Lager gebracht und gefragt, wie stark wohl die Feinde wären. „Ach," sagte er nach einigem Bedenken, „ihrer Zwei tragen ganz leicht ein Faß Bier weg." —dn—

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0640



